



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Library of the University of Michigan
Bought with the income
of the
Ford - Messer
Bequest



STAPLES

AS
182
.G5





(7th)

AS
182
.G5



Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweite Band
auf das Jahr 1832.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Poth.

den Büchern vermisst, bey den meiste
den letzten Band verspart wird, auch
so vollständige Inhalts-Angabe un-
einmal Columnen-Titel, wie hier,
sehr ausführliche Register.
Geschichte der beiden Jahrhunderte
ist denn ein Werk, von welchem be-
es seyen sechzehn Jahre von dem An-
m Schlusse desselben verfloßen. Die
nur in sofern nicht viel zu wenig ge-
s Jahr 1815, in welchem der erste B-
als der Anfang gemeint seyn kann,
der Arbeit selbst geht viel weiter zur-
uch die Reisen des Verf., um in so
liotheken Angaben dazu zu finden,
nicht vor die Erscheinung seines
allen, wie die neueste Ausgabe des
s Pericon's dem großen Publicum sa-
erf zu dem letzten Bande vollendet
at gewiß auch seit dem Erscheinen d-
Bandes nicht Jeder

in das Werk auch nur von ferne so ausgeführt hätte, wie wir es nun vor uns sehen, wenn die Besorgnisse, welche besonders vor der Erscheinung des vierten Bandes sehr gegründet schienen und so manches Andere, wovon man wohl gesprochen hat, in Erfüllung gegangen wären, es je vollende. Diese zwey Jahrhunderte nun sind beide auf zweyerley Art bearbeitet, einmal in den vierzehn letzten Kapiteln (47 bis 60), welche mit den zwey zunächst vorhergehenden Bänden große Aehnlichkeit haben, und dann in dem ersten Anbange, welcher auf sechzehn, aber viel enger gedruckten Seiten eine alphabetische Uebersicht der Juristen beider Jahrhunderte, sowohl der in dem Werke selbst abgehandelten, als deren, die nur etwa in einem Buche zum Nachschlagen entbehrt werden würden, enthält. Vieles ist denn freylich auch hier wieder, wie sie sagen, bloße trockene Litteratur-Geschichte, und man könnte darüber spotten, daß S. 125 gesagt ist, als Geburtsjahr von Bartolus werde 1309 und 1313 angegeben, es müsse aber in der That 1314 dafür angenommen werden — weil er am 10ten November 1334 in seinem 21sten Jahre war, man also die Wahl hat zwischen nur anderthalb Monaten von 1313 und vollen elftehalb Monaten von 1314. Wer nun etwa selbst in den letzten zwey Monaten eines Jahrs geboren wäre, und genau wüßte, daß der Verf. in den zwey ersten Monaten eines andern Jahrs geboren ist, der könnte diesen Schluß gegen bestimmte Zeugnisse, wenn auch späterer Schriftsteller, für nicht sehr beweisend halten, auch abgesehen davon, daß es ja jedem Menschen wohl begegnet, bey der Angabe seines Alters sich, wenigstens um Monate zu verrechnen, oder nach Befinden jünger oder älter zu machen. Solcher

Ungenauigkeiten kommen im täglichen Leben heut zu Tage so viele vor, der Unterz. hat 1829 S. 691 den seligen Pohl für noch lebend gehalten und hat dagegen erst noch vor einigen Tagen sich selbst schon unter den Verstorbenen gefunden, daß wenn man annimmt, vor 400 Jahren sey so etwas auch nicht unerhört gewesen, man gegen alle solche Angaben mißtrauisch werden möchte. Aber auch bey der Schilderung eines Mannes können leicht Mißverständnisse mit unterlaufen, wie z. B. S. 85 gesagt wird, der berühmte Jurist Cinus (das allgemein übliche Cynus sey zu verwerfen), welcher auch einer der ältesten großen Dichter in Italianischer Sprache war, sey in seinen Gedichten von überschwenglicher, ganz idealer Liebe beseelt, als Jurist bestätige er ohne Scheu den gröblichsten Materialismus, durch eigene persönliche Erfahrung, als einzige Lebenswahrheit. Die zum Beweise für das Letztere angeführten Worte: crede experto quod donum magis valet quam suspirium etc. sagen ja doch nicht nothwendig, Cinus habe selbst Beides versucht; sondern sie können eben so gut die Eifersucht eines unglücklichen Liebhabers 'von der Feder' ausdrücken, der die Ueberlegenheit seines Nebenbuhlers solchen groben Vorzügen zuschreibt. Indessen ohne solche Zusammenstellungen ist denn doch nun einmal keine Litterargeschichte denkbar, und ohne diese gibt es wie sehr richtig gesagt wird, so wenig eine Kenntniß der Geistesbildung eines Zeitalters, als es Philologie ohne Grammatik gibt. Man könnte aber freylich sagen, so wie Volingbroke Gott das für gedankt hat, daß es Leute gebe, die Wörterbücher schreiben, ohne im mindesten auch eins schreiben zu wollen, so könne man es bedauern, wenn ein Schriftsteller sich in solche Einzelheiten

ten einlasse, der so vortreffliche allgemeine Uebersichten zu gewinnen und mitzutheilen verstehe, wie hier im ersten und letzten Kapitel dieses Bandes geliefert sind. Dem bloßen mechanischen Zusammentragen könnte oft gerade der Geist, der diese zusammenfaßt, Abbruch thun. Der Ton der mangelnden Ueberzeugung ist bey einem Schriftsteller, der zu etwas Besserem berufen ist, als zum bloßen Compiliren, so gefährlich, daß man oft wünschen möchte, die Arbeit eines ganz unbefangenen Handlangers vor sich zu haben, der Alles so ganz unschuldig zusammenschreibt, und das Urtheil dem geneigten Leser überläßt, wenn es doch nicht auch bey solchen Leuten oft an der nöthigen Selbstkenntniß fehlte und dieß denn ihre Irrthümer noch schlimmer machte.

In dem vorletzten Kapitel sind 'Vorboten der neuen Schule' zusammengestellt, dreyzehn an der Zahl, zum Theil Männer, deren Daseyn dem Unterz. bisher unbekannt gewesen ist, darunter denn aber auch Politianus, welcher doch wohl eine bessere Stelle verdient, wenn man Bearbeiter von juristischen Handschriften und Herausgeber von solchen, also doch wohl auch Männer, welche ein früher Tod mitten in solchen Arbeiten abgerufen hat (*hunc tantum terris fata ostendens* sagt Anulus mit Recht von ihm), doch für etwas ganz Anderes in unserem Fache gelten lassen will, als bloße Philologen, welche nur etwa bey Gelegenheit der Sprache auch am Corpus juris ihre Freude gehabt haben, wie z. B. der hier angeführte Balla, von welchem es übrigens auch hier wieder heißt, er habe das Latein der Römischen Rechtsgelehrten getadelt, da er diese doch nur gerade eben so behandelte, wie eine Menge anderer Römischen Schriftsteller, d. h. zu beweisen suchte, sie brauchten oft Aus-

~~Widerfahren~~ sagt, wenn
gedruckt wäre, so würde doch nicht
glauben, D. habe die Ueberschrif-
ten Stellen nur bis zum vierten Buc-
h, da A. ausdrücklich sagt, Alles
in, Alciat und Haloander
ten, verdankten sie den Papieren von
vallius aus Savoyen gewesen
er Unterz. nicht daraus geschlossen,
Allobroger hieß, sondern aus
g unter den Deutschen noch vor-
nger Cantiuncula bey Anu-
rd nun aus der Dedication ange-
sich Delphinensis; aber die 2
in welcher er allerdings eine Stell-
hatte doch schon lange aufgehört,
Reiche zu gehören.

den Verbesserungen und Zusätzen zu
Bänden sind zwey, welche den U-
angehen, und über welche es
bt seyn wird, sich hier ...

nianī Imp., und diese Zusätze machen die Erklärung, es sey vom ganzen Justinianischen, also neuen, Rechte, und nicht bloß von dem, was wir schlechtweg Novellen nennen, und was man so lange Zeit nicht so genannt hat, die Rede, wohl um Vieles wahrscheinlicher. Unter den vielen Beispielen, wo ein paar Worte mehr oder weniger den Sinn gar sehr ändern, mögen nur zwey angeführt werden, wovon das Eine dem Inhalte, und das Andere dem Aeußeren nach so nahe liegt wie möglich. Justinian selbst nennt sein Gesetzbuch in den Anfangsworten der so bekannten Verordnung über den Unterricht: *omnem reipublicae nostrae sanctionem*, und das ist doch gewiß etwas ganz Anderes, als wenn man von seiner 'Sanction' spräche, die denn wohl gar eine pragmatische seyn könnte. Ferner hat der Verf. sein Werk gewiß ganz untadelhaft eine Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter genannt, wenn man aber, wie so oft geschieht, die letzte Bestimmung wegläßt, so wäre der Name ganz unpassend, und gesetzt, man hätte von dem Werke nur ein paar Abschriften, so könnte einmal ein Herausgeber gar leicht auf den Gedanken kommen, Geschichte des Römischen Rechts sey nicht der echte Name, er müsse ihn in irgend einen weniger falsch zu verstehenden umändern, wie dieß bey Dem, was man jetzt gewöhnlich *Brachylogus* nennt, wohl sicher entweder ein Abschreiber oder der erste Herausgeber gethan hat.

S. 449 ist denn endlich nach zehn Jahren die Stelle des dritten Bandes geändert, von welcher der Unterz. wohl gestehen kann, daß von Allem, was je gegen ihn geschrieben worden ist, ihm nichts auch nur bey weitem so leid gethan hat, wie sie. So wie die Stelle jetzt lautet, konnte

sie damals unmöglich geschrieben werden, denn nun bezieht sie sich sogar schon auf des Unterz. Erklärung der Worte des Chronisten, welchen er, wie fast Jedermann, den Abt von Ursperg, Conrad von Lichtenau, nannte, welchen er aber, seitdem er Schumacher's Beyträge zur deutschen Reichshistorie 1770 S. 38 u. flg. gelesen hat, gewiß nie mehr anders als die Ursperger Fortsetzung einer in Bamberg geschriebenen bis 1124 gehenden Chronik, oder so etwas, nennen wird. Diese Worte werden hier 'als historischer Beweis' gegen die Meinung von dem zufälligen Auffinden angeführt, in sofern ganz richtig, als auch sie ein historischer Beweis seyn sollen. Dieß sind sie nach der Meinung des Unterz. besonders in Vergleichung mit dem, was über Gratian, daß er satis rationabiliter distinxit vorhergeht, von welcher Verbindung der Verf. in den zwey Stellen des dritten Bandes, die er nun anführt, und wovon die zweyte (S. 405) wohl auf einem Irrthum beruht, nichts gesagt hat, so wenig wie sie nun in diesen Verbesserungen erwähnt wird; im vierten Bande sind zwar auch die auf Gratian gehenden Worte des Chronisten abgedruckt, aber ohne davon einen Gebrauch zu machen, als bloß S. 25, wo der Verf. wegen des Wortes distinxit, welches 'unmittelbar vorher in ähnlichem Sinne von Gratian gebraucht wird', die Meinung zurück nimmt, von welcher er nur sagt, man könnte sie haben, welcher er aber selbst sehr geneigt war, distinguere könne auf Erläuterung durch Glossen gehen. Aber der einzige historische Grund für die Meinung des Unterz. sind diese Worte gewiß nicht, da ja schon viele Andere, so wie der Unterz. selbst, das allmähliche Auffinden verworfen hatten, ehe er die Worte des

Chronisten als Etwas anführte, was ungemein gut zu seiner Vorgänger und seiner eigenen Meinung paßte. Der Unterz. wird zwar auch hier, wie ihm die Ehre, wenn man ihn widerlegen will, so oft widerfährt, als der einzige Gegner des allmählichen Auffindens aufgeführt; daß er aber bey weitem nicht der Erste war, der es verwarf, sondern höchstens mehr Gründe für dieses Verwerfen anführte, ergibt sich aus den Worten von Bartolus, welche der Verfasser Bd. 3. S. 400. N. 9 selbst anführt, aber dafür nicht benützt: *hoc volumen nunquam fuit amissum*, dann aber auch aus allen den Stellen, wo von der Eintheilung als einer Albernheit gesprochen wird, ein Ausdruck der doch nicht wohl dazu paßt, wenn man die später aufgefundenen Ergänzung noch immer von dem, was vorher da war, getrennt erhält. Hugo a Porta spricht von *inepte* und Vasquier meint, wenn er *aneries* erwähnt, gewiß noch etwas *Albernes*, als das, was der Verf. für den Hergang der Sache hält. Von der äußersten Unwahrscheinlichkeit, daß die einzelnen, wie Odofredus sagt, nach Bologna gebrachten, ganz unabsichtlich getrennt gewesenen Stücke, theils in einem so ganz genauen Zahlenverhältnisse stehen, theils mit, man kann sagen, ominösen Worten, anfangen, wird hier so wenig gesagt, als davon, daß es sich gewiß leicht erklären lasse, wie Odofredus und seine Vorgänger, welche die richtige Spur zur Erklärung des Wortes: *infortiatum* so ganz verloren, auf die Erklärung kamen, die der einzige Grund der gemeinen Meinung war, ehe der Verf. noch den auf fand, daß *infortiatum* sey da nicht angeführt, wo doch Stellen aus dem Vorhergehenden und aus dem Nachfolgenden vorlämen. Diesen letz-

...läßt, nicht aber auf Das, was
in Umständen ergibet.

Der Register sind drey, von 456
er die Sachen, von da bis S. 697
toren, und dann bis ans Ende d
er die Quellen. Von dem zweyten
der Vorrede: bey den meisten Bü
bloß den Zweck, daß dem Leser ei
Buche selbst vorkommendes, Citat
de, und zwar scheint diesem der F
gesetzt, wo eine Stelle im Buche
steht. Allein der Bücher, bey wel
le angeführt wird, sind offenbar m
Leser wird sich wohl darüber freue
solcher Index autorum, wie man s
erinnert, daß er z. B. hinter Hein
tutionen-Compendium steht, ist d
er nichts gut, als etwa um mit ei
eit einen Staat zu machen, der gen
n Character dieses Buchs liegt. Z
die Zeile Boethius oder die...

ben ist, bey den Nachträgen nämlich zu Eipenius, und ganz unter demselben Namen stehen denn drey Schriften des Vaters. Es ist freylich sehr begreiflich, daß der, dem so vielerley Geschäfte neben seiner Schriftstellerey obliegen, wie dem Verfasser, eine solche, fast bloß mechanische, Arbeit, so wenig immer selbst besorgen kann, wie z. B. das bloße Abschreiben, und die Gefälligkeit, von welcher dem Unterz. jetzt gerade ein Beyspiel vorkommt, daß ein auswärtiger, sogar ein ordentlicher, Professor, sich erbietet, ein solches Register zu verfertigen, ist wohl zu selten, als daß man es rügen dürfte, wenn sie bey irgend einem Buche nicht Statt gefunden hat; aber es gibt doch selten eines, welchem man mit so vielen Rechte alles mögliche Glück, also auch dieses noch so außerordentliche, wünschen möchte, als gerade dem gegenwärtigen Werke.

Offentlich wird man es dem Unterz. eher zur Bescheidenheit als zum Gegentheil anrechnen, wenn er es wagt nun auch noch von der zu

B e r l i n

schon 1830 auf XXXVI und 672 S. erschienenen dritten Ausgabe seines Lehrbuchs der Geschichte des Römischen Rechts seit Justinian, oder der juristischen und meist civilistischen gelehrten Geschichte, hier Etwas zu erwähnen. Berlin ist hier auch wieder nicht der Ort des Druckes, sondern Göttingen, so wie bey dem eben angeführten großen Werke nicht Heidelberg, sondern Berlin es ist. Die Beziehung des bloßen Lehrbuchs auf das große Werk ist sehr mannigfaltig, z. B. schon die seit der ersten Ausgabe beybehaltene Zueig-

~~by ohne in Allem~~

Es waren der fünfte und sechste
t erschienen, als das Lehrbuch ged
dieses ist also in gar manchen ein
n aus ihnen zu berichtigen. B
größte Theil des Lehrbuchs hat a
en Vorgänger, sondern in gar manch
der Unterz. nur Das von Neuem
ht, was er schon selbst in den be
Ausgaben und sonst gesagt hatte
t vielleicht die Bemerkung zusam
ein Freund mitgetheilt hat, es se
rdßig auf die Quellen, d. h. auf
gaben, nicht von vorher in Handsch
ein bekannten, sondern von bis
t seltenen Büchern, eher zu viel
mmen. Auch bey den letzten drei
dem Register kann man freylich
. wieder erkennen, wäre es auch n
die neueste Zeit, welche dießmal zu
rt ist, schon mit dem Ende des vori

Name und nicht einmal immer ganz genau, etwa eine Jahrzahl und die Universität bey welcher er jetzt vorkommt, zuweilen auch eine frühere. Schriften, auch nur Die, bey welchen sonst mit einem Sternchen dahinter auf die Anzeigen des Unterz. verwiesen ist, sind fast nie genannt und schon in dieser Rücksicht wäre das Buch gar leicht größer zu machen, es ist aber schon jetzt groß genug.

Hugo.

L e i p z i g.

Im Verlage der Hahnschen Buchhandlung, 1830: Plutarchi Aristides et Cato Major. Ex codicibus et editionibus veteribus recensuit et animadversionibus criticis instruxit Carolus Sintenis. Accedunt Adamantii Corais annotationes selectae. XXVIII und 122 Seiten in 8.

Die critischen Hülfsmittel, durch deren Benutzung diese jetzt zum ersten Male in einer besondern Ausgabe erscheinenden Plutarchischen Biographien des Aristides und Cato in einer mit mehr Sorgfalt und critischer Gewissenhaftigkeit bearbeiteten Gestalt, als in den vollständigen Abdrücken der vitae parallelae geschehen ist, vor das Auge des gelehrten Publicums treten, bestehen theils in einer von dem Herrn Prof. Währ in Heidelberg veranstalteten und dem Herausg. mitgetheilten Collation dreier Pariser Codices, über deren Werth schon die Vorrede zu der Ausgabe des Alibiades (Heidelsb. 1822), darnach zum Theil auch die neueste Bearbeitung des Themistokles (Leipz. 1829) und jetzt wieder die Vorrede zu vorliegender Ausgabe den nöthigen Bericht erstattet hat, theils in einer genauern Ver-

schiedenheiten der Codices. Um nun das elegische Versmaaß auch im Anfange des Epigramms in seiner Reinheit wieder herzustellen, hat Koraes den zweyten Hexameter in einen Pentameter zu verwandeln gesucht; gewiß mit Unrecht. Denn obgleich der Pentameter nichts ist, als ein Nachklang seines heroischen Erzeugers, und seinem Wesen nach unzertrennlich von diesem ist, und es auch so lange blieb, als man seine Bedeutung zu durchschauen vermochte, so gibt es doch Beispiele im Alterthume, wo man das elegische Gesetz vernachlässigt, und (jedoch mehr spielend als im Ernste) einen oder zwey Pentameter vor den Hexameter gestellt hat, z. B. in einem Pythischen Orakel auf die gegenseitige Freundschaft des Chariton und Melanippos (Athen. 13, 604 b.) nachgeahmt von dem Athener Dionysios dem Ehrenen, und parodiert von dem Cyniker Denomaos (Euseb. dem. ev. 5, 35). Bey Aelian (V. H. 2, 4) steht der Hexameter in den Ausgaben mit Unrecht voran. Ein Epigramm mit doppelten Pentametern in Millin's Voyage dans le midi de France 3, 150. Jacob's Anth. Pal. 2, 804. Ja es gibt, um dieß beyläufig zu erwähnen, Versuche in reinen Pentametern ohne heroische Begleitung von Heliodoros (Aeth. 3, 2 S. 109 ed. Koraes, 14 Verse auf Ibetis), Philippos von Thessalonike auf Aphrodite (Jacob's Anth. Pal. 2, 533) und von Ausonius (Iud. sept. sap. S. 292 ed. Toll.), welcher 7 Sprüche des Thales oder Anacharsis in eben so viel Pentameter gebracht hat. Es ist also kein Wunder, wenn spätere Hellenen auch mehrere Hexameter vor einen Pentameter gesetzt haben.

G. H. B.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. May 1832.

Frankfurt.

Bei Franz Varrentrapp, 1831: *Regesta chronologico-diplomatica regum atque imperatorum romanorum inde a Conrado I. usque ad Henricum VII.* Die Urkunden der römischen Könige und Kaiser von Conrad I. bis Heinrich VII. 911 — 1313. in kurzen Auszügen mit Nachweisung der Bücher wo solche abgedruckt sind, von Dr. Johann Friedrich Böhmmer, Mitglied der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde. XXII und 284 S. in 4.

Rec. wundert sich, daß ihm nicht schon andere Berichtersteller zugekommen sind, in der Anzeige eines Buchs, das zwar als Prodrömus eines noch wichtigeren, größeren Werkes angekündigt wird, aber an sich selbst zu den erfreulichsten und folgenreichsten Erscheinungen unserer historischen Literatur gehört. Der Verf. hat hier alle Urkunden der deutschen Könige und Kaiser aus den vier Jahrhunderten, in welchen sich die Kraft unseres Volkes am größten zeigte,

in ein höchst lehrreiches, und fortan jedem Bearbeiter deutscher Geschichte unentbehrliches, Verzeichniß zusammengestellt. Die Zeit einer solchen, durch das Herz von Europa waltenden Kraftentwicklung kann keine rohe heißen, denn nur das thatenlose ist roh und barbarisch, nicht aber Deutschland in der ersten Hälfte des Mittelalters, mit einer Verfassung (wie sich Herr Dr. Böhmer S. XIII treffend ausdrückt) 'welche aus der Freyheit entstanden und auf das Recht gegründet war, und unter Regenten, von denen ich nicht weiß, ob je ein anderes Volk innerhalb vierhundert Jahren eine Reihe von mannigfaltiger Größe besessen'. Wie lebensvoll ist allein das Bild der Aufenthaltsorte unserer Könige, welches uns in diesen Regesten mit einer vorher unerreichten Bestimmtheit vor Augen gestellt wird. Keine große Stadt festigte ihren Sitz, sie waren und sahen allenthalben im Reiche zu und der Hof wurde da aufgeschlagen wo es das Bedürfniß erheischte; nur die bedeutenden Jahresfeste pflegten an einem besonders heiligen oder geliebten Ort gefeyert zu werden, wenn nicht außerordentliche Ereignisse eine Abänderung geboten.

Den hohen Werth der Urkunden, an welchen unsere deutsche Geschichte glücklicherweise ausgezeichnet reich ist, hat, wenn wir nicht irren, gegenwärtig eine genauere und gerechte Würdigung des Mittelalters vielseitig hervorgehoben und gesteigert. Zuerst verwahrte man Diplome, um die Ansprüche, zu welchen sie berechtigten, daraus zu erweisen. Nachdem dieser Zweck erloschen oder erreicht oder auf andere Weise gesichert war, wurden sie dem Historiker freygegeben, der sie hinter dem Publicisten her, unparteyischer, benutzte und zufälligen Vortheil, d. h.

en solchen, den die Abfassung der Urkunde nicht beabsichtigte, daraus zu ziehen verabschiedet. Allein diese historische Benützung wird begünstigt und empfängt ihren eigentlichen Reiz durch unsere fortschreitende Bekanntheit mit allen Ereignissen des Mittelalters. Ein Diplom, das in früher gleichgültig übersehen, weil es keine neue Thatsache enthält, kann uns die Form eines Ortsnamens beglaubigen oder den Eigennamen eines Zeugen liefern, der dem Sprachforscher willkommen ist. Und wie von einigen seltbaren Thieren alles und jedes, bis auf das kleinste Stück, gebraucht werden kann; so findet sich auch an den Urkunden fast nichts, das nicht auch und nach der Historiker, der Geograph, der Diplomatiker, der Germanist, der Grammatiker in seinen Vortheil zu verwenden Gelegenheit hätte.

Das größere Werk nun, welches uns der Kaiser S. VIII verheißt, ist ein Registrum Imperii, ein vollständiges Diplomatarium der zur gemeinen deutschen Geschichte gehörigen Urkunden. Er wird es gemeinschaftlich mit Vergar die dritte Abtheilung der Monumenta Germaniae bearbeiten, und wir sehen darin den glänzenden und glücklichen Erfolg der Monumenta, daß sie solche Arbeiten nach sich ziehen und mit in sich aufnehmen. Außerdem werden wir Herrn Böhmers Fleiß einen bald erscheinenden Codex diplomaticus Moenofrancofurtenus verdanken. Die Vervollständigung eines Registrums über die Merovingischen und Carolingischen Urkunden hat gleichfalls begonnen. Vorzuziehen aber soll jenes Registrum nur bis in den Beginn des vierzehnten Jahrh. (1313) ausgebreitet werden.

Noch niemals sind die Diplome der sächsischen,

fränkischen und schwäbischen Könige, die sich in einer Menge von Sammlungen, Büchern und Deductionen zerstreut finden, zum Theil auch noch ungedruckt liegen, mit einer solchen Umsicht und Genauigkeit zusammengestellt worden. Wie viel Herr Böhmer überall leistet, kann man sehen, wenn man ihn mit neueren Schriftstellern vergleicht, deren Fleiß sich bemüht hat, die Diplome einzelner Könige zu sammeln, mit Raumer, Stenzel, Behse, Barthold. Behse z. B., wenn wir richtig gezählt haben, verzeichnet ihrer von Otto dem Großen nur 262, Böhmer 333; und aus seinen Regesten bestimmen sich nicht nur die Itinerarien ungleich schärfer und vollständiger, sondern man trifft bey ihm auch genauere Zeit- und Inhaltsangaben. Vielleicht wäre es, ohne bedeutende Raumverschwendung, thunlich gewesen, jedesmal noch den Namen des Kanzlers und Vizekanzlers hinzuzufügen, der uns bey der Prüfung verfälschter oder verdächtigter Urkunden ein Merkmal mehr an Hand gibt. Ueberhaupt sind 5420 Urkunden verzeichnet.

Ergänzungen lassen sich ohne Zweifel in nicht geringer Zahl nachtragen; es ist nunmehr den einzelnen Sammlern, Geschichtsforschern und Archivaren möglich geworden, sich an die hier gelieferte Grundlage zu schließen und ihre Berichtigungen und Erweiterungen dem Verf. für die gewiß nicht ausbleibende neue Auflage seines trefflichen Werkes öffentlich oder brieflich mitzutheilen. Als ein Scherflein hierzu wollen wir nicht vorenthalten, was uns beym ersten Gebrauch des Buchs vorgekommen ist. Der Verf. hat Mader's antiquitates Brunsvicenses Helmst. 1678 nicht benutzt, und citirt sie nur aus andern, z. B. No. 1495 nach Schultes. In dessen Appendix finden sich folgende hier fehlende

plome. No. 6. p. 215. Otto III. gestattet ei-
 congregatio sanctimonialium zu Bisbise.
 rugthem (? Brugheim, vergl. No. 309) 4 id.
 n. 1002. No. 10. p. 214. Conrad II. nimmt
 8 Kloster Bisbise in Schutz. Corbeiae 18. Jan.
 1025. No. 12. p. 219. Heinrich III. schenkt der
 irche in Ryoberg Güter im pagus Weita und
 scherin, Goslariae XII kal. Aug. 1040.
 p. 18. p. 239. Otto IV. bestimmt das seinem
 ruder Heinrich zugetheilte Land. Ohne Ort
 (Laderborn?) und Tag, 1203, aber indictione
 quinta (statt sexta) und anno regni quarto
 (statt sexto); auch der Inhalt und die Schrei-
 ng der Eigennamen macht diese Urkunde ver-
 dchtig. No. 20. p. 245. Otto IV. dotiert die
 arienkirche zu Geberlingeburg. Brunsvik VI
 L Febr. 1213, anno regni XV, imperii IV.
 . 22. p. 249. Otto IV. schenkt der S. Blas-
 kirche zu Braunschweig Scevelingeburg mit
 Pertinenzen. Hartesborch 15 Cal. Jun.
 3, ind. VI. anno regni XXI (XX?), also
 18. May, dem Tag vor seinem Tod, an
 em er auch sein Testament und eine andere
 ide (3056) ausstellte. Noch sey hier er-
 t, daß sich bey Rader No. I. p. 185 die
 würdige Urkunde Otto I. über die Stiftung
 rche zu Meissen findet, die zu Mainz im
 48 den 11. Jan. ausgestellt seyn soll, aber
 enbare Fälschung von unserm Verf. mit
 icht aufgenommen worden ist. Diese Ur-
 at, weil sie eine interessante altsächsische
 enthält, dem Rec. viel zu schaffen ge-
 da das verfälschte Instrument auf allen
 its vor 968 untergeschoben worden seyn
 liegt für den grammatischen und rechts-
 n Gebrauch wenig an dem Betrug.
 er steht nun pag. 187: homines vero,

qui infra praedictum terminum habitant, in omni fertilitate terrae, frugum et pecudum, in argento, vestimento, nec non quod Teutonici dicunt Ovarcapunca et Calunga familiarum; Insuper tota utilitate (man interpungiere: calunga, familiarum insuper tota util.), et in omnibus rebus, quibus mortales utuntur diversis modis, decimationes, quas Deo cuncta gubernanti debent, ad Misnensem ecclesiam — pleniter persolvant, referant et reddant. Die gesperrten deutschen Worte lauten in dem nach Mader veranstalteten Abdruck bey Hoffmann Script. rer. Lusat. Tom. 1. praefat. 4. ebenso. In der echteren, doch auch nicht ganz richtigen Urkunde von 968 Romae IV oder XIV Cal. Nov., welche zuerst bey Geo. Fabricius rer. misnicarum libri VII. Lips. 1569. 4. p. 341 gedruckt erschien, liest man: quod Teutonici overcoupunga dicunt et talunga, woraus aber in der Wiederholung bey Meibom 1, 753 geworden ist: overcoupunga et talurega und gleich fehlerhaft liest Lucae im Grafensaal Francos. 1701 p. 761. Aus Maders Lesart erklärt sich leicht die andere Entstehung in Quareapunga et calunga bey Schöttgen Hist. von Wurzen, Anhang p. 5 Leipz. 1717; bey Lünig spicil. eccl. II. Anhang p. 96 in Gvarenpunga et calunga; bey Calles series misnensium episcoporum, Ratisp. 1752. p. 13 in Guarenpunga et calunga. Endlich hat in der päpstlichen Bestätigung Johannes des XIII. vom 2. Jan. 968, die wiederum unecht seyn mag, und bey Mader No. 2. p. 188 zu lesen ist, der Schreiber jene Worte verdreht in ubercota et Talunga, wobey Mader am Rand bemerkt, daß eine andere Hand:

schrift *uorkuoffunga et calunga* dar-
 biete. Herr Böhmer wird überlegen, ob er künf-
 tig einer dieser Urkunden (denn auch bey der
 päpstlichen Bestätigung werden Otto I. und II.
 als Zeugen genannt) in den Regesten erwähnen
 mag; er hat auch die Bestätigung Otto III.
Francofurti 990 unangeführt gelassen. Wir ver-
 weisen, was die chronologischen Widersprüche
 jener Urkunden betrifft, auf Carl Christ. von
 Leutsch *Markgraf Gero* p. 131 — 133; Böhse,
 dessen Schrift über Otto den Großen viele Wün-
 sche unbefriedigt läßt, hat p. 386 diesen Gegen-
 stand nicht mit der nöthigen Gründlichkeit ge-
 prüft; wir aber haben hier nur ein deutliches
 Beyspiel geben wollen, wie nachlässig Schrei-
 ber und Herausgeber mit deutschen Worten, die
 sie nicht verstehen, verfahren. Man begreift dann
 die ungeheure Verderbniß der *Malbergischen* und
Langobardischen Glossen. Ein Aufsatz in den
Braunschweig. Anzeigen von 1748 p. 1627 hat
 aus jenen Worten Benennungen von Kleidungs-
 stücken erklären wollen. Ohne Zweifel ist nur
 die Lesart bey Fabricius richtig, alles übrige
 sinnlos und unerklärbar. Die Formel ist säch-
 sisch, nicht hochdeutsch, *coupunga* (*cöpunga*)
 und *talunga* beziehen sich augenscheinlich auf
 Kauf und Zahlung. Es bleibt bloß unsicher, wie
 man die Partikel *ovar* (= über) nehmen will,
 entweder für eine Präposition, und dann wäre
 es eine in jener Zeit und Gegend gewöhnliche
 Abgabe bey Kauf und Zahlung; oder für ein
 mit dem Substantiv zusammengesetztes Adverb,
 und dann hätte man an Ueberkauf und Ueber-
 zahlung zu denken. Es käme darauf an, der
 Redensart in spätern Jahrhunderten zu begeg-
 nen. Die Form gemahnt übrigens auch an die
 Adverbien auf *-ungō*, *-unga* (*Gramm. 3*,

235. 236) und an das angelsächf. *unceaþunga* (gratis), wodurch man noch einen andern Sinn erhalten würde.

Kehren wir, nach dieser grammatischen Abschwefung, wieder zu unsern Regesten. Aus Deductionen, die man freylich nicht leicht beyfammen findet und nur mühsam benutzen kann, so wie aus einigen neueren Sammlungen von Urkunden werden sich willkommene Nachträge ergeben. Zumal aufmerksam machen wir auf das in Deutschland sehr unbekannte und selbst in der Schweiz seltne Solothurner Wochenblatt, herausgegeben und noch immer fortgesetzt von Eüthy und Dr. Scherer, in dessen sechzehn oder zwanzig Jahrgängen ein reicher Schatz von Urkunden gedruckt worden ist, darunter auch viele königliche aus dem 12. 13. und 14. Jahrhundert; z. B. im Jahrg. 1828 p. 76. eine Heinrich VII. von 1311. Januæ 3 Non. Nov., ebend. p. 140., die bey Böhmer No. 4034 registrierte von König Wilhelm 4 Non. Nov. 1255. Auch in von Ledeburs schätzbarem Archiv für Preuß. Geschichte sind schon manche wichtige Urkunden an Tag gefördert worden: Band 5, 302 ein Diplom Otto II. vom 12. April 976 aus Inngelheim, eine Zollverleihung an Gerresheim betreffend. Dieselbe Schenkung wird von Heinrich II. im Jahr 1019 zu Eöln 11. Julius bestätigt, und noch später von König Adolf 1. Oct. 1292. Memmingers Würtemberg. Jahrbücher für 1827 liefern p. 171 ein Diplom Rudolfs von Habsburg, Basel 12. März 1276 welches der Stadt Mengen Stadtrecht verleiht; p. 160 ein Diplom desselben Kaisers aus Ulm Pfingstdienstag 1282, den Kauf der Grafschaft Friedberg betreffend; p. 168 ein anderes vom 15. Oct. 1288, erlassen zu Biberach, worin

Samgau Stadtrecht erhält. Diese und ähnliche Zusätze wurden, auch von uns unbemerkt, dem Verfasser selbst, der unermüdlich nacharbeitet, nicht entgehen können. Den jüngst erschienenen 28. Band der Monumenta Boica, der für die kaiserlichen Urkunden zumal wichtig ist, konnte er vorläufig nur bis zum 55sten Bogen benutzen. Es sind daraus noch mehrere Urkunden Heinrich des II. nachzutragen, deren Aufzählung, da die neue Münchner Sammlung sich in den Händen aller Geschichtsfreunde befindet, hier überflüssig wäre.

Auf den Inhalt vorzüglich wichtiger Urkunden macht der gesperrte Druck aufmerksam. No. 2508 wird ein bisher ganz unbekanntes, von unserm Verf. aufgefundenes und abgeschriebenes Diplom Friedrich des I., Worms 26. Sept. 1165 näher angegeben, welches für die Rechtsgeschichte merkwürdig ist. Nämlich es wird darin die streitige Frage, ob ein Geistlicher auf dem Todebette über seine fahrende Habe verfügen könne zu Gunsten der Geistlichkeit und zwar nach einer in der Urkunde mitgetheilten Verordnung Kaiser Valentinian III. entschieden. Diese steht aber, wie Rec. durch Blume erfährt, im Cod. Just. 1, 2 de SS. eccles. zu Eingang von c. 14 mit der Inscription von c. 13 eod.

Die Richtigkeit der Ortsnamen in Urkunden, welche von Franzosen und Italiänern herausgegeben worden sind, leidet zuweilen Bedenken. So wird in No. 140 das Original schwerlich Eutzza haben, wiewohl das rechte kaum zu raten ist. Vielleicht Salzaha? oder gar Froaza (vergl. No. 137 und 195). No. 1343 muß Imideshirton vermuthlich in Imideshuson geändert werden, vgl. No. 1206. 1374. Astnid No. 47 halten wir auf keinen Fall für das oft

Wund. Auf Westphalen deutet offenbar
 Ast = Ost, man vergl. Ledebur
 zur Fiedlenhorster Heberolle. Wi
 daß auf der Karte im Chronicon
 Astnid für gleichbedeutig mit
 (Essen) genommen wird, wonach si
 die statt Assnidia, Astnidia ge
 müßte. Vergl. die vita Lindge
 2, 425 in Astnidensi civitat
 überall heißen Astindensi, As
 Ja

L e i p z i g.

Wesbmannsche Buchhandlung, 11
 che Volksmärchen in den Urschriften
 nd ins Deutsche übersetzt von Anton
 Mit einem Vorwort von Jacob Grin
 nd 268 S. in 8.

Unterzeichneter hat den Herausgebe
 gern Aufenthalt in Moskau mit
 den Sprache und

Herrn Professors Enegiroff zu Moskau, ohne daß es jedoch damit hätte gelingen wollen. Auch Karamzin bezieht sich in den Anmerkungen zu seiner russischen Geschichte verschiedentlich auf diese Volkslagen, vorzüglich Theil 1. S. 188 der deutschen Uebersetzung, womit die Anmerkung 435 und 457 zu vergleichen ist. Einige derselben hat Herr von Buße unter dem Titel Fürst Bladimir und dessen Tascetrunde, altrussische Heldenlieder, Leipzig 1819 metrisch bearbeitet. In der That ist es wahrscheinlich, daß ihnen, wenigstens theilweise, Gedichte in Art der serbischen Lieder zum Grund liegen, deren Auffindung in solchen russischen Gegenden, wo die Volkstradition noch lebendiger ist, nicht unmöglich wäre. Es war indessen rathsam und wohlgethan, sie wie hier geschehen ist, in schlichter Prosa zu verdeutschen, obgleich sich nicht läugnen läßt, daß die Erzählung nicht selten schleppend, trocken und einförmig wird. Desto frischer ragen darum die wirklich volksmäßigen und echt-russischen Redensarten und Wendungen hervor.

Die Sammlung schien in doppelter Beziehung wünschenswerth. Einmal um die gepflanzten Untersuchungen über das Wesen und die Verbreitung der Kindermärchen von einer neuen Seite her zu erweitern. Es gibt Märchen, die seit vielen Jahrhunderten fast ganz Europa durchziehen, z. B. das russische von dem Feuervogel und dem grauen Wolf (Herr Dietrich hat es abgefondert in Kinds Taschenbuch für 1832 S. 285 bekannt gemacht), welches der goldene Vogel und der Fuchs in Deutschland ist (Nr. 57 der Sammlung), aber schon im vierzehnten oder funfzehnten Jahrh. den Isländern in ihrer Artus Fagra Saga bekannt war und hier ist der Vogel kein anderer als der wunderbare Phönix.

vorkommt. Wir wollen auch dafür, daß die
 Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 als die Entstehung an sich selbst manche Auf-
 richt. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 ein. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 der. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 sich. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 de. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 an. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 a. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 1. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-

Wir wollen auch dafür, daß die
 Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 als die Entstehung an sich selbst manche Auf-
 richt. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 ein. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 der. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 sich. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 de. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 an. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 a. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 1. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-

Wir wollen auch dafür, daß die
 Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 als die Entstehung an sich selbst manche Auf-
 richt. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 ein. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 der. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 sich. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 de. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 an. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 a. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 1. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-

Wir wollen auch dafür, daß die
 Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 als die Entstehung an sich selbst manche Auf-
 richt. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 ein. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 der. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 sich. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 de. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 an. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 a. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-
 1. Mähr. Sagen an sich selbst manche Auf-

ropäischen Völker, schon in den ältesten Zeiten, überzeugen und man hat nur bisher das Verhältniß der deutschen und romanischen Dichtungen und Sprachen sorgfamer nachgewiesen; die slavischen fordern und verdienen gleiche Rücksicht. Das bey unsern deutschen Dichtern des Mittelalters gangbare Sprichwort: Weiber haben langes Haar und kurzen Sinn, begegnet ebenso in vorliegenden Märchen S. 107 und daß es auch unter den Böhmen verbreitet war, lehrt eine Stelle des alten Cosmas: *certum est, longas esse crines omnibus sed breves sensus mulieribus.*

Jac. Grimm.

S u l z b a c h.

In der J. E. von Seibelschen Buchhandlung, 1830: Lateinische Grammatik von Dr. J. B. Mannhart. Erster Band. Die Wortbildung oder Formenlehre. XVI und 238 S. in gr. 8.

Unter der großen Anzahl Lateinischer Grammatiken, wodurch deutscher Forschungsgeist im regen Eifer für wissenschaftliche Wahrheit und stets neue Versuche wagend das Studium der Römischen Sprache zu erleichtern und zu befördern, und immer tiefer in das Wesen und den Bau derselben eindringend dem höhern Standpunkte der Wissenschaft zu entsprechen und den größeren Ansprüchen des gegenwärtigen Zeitalters überhaupt Genüge zu leisten strebt, verdient vorliegende Arbeit besonders deshalb unsere Aufmerksamkeit, weil sie nach der Grundlage des Systems der Griechischen Sprachlehre von Fr. Thiersch bearbeitet ist. Sie soll die Behauptung vieler gelehrten Alterthumsforscher der ältern und neuern Zeit, daß die Römische Sprache

aus der Griechischen hervorgewachsen sey, und in dieser ihre Wortformen und Wortfügung wiederfinde, im Einzelnen begründen, und die darauf gebaute Methode als die einzig richtige erscheinen lassen. Sie geht überhaupt von der Ueberzeugung aus, daß die wahre Gründlichkeit des Verstehens dieser altclassischen Tochtersprache einzig und allein auf jener Behandlungsweise beruhe. Dieser Grundsatz hat nun in seiner strengen Anwendung zahlreiche und wesentliche Abweichungen von den gewöhnlichen Methoden der Lateinischen Sprachlehren verursacht, und auch andere Eigenthümlichkeiten veranlaßt, die bey dem ersten Anblick befremden, die aber ein consequentes Verfahren nothwendig machte und auch entschuldigend wird.

Die hier ange deutete Methode setzt also durch ihr stetes Hinweisen auf das Griechische Schüler voraus, welche schon im Besitze gediegener Kenntnisse der Griechischen Grammatik, besonders nach der Anordnung von Thiersch sind; und für solche kann dieser Versuch allerdings sehr lehrreich seyn. Für Anfänger, die gewiß in der Regel mit dem Griechischen noch unbekannt sind, ist sie jedoch schwer zu begreifen, und, statt zu einem gründlicheren, faßlicheren, schnelleren und zweckmäßigeren Erlernen des Lateinischen beizutragen, wie der Verf. sich schmeichelte, möchte sie dasselbe wohl nur bedeutend erschweren. Man mag immerhin von der Grundansicht ausgehen, die Lateinische Sprache stamme aus der Griechischen, so berechtigt uns dieß doch noch nicht zu der strengen Befolgung eines eigenthümlichen Griechischen Declinations- und Conjugationssystems, oder macht es uns zur unumgänglichen Pflicht, alle Einzelheiten des Lateinischen Sprachbaus daraus abzuleiten, gerade als wenn

keine andere Sprache einen entschiedenen Einfluß auf die Lateinische ausgeübt hätte und diese überhaupt aller Originalität und Selbstständigkeit entbehre, und nur als ein Dialect des Griechischen zu betrachten sey. Auch K. E. Struve theilt dieselbe Grundansicht; aber mit welcher Klarheit, wie allgemein verständlich, und da bey mit welchem wissenschaftlichen Geiste hat dieser seinen Gegenstand behandelt und die todtten Regeln durch neue Ansichten zu beleben gewußt, bloß deswegen, weil er sich von den drückenden Fesseln eines Systems irgend einer Griechischen Grammatik frey erhielt, und der Lateinischen Sprache sowohl wie dem Gange der eigenen Untersuchung Selbstständigkeit zugestand.

Der frühe Einfluß des Griechischen auf das Lateinische ist unläugbar und wird, auch ohne die geschichtlichen Andeutungen zu benutzen, durch die Sprache selbst genügend bewiesen. Diese aber unmittelbar aus Hellas abzuleiten, und den sie ursprünglich redenden Volksstamm selbst zu Hellenen zu machen, bedarf noch eines überzeugendern Beweises, als bisher geschehen ist. Ref. berührt hier eine Streitfrage, die vielleicht nie entschieden wird. Indeß ist dabey wohl zu beachten, daß die Latiner sich für Ureinwohner hielten, und in ihrer Mitte keine Sage oder Andeutung eines fremden Ursprungs aufbewahrt hatten. Hiermit wird aber keineswegs eine nordische Abkunft dieses Volks, die in der Nacht einer unbekannten Vorwelt, wo auch das Griechische sich noch nicht selbstständig ausgebildet hatte, gesucht werden mußte, aufgehoben (denn die egoistischen Ansprüche alter Völker auf Autokthonität lassen sich meistens nicht rechtfertigen); vielmehr ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Wurzeln des Griechischen sowohl, wie des La-

teinischen und Tuslischen jenseit der Rhätischen Gebirge haften; woher dann neuere Forschungen zu der Annahme einer Verwandtschaft des Lateinischen mit der altdeutschen Sprache geführt wurden, welche nachher durch Griechische Kolonien von Aeolischem Stamme Kräfte gewonnen habe. Was die Buchstabenschrift der Latiner anlangt, so ist sie offenbar ursprünglich die Tuslische; und diese keine andere als die rauhe aber kräftige altdorische, welche sich nach Gori, Lanci, Inghirami u. a. auch in Vorderasien wieder findet. Bekanntlich war aber die Macht und der Einfluß der Etrusker einst groß und weit verbreitet in Italien, bis die Latiner sich und ihrer Sprache, welche jetzt auch Tuslische Bestandtheile gewonnen hatte, dort die überwiegende Herrschaft erkämpften, und dann im Laufe der Zeit für Hellenische Bildung, die sich wohl am meisten auf die Sprache erstreckt, empfänglicher wurde. Man wird also schwerlich zugeben können, daß die Lateinische Sprache in ihrem Ursprunge und in ihrer ersten Ausbildung für Pelasgisch, Dorisch und Aeolisch (welche drey Griechischen Sprachformen für gleichbedeutend gelten) zu halten sey.

Uebrigens hat diese neue Methode zu vielen sehr lehrreichen Betrachtungen und Vergleichen Anlaß gegeben; und Männer vom Fach werden es nicht bereuen, dieselbe durch eigene Ansicht näher kennen zu lernen. Der zweite Band, welcher die Syntax nach derselben Grundansicht bearbeitet enthalten soll, wird dem Versprechen des würdigen Verfassers zufolge, auch bald ans Licht treten.

G. F. B.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 7. May 1832.

W i e s b a d e n.

Bev Ritter: Lord Brougham's, Lordkanzlers von England, Rede über die Parlamentsreform, gehalten im Britischen Oberhause am 7. Oct. 1831. 31 S. in 8. 1832.

Wir wissen es der Verlagshandlung Dank, daß sie uns dies Actenstück, eins der wichtigsten in der Britischen Geschichte, möglichst vollständig in einer Uebersetzung geliefert hat. Wir sorgen möglichst vollständig, denn der Uebersetzer bemerkt selbst in der Vorrede, daß eine ganz vollständige Ausgabe nicht zu liefern sey, da sie selbst in dem Original nicht vorhanden ist. Bekanntlich erhält das Britische Publicum die Parlamentsreden in der Regel nur in sofern, als die Eilschreiber sie nachzuschreiben im Stande sind. Die Redner selber sammeln sie nicht; können es auch nicht, da sie größtentheils extemporiert, und also von ihnen selber nicht niedergeschrieben werden. So haben wir die Speeches eines Pitt,

eines Fox nur sehr unvollständig; ja selbst die nicht extemporierte Rede, welche in England selber als das größte Meisterstück der Beredsamkeit aller Zeiten (so urtheilt selbst Burke) anerkannt ist, Sheridan's Anklage von Hastings — (man sehe die Bruchstücke daraus in seinem Leben von Moore) — besigen wir keinesweges vollständig. So also auch diese Rede des Mannes, der jetzt als der erste Redner in dem Britischen Parlament glänzt. Sie ward gehalten in dem Oberhause bey der ersten Einbringung der Reform-Bill, wo bekanntlich die ganze Kraft des Redners es doch nicht vermochte ihre Annahme durchzusetzen. Wir haben bereits bey anderer Gelegenheit es bemerkt, durch welche Studien dieser außerordentliche Mann sich zum ersten Redner seiner Zeit bildete, und vom bloßen Sachwalter sich zum Peer, zum Lordkanzler von England, und Präsidenten des Oberhauses hinaufschwang; wie das sorgfältigste Studium der Classiker, vor Allen des Demosthenes, den Grund dazu legte; wie demnächst die tiefste Bekanntschaft mit den Rechten, und der Verfassung seines Vaterlandes damit verbunden wurde. Es ist nicht sehr leicht den Character seiner Beredsamkeit zu bestimmen. Es ist nicht die logische Beredsamkeit von Pitt, der immer Recht behält, weil er immer Recht hat; nicht das Geniale von Fox; noch weniger der Ungestüm von Burke; und an blendendem Glanz, vielleicht auch an Wig, stand Canning über ihm. Aber es ist von diesem Allen — Etwas; verbunden mit einer Gewandtheit, worin ihn keiner seiner Vorgänger unsers Erachtens erreicht, geschweige denn übertroffen hat, und worin wir das eigentlich Characteristische seiner Beredsamkeit sehen möchten. Wenn er den edlen Gra-

fen der vor ihm sprach, widerlegt und mit Witz übergießt, und alle lachen, außer dem den es trifft, überschreitet er doch nie die schmale Grenzlinie zwischen Scherz und Beleidigung; wenn er etwas Geniales gesagt hat, und rauschender Beyfall ertönt, lenkt er schnell wieder ein, und corrigiert sich gleichsam selbst; wenn er scheint sich erheben zu wollen, ist er plötzlich wieder auf ebenem Boden. Wenn man nun aber fragt: was denn der Kern dieser Beredsamkeit ist, was es eigentlich ist, das ihn zum hinreißenden, zum begeisterten Redner macht, so ist es unverkennbar dasselbe, was auch Demosthenes dazu machte, die innige Ueberzeugung daß er Recht habe; daß der Antrag den er machte nothwendig sey; daß er auch ohne ihn gemacht werden müsse, weil das Wohl, weil selbst die Rettung des Vaterlandes ihn erfordere. So spricht mit dem Verstande auch das Gemüth aus ihm; ohne welches auch die glänzendste Beredsamkeit kalt bleibt. — Es mag nicht überflüssig seyn, dieß jetzt in Deutschland zu sagen. Mögen die, welche hier als Redner auftreten wollen, wenn sie auch sich bescheiden einen Brougham nicht erreichen zu können, doch aus diesem Beispiel lernen, welche Kenntnisse und welche Kunst nicht nur, sondern auch welche Gesinnungen dazu gehören, um hier nicht bloß zu glänzen, sondern auch zu nützen; nicht bloß vorübergehend beklatscht, sondern dauernd geachtet zu werden.

Ueber den Gegenstand selbst wird man nach alle dem was man in öffentlichen Blättern darüber gelesen hat, hier nichts Neues erwarten; nur über die schreyenden Mißbräuche bey den Wahlen in den verfallenen Gliedern, denen jetzt ganz oder theilweise ihr Wahlrecht genommen

wird, theilen wir aus dieser Rede, in der sie ohne alle Schonung aufgedeckt werden, die Aufklärung mit, wie der Einfluß der Eigenthümer dieser Ortschaften auf die Wahlen so groß wird. Die Bewohner dieser Flecken sind eigentlich nur Pächter, und hätten als solche kein Stimmrecht, welches bekanntlich nur den freyen Grundbesitzern (free holders) zusteht. Aber auf einige Stunden gibt ihnen der Eigenthümer ein Certificat als Bürger-Lehns-Besitzer, das ihnen das Stimmrecht gibt, und sie sofort nach gemachtem Gebrauch wieder abliefern müssen. 'Um zwey Uhr, sagt der Redner, holt der Pächter sein Certificat bey dem Anwalt des Eigenthümers, um drey Uhr stimmt er, und um vier Uhr gibt er es sofort an den Anwalt zurück, und reitet nun wieder als Pächter nach Hause'. — Solche Mißbräuche bedürfen wohl keines weitem Commentars, und doch finden sie ihre Vertheidiger! Hn.

C o p e n h a g e n.

1830: Critisk Undersøgelse af Saxos Histories syv sidste Bøger. Ved D. Peter Erasmus Müller, Biskop i Siälland. Saerskilt aftrykt af det kongelige danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. 260 S. in 4.

Den ersten Theil dieses Werkes, welcher die neun ersten Bücher Saxos untersucht, hat Rec. im J. 1824 St. 41. 42 und zwar mit gebührendem Lobe angezeigt, der gegenwärtige zweyte befaßt nun die sieben letzten Bücher dieses vielbesprochenen Geschichtschreibers. Dort war die Sagenzeit mit dem ersten dämmernden Lichte der historischen Wahrheit der Gegenstand der Abhand-

lung, hier bricht dieses Licht immer heller ein, so daß die letzten Bücher als eine unbezweifelte echte und wichtige Quelle der Geschichte zu betrachten sind. Die Critik also, die es dort nur mit der Echtheit der Sage zu thun hatte, ist hier auf die Wahrheit der erzählten Begebenheiten selbst gerichtet und geht festen Schrittes, da sie gleichzeitige Zeugen, wie Adam von Bremen, Helmold und nicht viel spätere, wie Snorre Sturleson, die *Knyttlinga Saga*, und andere abhören kann. Unser Vf. der, wie sich von selbst versteht, seine Arbeit mit gleicher Unbefangensheit, Wahrheitsliebe, und feinem Tacte, der sich nicht erlernen läßt, fortgeführt, hat doch mitunter Gelegenheit gehabt, Saxo's Genauigkeit und Unparteilichkeit in der Darstellung der Begebenheiten zu bemerken. Rec. begnügt sich anzuzeigen, daß in dieser zweiten Abtheilung die dänische Geschichte von Harald Gormsen bis auf Waldemar I., also bis auf Saxo's Lebenszeit abgehandelt wird, und Aufklärungen gewonnen sind, welche auch der deutschen Geschichte in den merkwürdigen Verhältnissen Waldemars zu Friedrich I. und Heinrich dem Löwen zu gut kommen. Rec. meint, daß wir uns jetzt auf dem Standpuncte befinden, wo ein schließliches Urtheil über Saxo möglich ist. Dahlmann, der in seiner Critik der altdänischen Geschichte trefflich aufgeräumt hat, thut unserm Saxo, obgleich er ihn ironisch genug behandelt, von seinem Standpuncte aus kein Unrecht an, am wenigsten denkt er daran, das lebensvolle und geistreiche Werk in seinem natürlichen Werthe zu kränken. Denn Rec. gesteht, daß er diejenigen, welche Bedeutung und Gehalt der Sage leugnend, nur einen abgeschmackten

erlassen; denn diesen kann doch Gemüth
Gefühl für die nach freyen Gesetzen
de poetische Kraft des menschlichen
seyn. Daß der, welcher nach d
gen unserer Zeit Geschichte schreibt,
se, da wo keine Vergleichung mit
Denkmälern möglich ist, wenig
en könne, darf man zugeben, und
damit behauptet, es sey ganz
Geschichtliches darin enthalten. In
historische Element, das, wie man
annehmen muß, bey ihrer Entstehung
sich sehr bald verflüchtigt habe
unkennlich geworden seyn, so ist
einzusehen, warum sie bey ihrer
und weiteren Entfaltung, eben u
was das menschliche Leben berührt
nd, nicht auch geschichtliche Ereigniß
habe aufnehmen können. Ein D
t unsere Nibelungensage. Sie kenn
nithonia Nithonia

daß es nicht auf gelehrtem Wege in das deutsche Gedicht gekommen sey, glaubt Rec. aus mehr als einem Grunde. Auf diese Weise mögen in Saxo, wie in den altnordischen Sagen, selbst in den verachteten Stammtafeln des Langfedgatal, wirkliche Helden und ihre Thaten so gut wie mythische einen Platz gefunden haben, und es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, eine erweislich spätere Einmischung habe eine gleichmäßige Umwandlung des Ganzen zur Folge gehabt. Und daß sie in diesem Zustande, in welchem Altes und Neues noch neben einander stehen können, dennoch über andere Dinge, die keine Geschichte sind, z. B. Privatleben, innere Verhältnisse, Rechtszustand, überraschende Aufschlüsse geben können, wenn man sich von Ungläubigkeit ebenso wie von einer schwächlichen Gläubigkeit frey hält, davon ist Rec. überzeugt.

Die Vorrede enthält die erfreuliche Nachricht, daß der Verf. ernstlich daran denkt, eine neue Ausgabe des Saxo zu besorgen, wozu er gegenwärtiges Werk als eine Vorarbeit betrachtet. Der Commentar, der sie begleiten wird, soll für unsere Zeit das seyn, was Stephanius der seinigen gewährte. Schon Dahlmann hatte das Bedürfniß einer solchen Ausgabe auseinander gesetzt; da keine Handschrift mehr existiert, so muß die princeps Ascensiana zu Grund gelegt werden; Klotz hatte sogar die Druckfehler aus Stephanius beybehalten. Möge es dem Verf., dem nach Münters Tode der Bischofsstuhl von Seeland zu Theil geworden ist, nicht an der Ruhe fehlen, die nöthig ist, ein solches Unternehmen zu Ende zu führen. Zu den großen Verdiensten, die sich Herr P. E. Müll-

ler um die nordische Vorzeit bereits erworben hat, wird sich ein neues Gefallen, daß die deutschen Alterthumsforscher eben so bereitwillig und dankbar anerkennen werden.

L e g n i ß.

Die Klassensteuerverfassung des Preussischen Staates. Eine alphabetische Zusammenstellung der über die Klassensteuer ergangenen gesetzlichen und erläuternden Bestimmungen. Zum Gebrauch der Klassensteuerverwaltungsbeamten, und der Klassensteuerpflichtigen, von Paul Sinnhold. 1831. 83 S. in 4. (In Commission bey Leonhardi.)

Die Gewerbesteuerfassung des Preussischen Staates. Eine alphabetische Zusammenstellung der über die Gewerbesteuer ergangenen gesetzlichen und erläuternden Bestimmungen, so wie der damit in Verbindung stehenden gewerbepoliceylichen Vorschriften. Zum Gebrauch der Gewerbesteuerverwaltungsbeamten, und der Gewerbetreibenden des Inlandes und Auslandes. 1831. 171 S. in 4. Von demselben Verfasser. (Bey E. Döench).

Der Inhalt dieser beiden, uns zugekommenen Schriften, ergibt sich hinreichend durch die Titel. Beide sind in alphabetischer Ordnung, was den Gebrauch erleichtert. Ersterem ist auch die Königl. Verordnung vorgelegt. Wir müssen uns damit begnügen sie, als ihren Zwecken entsprechend, den Geschäftsmännern zu empfehlen, denen wir dadurch einen Dienst zu erweisen glauben.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 10. May 1832.

P o t s d a m.

In J. Bogler's Buchhandlung, 1831: Das liberale System, oder das freye Bürgerthum in seiner höchsten Entfaltung; in einem Gemälde des Bundesstaats von Nordamerica practisch dargestellt von Dr. Ernst Ludwig Brauns. Erster Theil: XX und 326 S. in Octav.

Um einem Mißverständnisse vorzubeugen, zu welchem der Titel dieses Werks sehr leicht Veranlassung geben könnte, als wolle nämlich der Verf. das liberale System als höchstes Ziel aller menschlichen Bestrebungen, oder als nothwendiges Resultat der gesammten neuern Cultur, welches nach den Lieblingsansichten einiger Staatsmänner sich früher oder später durchbilden müsse, darstellen, bemerken wir gleich hier im Eingange, daß sich gerade die entgegengesetzte Richtung in vorliegender Schrift offenbart, welche der Prüfung und Würdigung des Liberalismus außerdem nur einen geringen Theil widmet, und ihren Titel hauptsächlich nur der durch die gegenwärtige be-

denkliche Lage des politischen Systems von Europa veranlaßten Einleitung verdankt, in welcher die Geschichte des freyen Bürgerthums, mit zeitgemäßen Betrachtungen verbunden, erzählt wird. Von der Hauptmasse des Werks enthält vorliegender Band nur den ersten Abschnitt über die Geographie und Naturgeschichte der vereinten Staaten von Nordamerica. Ein zweyter Band soll die vereinte Nation, deren Landbau, Manufacturen und Fabriken, deren Handel, Verfassung, Justiz-, Policen- und Kriegswesen, literarischen und kirchlichen Anstalten u. s. w. schildern.

Der Zweck der Einleitung, welchen die vorangeschickte Weihung an Seine Majestät Ludwig von Baiern nur kurz andeutet, spricht sich S. 104 bestimmt so aus: 'Das liberale System habe ich in die Darstellung des vereinten Nordamerica deshalb verflochten, um dieser Schrift auch die praktische Richtung zu geben, Unerfahrene vor unüberlegten, voreiligen Schritten zu warnen.' Die Principien dieses sogenannten liberalen Systems werden dann auseinander gesetzt. Wir glauben aber um so weniger uns dabey aufhalten zu müssen, da es ihnen an Klarheit und Bestimmtheit fehlt.

Wenden wir uns vielmehr zu dem geographisch-statistischen Gemälde des Bundesstaates von Nordamerica, dessen Kunde unter uns noch so mancher großen und wichtigen Berichtigung bedarf. Der Vf. nimmt hier eine streng polemische Richtung, und verbreitet sich schon am Ende der Einleitung mit vieler Freymüthigkeit über die Mängel der Völker-, Länder- und Staatenkunde im Allgemeinen, und beklagt sich über die Nachlässigkeit womit selbst die officiellen statistischen Berichte nicht selten angefertigt werden, so wie auch über das geringe Interesse, welches jener Wissen-

chaft unter uns zu Theil wird. Das Letzte ist offenbar ungerecht, und das Erste nur in einem der zwey Beyspielen in Bezug auf Frankreich unter der Kaiser-Regierung wahr. Will man von officiellen Berichten nicht mehr trauen, so wird alle Zuverlässigkeit in dieser Wissenschaft aufgehoben. Die Ursachen, warum die Kunde America's unter uns noch so unvollkommen und mangelhaft ist, sind zum Theil dieselben, welche in America hinsichtlich der Kunde Deutschlands swalten. Für den Europäischen Staatsmann ist America nur ein sehr untergeordnetes Interesse, und umgekehrt; so daß der Präsident der vereinigten Staaten in seinem Sendschreiben (message) an den Congress *) erklären konnte, die Verhältnisse der verschiedenen Staaten Europa's unter einander wären ihm sehr gleichgültig. Ganz anders verhält es sich mit der Wissenschaft. 'Sie erf keine Gränzen kennen; Alles und am weitesten den Staat in seinen verschiedensten Formen soll sie durchdringen.'

Zuerst werden nun Lage und Grenzen nach den zuverlässigsten Bestimmungen angegeben. Die Grenzstreitigkeiten, die sich im Nordosten zwischen Canada und den Freystaaten zuletzt auf Veranlassung einiger betheiligten Privatleute im Jahre 1827 erhoben, sind nach den nöthigen Untersu-

*) Auch der Verf. wiederholt (S. 125 und 126) einen allgemeinen Irrthum, der schon zweymal in diesen Blättern (S. g. X. 1829 S. 30. und 1831 S. 143) gerügt ist, nämlich daß der Präsident jährlich zur Eröffnung des Congresses persönlich eine Rede halte. Der Präsident erscheint jetzt nie persönlich in den Sitzungen und nimmt an den Berathschlagungen gar keinen Antheil; auch erscheinen die messages nicht nur jährlich bey der Eröffnung des Congresses, sondern auch bey außerordentlichen Gelegenheiten während der Sitzungen.

chungen durch bevollmächtigte Agenten erst am 10. Januar 1831 durch das Gutachten des Königs von Holland, als Schiedsrichters, dahin entschieden, daß das bestrittene Gebiet von etwa 60 Engl. Meilen unter beide Mächte gleichmäßig getheilt worden ist, und so auch der Staat Maine seine bestimmten Grenzen erhalten hat. Die Grenzlinie zwischen den Freystaaten und den Russischen Besitzungen ist in dem im May 1824 abgeschlossenen Tractat bekanntlich auf den 54. Parallelskreis festgesetzt worden. — Bey der großen Verschiedenheit der Angaben über den Flächeninhalt der ganzen Union, nimmt der Verf. im Allgemeinen nur die runde Zahl von 100,000 geogr. Quadratmeilen an, also einen Raum zehn Mal so groß als Frankreich. Indess kommen nach der Berechnung des Flächeninhalts der einzelnen Staaten und Territorien (S. 274) dem Verf. unbekannt nur 95,658 geogr. Quadratmeilen heraus. Nach Johann Melish (*Geographical description of the United States*, Ausgabe von 1826), welcher aus den zuverlässigsten Quellen berichtet, beträgt die äußerste Länge von Osten nach Westen 2500, und die Breite von Norden nach Süden 830 Engl. Meilen, und dieß macht einen Flächeninhalt von 2,076,410 Engl. Quadratmeilen, oder 1,328,902,400 Acreß. — Eine große Unbequemlichkeit (um dieß beyläufig zu erwähnen) entsteht bey dem Gebrauche des vorliegenden Buchs besonders aus der planlosen Abwechselung mit Englischen und gewöhnlichen geographischen Meilen in den zahlreichen Angaben. Ferner vernachlässigt der Verf. oft die Erwähnung seiner Quellen und Gewährsmänner, ein Umstand, welcher der Glaubwürdigkeit des Ganzen in den Augen der Sachkundigen mit Recht Abbruch thun könnte. Der S. XIV angeführte Grund ist nicht genü-

gend; denn wir dürfen doch wohl nicht annehmen, daß der Verf. das Land selbst gemessen, und die Einwohner selbst gezählt habe.

Die allgemeine Uebersicht der natürlichen Beschaffenheit der Union, namentlich der Oberfläche, der Abdachungen und Gebirgsketten, des Wassergebiets, der Flüsse, Binnenseen, Bayen, Kanäle, Sümpfe und Moräste, Rohrbrüche, Heilquellen und Wasserfälle bildet wegen der reichen Mannigfaltigkeit und lebendigen Darstellung eins der interessantesten Kapitel dieses Buchs, und würde sich durch größere Genauigkeit in der Ausführung des Einzelnen, mit mehr Besonnenheit und planmäßiger Anstrengung leicht zu einem vollständigen Gemälde vollenden lassen. Der überaus große Reichthum des Stoffes verwirrt indeß den darstellenden Geist nur zu leicht, besonders da hier so wenig vorgearbeitet ist. Um für die Zukunft etwas Gediegenes vorzubereiten, sollte man jetzt anfangen, einzelne Staaten in dieser Rücksicht recht gründlich zu schildern. — Die geologische Gestalt der Union, und die dadurch veranlaßte dreyfache Eintheilung derselben, wird hier nach den gewöhnlichen Ansichten beschrieben. Wenn aber (S. 167) Fr. Schmidt's Ausspruch, es herrsche eine ermüdende Gleichförmigkeit der Natur über das weite Gebiet der B. St., von dem Verf. unterschrieben wird, so müssen wir dieß für voreilig und besangen erklären; oder die Idee der unermesslichen Savannen der westlichen Abdachung erscheint hier auf die ganze Union übergetragen. Die Staaten von Neu-England nebst Neu-York gehören, was Naturschönheiten anlangt, zu den reizendsten der Welt. Ueber die natürliche Beschaffenheit eines Landes sollte man eigentlich nie nach bloßen Charten urtheilen. — Berge, Flüsse und Seen werden nur in geringer Anzahl und nur mit ein paar Worten

erwähnt. Ausführlicher ist der Bericht über die Kanäle, deren es schon 27 in den B. St. gibt. Der längste und bekannteste, der Erie-Kanal, wird hier der Erie- und Champlain-Kanal genannt und als 425 Engl. Meilen lang geschildert. Nach den Berichten der Kanal-Commission von Neu-York ist er nur 363 Engl. Meilen lang, und zerfällt in drey Abtheilungen; von denen die mittlere von Utica nach Montezuma, 96 Engl. Meilen lang, am 4. Julius 1817 zuerst bey Rom angefangen und am 19. October 1819 vollendet ist; die östliche von 110 Meilen ist am 8. October 1823, und die westliche von 157 Meilen am 26. October 1825 vollendet. Die Breite auf der Oberfläche des Wassers beträgt 40 Fuß, auf dem Grunde nur 28; Tiefe 4 Fuß. Das Wasser wird vom Hudson-Flusse bis zum Erie-See durch 92 Schleusen (locks) verschiedener Länge 568 Fuß gehoben; außerdem sind noch 31 guard locks angebracht. Durch 23 größere und kleinere Aquaducte wird der Kanal über eben so viel Bäche und Flüsse geleitet. Der merkwürdigste unter ihnen erstreckt sich 802 Fuß lang über den reißenden Genesee-Strom bey Rochester, welcher sich in einer geringen Entfernung von dem Aquaducte von einer Höhe von 96 und weiter unten noch 75, und weiter hinauf einmal 60 und ein ander Mal 90 Fuß stürzt, und einen sehr imposanten Anblick gewährt. Außerdem ist auch die dreysache Leitung des Kanals über den Mohawk-Strom, zuerst unfern Albany 1188 Fuß, dann unfern Schenectady 748 Fuß, und endlich bey Little-Falls, wo der Strom am tiefsten und reißendsten ist, und die höchsten Ufer hat, 214 Fuß, sehr bemerkenswerth. Das schwierigste und theuerste Unternehmen war wohl, den Kanal durch die sogenannte Mountain Ridge an einigen Stellen 31

Fuß 4 Zoll, und im Durchschnitt 26 Fuß in einer Länge von 3 Engl. Meilen in harten Kalksteinfelsen einzuhauen, und durch 5 doppelte Schleusen bis Lockport zu heben, wo er dann mit dem Erie-See dieselbe Höhe gewinnt. Boote mit einer Ladung von 35 bis 40 Tonnen können auf diesem Kanale fahren, und legen von 3 Pferden gezogen etwa 4 Engl. Meilen (doch nicht immer) in einer Stunde zurück. Der Kanal ist etwa 230 Tage im Jahre schiffbar. Ganz verschieden von diesem zieht sich der Champlain-Kanal von Süden nach Norden in einer Länge von 63 Engl. Meilen von Troja bey Albany nach Whitehall, um die Gewässer des Hudson mit denen des Champlain-Sees zu verbinden. 18 Schleusen heben ihn 130 Fuß bey Fort Eduard und Fort Anna; von da fällt er wieder durch 5 Schleusen auf 50 Fuß, welches die Höhe des Champlain-Sees über dem Hudson ist. Beide Kanäle kosten dem Staate von Neu-York (mit Einschluß der von Privatleuten und privilegierten Corporationen gekauften Gerechtsamen) 10,123,789 Spanische Dollars, oder 13,498,518 Reichsthaler 20 gute Groschen. — Ferner ist der große Erie-Kanal bey Syrakus und Salina durch den 38 Engl. Meilen langen Oswego-Kanal auch mit dem Ontario-See vereinigt, welcher 123 Fuß niedriger liegt. Auch ist der Seneca-See, welcher 60 Fuß höher liegt, vermittelst eines 20 Engl. Meilen langen Kanals bey Montezuma in den Erie-See geleitet. Ferner hat eine incorporierte Gesellschaft den Delaware-Strom von Glass-House bey Carpenter's Point im Districte Orange an der Pensylvanischen Grenze durch einen 65½ Meilen langen Kanal mit dem Hudson unfern Kingston an der Mündung des Wallkill-Flusses in Verbindung gebracht. Zwey Aquaducte waren

hat.

In dem Kapitel über die Beschaffenheit des Landes (worin au system, man weiß nicht wie, enthalten hat) spricht nun der Verf. von den Heilquellen und die Wasser jenen sind die Mineralwasser und Ballston Spa im Staate v unstreitig die wichtigsten und besu Verf. nennt die erstern Stahlw sie weiter zu beschreiben, und d ihm ganz entgangen. Da sie m Theil von ähnlicher Beschaffenheit halten nämlich hydrogenisches Gas, Gas, salzsaure Soda, kohlensaure kohlensauren Kalk, kohlensaures Eisen, Magnesia) so ist diese Auslassung u entschuldigen. Aber nicht alle Saratoga enthalten Stahlwasser. Johann H. Steel theilte sie in Analysis of the mi

schaft von Saratoga, und die Columbische und flache Felsen-Quelle zu Saratoga selbst. Die Temperatur dieser Wasser ist zu allen Zeiten des Jahres fast dieselbe, indem sie stets zwischen 48 und 52° Farenheit schwebt. Sie sind ziemlich klar, und musſierend beym schnellen Schöpfen. Bey Versendungen in Flaschen verliert das Wasser den größten Theil seines kohlensauren Gases, wird sehr trübe, und der durch jenen Verlust verursachte Niederschlag des Eisens setzt sich an die Flaschen. Seine heilsamste Wirksamkeit muß man also an der Quelle suchen, und je tiefer man hier schöpft, desto größer ist, wie sich von selbst versteht, die Quantität des Gases, welches auf der Oberfläche schnell verfliegt. Ueber die bisher unerklärte Erzeugung und Entwicklung dieses Gases können nur die genauesten geologischen Untersuchungen der dortigen Gegend eine genügendere Auskunft geben. Außerdem hat der Staat Neu-York sowohl, als auch viele unter den westlichen und südlichen Staaten einen großen Reichtum an Mineralquellen, die aber bis jetzt größtentheils unbenutzt geblieben sind.

Unter den zahlreichen Wasserfällen von Nordamerika macht der Verf. nur denjenigen namhaft, welchen die ganze Welt schon dem Gerüchte nach kennt; die übrigen, behauptet er, seyen von keiner sonderlichen Bedeutung, und nennt sie daher gar nicht. Die beygefügte kurze Schilderung des Niagara, (wird ausgesprochen Niagra) Falles beurkundet keine Autopsie (und wer kann ohne diese auf strenge Wahrheit Anspruch machen?), sondern wiederholt Ansichten, die schon bey einer andern Gelegenheit (S. g. A. 1829 S. 32) als unwahr bezeichnet worden sind. Die Gewalt seines Einbruchs auf den Zuschauer ist ganz unbeschreiblich und dabey unausschlich, so

daß man ihn bey jeder lebhaften Erinnerung daran, in Wirklichkeit vor Augen zu sehen, seinen Donner zu hören, und die Erschütterung der Erde zu fühlen glaubt. Der Fall wird durch Goat-Island oder die Geiß-Insel (wahrscheinlich wegen ihrer Gestalt so genannt), die in der Mitte etwa 210 Schritt breit und im Ganzen etwa viermal so lang und hinten etwas breiter als vorn zwischen den beiden Fällen ist, wo sie die Form eines Halses und Kopfes hat, in zwey ungleiche Hälften getheilt, so daß die ungeheuern vorragenden Felsenstücke der Insel von oben bis unten durch den von beiden Seiten sie bestürmenden und tobenden Wasserchaum drohend durchschimmern, und auch im Grunde zwischen den zwey schäumenden Kesseln aufgethürmt hervorstarren. Diese Insel gehört noch zum Staate von Neu-York; ihr westliches Ufer bildet aber die Grenze zwischen Ober-Canada; deßhalb heißt der östliche Fall der Americanische und der westliche der Britische. Man hielt es ehemals für unmöglich je auf diese Insel zu gelangen, weil die Strömung auf beiden Seiten derselben äußerst heftig ist und pfeilschnell ihrem Sturze zueilt. Diese tobende Heftigkeit und Schnelligkeit der sogenannten Rapiden beginnt schon zwey Engl. Meilen oberhalb des Falles bey der Mündung des ebenfalls reißenden Chippewa-Stromes auf der Britischen Seite, und bey dem Ausflusse des kleinern Baches Grill, wo das kleine Fort Schloffer liegt, auf der Americanischen Seite. Hier ist der Niagara-Fluß 2 Engl. Meilen breit, verengt sich aber bis zu seinen beiden Fällen zu 1 Engl. Meile (die Breite der Geiß-Insel mitgerechnet) zwischen Felsen, die indeß keine hohe Ufer bilden, und senkt sich während dieses Laufes von der Mündung des ge-

nannten Chippewa an etwa 58 Fuß. Die Rapiden sind an beiden Ufern des Flusses am heftigsten, weil die oberhalb des Chippewa in der Mitte liegende Britische Marine-Insel (Navy Island), so wie auch die genannte Geiß-Insel, und noch mehr die Americanische große Insel (Grand Island) von 11,200 Acres Flächeninhalt dem Flusse diesen Drang nach beiden Ufern verschafft, und das mittlere Wasser ruhiger macht. Es ist also leicht einzusehen, daß eine Uebersahrt unterhalb des Chippewa ganz unmöglich ist. Alles, was sich von beiden Ufern hineinswagt, ist unwiederbringlich verloren. — Im J. 1825 hat man nun mit großer Anstrengung und Gefahr etwa 700 Schritt oberhalb des Americanischen Falles eine Brücke für Fußgänger über die Rapiden gebaut, so daß man jetzt mit Bequemlichkeit auf die Geiß-Insel gelangen kann. Auf der Britischen Seite, wo der Strom mehr als noch einmal so breit, weit tiefer und reißender ist, möchte ein solches Unternehmen wohl ganz unmöglich seyn. Die genannte Brücke ist von Holz und erstreckt sich auf 6 Widerlagen von Felsblöcken (die indeß der Heftigkeit der Rapiden auf die Dauer nicht widerstehen können) 140 Schritt lang zu dem felsenfesten Bath-Islande, welches groß genug ist, um ein Gebäude zu tragen, in welchem sich eine sehr beachtenswerthe Sammlung von Naturmerkwürdigkeiten aus der Umgegend befindet, und wo zugleich der Brückenzoll entrichtet wird. Von diesem Bath-Islande führt nun eine andere Brücke von 110 Schritten über die sogenannte Rennbahn (race-way) zu der Geiß-Insel, die mit hohen unregelmäßigen Bäumen und dickem Gebüsch bewachsen ist. Hier hat man nun oben und zu beiden Seiten die herrlichste Aussicht auf die Rapiden. Wilde Enten und Gänse sind hier in großer Anzahl,

und gewähren durch ihr pfeilschnelles Hingleiten auf den Rapiden und durch ihr plötzliches Emporspringen kurz vor dem Falle ein sehr überraschendes Schauspiel. Die Jahrzahl 1765 und 1769 findet sich hier an einigen Stellen in Stein eingehauen; was die Sage beglaubigt, daß einige Französische Officiere sich damals durch Indianer in Kanos (wahrscheinlich von dem Navy-Inlande) in der Mitte des Flusses zu dieser Insel gewagt hätten. Daß dieses möglich ist, hat neulich ein ähnliches Unternehmen bewiesen, das aber bey der Rückkehr der Abenteurer nach dem Navy-Inlande, die außerordentlich schwer und gefährvoll seyn muß, beynahе mißlungen wäre. Am 8. Sept. 1827 wurde wahrscheinlich auf Veranlassung der benachbarten Wirths und der Americanischen Rutscher vor den Augen einer unzähligen Menschenmasse ein alter, unbrauchbarer, aber neu aufgepukter Schooner, Namens Michigan von 150 Tonnen Ladung, welcher einen Büffelochsen, zwey Bären, zwey Füchse, einen Waschbären (raccoon), einen Hund und zwey Gänse nebst sechs ausgestopften menschlichen Figuren, wovon die eine am Steuerruder angebracht, die andere auf der Stange des Hauptsegels befestigt, die dritte auf der vordersten Segelstange sitzend festgebunden, und die drey übrigen auf dem Berdecke stehend dargestellt waren, von derselben Navy-Insel durch das vorher absichtlich so gerichtete und befestigte Steuerruder in die Rapiden des Britischen Falls geleitet, und, nachdem es etwa in der Mitte bey seiner Annäherung an das Ufer die beiden Bären, welche glücklich auf die Felsen des Ufers sich retteten, und etwas später seine beiden Masten verloren hatte, in den Abgrund geschleudert, aus dem es nach einiger Zeit in tausend Stücke zerschmettert wieder hervortauchte. Von den Thierkörpern ist keiner wie-

4. 75. St., den 10. May 1832. 741

zum Vorschein gekommen; nur die beiden wurden eine kleine Strecke unterhalb des lebendig wieder heraus geholt. y weitem den schauerlichsten Anblick des schen Falles von oben gewährt der Stand auf der beschränkten Platte der Terrapin zwischen den beiden Fällen neben der äußeren Spitze der Geiß-Insel, von welcher eine unsichere schmale Brücke zu jener überhängenden Felsenplatte, die etwa für vier Personen hat und von einem Stakett umgeben ist, Bon hier ließ der Dr. J. E. Thompson Albany eine Linie mit einem Senkbley an Spitze eines quer über die Brücke gelegten bis über den Rand des Abgrundes reichenden Sparrens zu der schäumenden Oberfläche, und maß 158 Fuß 4 Zoll. Wie tief der ist, läßt sich nicht bestimmen; vermuthen man es aber, da der Strom etwa $\frac{1}{2}$ Engl. unterhalb des Falles noch 250 Fuß misst. Fall bildet eine Curve und heißt deshalb Rufeisen, oder Rosttrappen-Fall, stürzt einem gefenklerten Bette und höhern Ufern der Americanische, welcher etwa 20 Fuß weis vortritt, und sich von einer geraden Linie nicht $6\frac{1}{2}$ Fuß höher herabstürzt als der Brise, ohne die Felsenwand hinter sich merklich abhohlen. Auf beiden Ufern (die unterhalb Falles etwa eine Engl. Meile lang über 200 hoch sind, sich aber nach und nach zu 25 senken) sind, etwa 300 Schritt von den Felsen entfernt, Treppen und Leitern angebracht, so man bis zur Oberfläche des Wassers hinab kommen kann, um sich durch Lühne und geschickter über den dumpf murmelnden und kochenden Abgrund setzen zu lassen, und eine Total-Ansicht beider Fälle von unten zu genießen. Von gewähren namentlich die aufsteigenden Staubb-

regen, Wolken, die bey frühem Wetter und niedrig stehendem Gewölk mit diesem communiciren, bey heitrem blauen Himmel aber oben von allen Farben des Regenbogens glänzen, einen wahrhaft entzückenden Anblick. — Der Hufeisenfall und das nächste Ufer, der Tafel-Felsen (table-rock) genannt, hängt im Durchschnitt 30 Fuß über seiner Basis, so daß man unten, nachdem man die Kleider mit einem leinenen Anzuge umgetauscht hat, unter dem Ufer hin etwa 25 Schritt hinter die herabdonnernde Wassermasse gehen kann, was übrigens erst einige Male wiederholt werden muß, ehe man sich an die erstickende Betäubung des stürmenden Staubregens, an den dumpfen Donner des Wassers und an die heftige Erschütterung des Felsens gewöhnt. Es haben sich zu verschiedenen Perioden große Steinmassen von den Tafel-Felsen abgelöst und sind in den Abgrund gestürzt; und es bedarf keiner 200 Jahre, so wird die ganze Geiß-Insel allmählich in Stücken hinabgeschleudert und verschwunden seyn; da es nach sicherer Andeutungen ausgemacht ist, daß der Fall, als er zuerst von Europäern besucht wurde, mehr als eine Engl. Meile dem Ontario-See näher gewesen seyn muß, und damals nur eine ungetheilte Masse bildete. — Die obige Schilderung wurde vom 12ten bis 19ten Julius 1828 von Ref. an Ort und Stelle entworfen.

Außer dem Niagara-Falle gibt es im Staate von Neu-York allein noch eine Anzahl von weniger besuchten aber durch ihre schönen Umgebungen äußerst merkwürdigen, wiewohl an und für sich weniger imposanten Wasserfällen. Hierher rechnen wir den 175 Fuß hohen beynahe senkrechten Fall aus zwey sehr wasserreichen durch einen kleinen Strom unter sich verbundenen Seen auf einen Felsen des 3800 Fuß hohen Catskill-Gebir-

ges am Hudson. Beide Seiten dieses Falles sind mit dichten Bäumen und Gebüsch bewachsen; und kaum hat sich der Strom unten in seinem tiefen felsigen Bette wieder gesammelt, so macht er einen zweyten 80 Fuß hohen Sprung, braust dann zwischen hohen Felsenwänden abschüssig dahin, und verliert sich am Fuße des Felsens durch ein schmales Thal in einen dunkeln Wald. Die Wassermasse ist nicht sehr groß. Ferner erwähnen wir hier die vier Fälle im Genesee-Strome, von denen zwey südlich von dem großen Erie-Kanale unmittelbar auf einander folgen, und zusammen etwa 150 Fuß hoch sind; der dritte von 95 und vierte von 75 Fuß ist auf der nördlichen Seite des Kanals bey Karthago, wornach sie benannt werden. Hier ist die Wassermasse schon sehr bedeutend, wiewohl nicht so stark als bey dem Montmorency-Fälle, ungefähr 5 Engl. Meilen nördlich von Quebeck, welcher etwa 100 Fuß breit ist, und dessen Höhe auf 240 Fuß geschätzt wird. Bekannter sind die Fälle im Mohawk und im nördlichen Laufe des Hudson. Die schönsten Wasserfälle in Neu-York sind aber die im West-Canada-Flusse 14 Engl. Meilen nördlich von Utica am Erie-Kanale. Es sind deren 6, wovon sich 4 in einer 4 Engl. Meilen breiten Kalkstein-Formation befinden, durch welche der Fluß sich mit ungeheurer Anstrengung ein tiefes Bett mit 80 bis 100 Fuß hohen Ufern gebahnt hat, die beiden übrigen aber oberhalb und unterhalb dieser Formation gleichsam den Ein- und Ausgang in die Unterwelt bilden. Der erste der Reihe nach heißt der obere Fall, der zweyte vorzugsweise die Cascaden, der dritte der Mühl-Damm Fall, der vierte der hohe Fall, der fünfte Scherman's Fall, und der letzte Conrad's Fall. Der gemeinschaftliche Name für alle ist die Fälle von Tronton, einem benachbarten

Dorfe. Im Ganzen fällt das Wasser 312 Fuß zwischen baumreichen Ufern, die wohl 200 Fuß oben von einander getrennt seyn mögen. Auf einer Treppe gelangt man zu der Oberfläche des reißenden Stroms, der an der westlichen Seite einen Steig läßt, welcher aber an vielen Stellen sehr schmal und gefährlich ist. Die Strata in dem schwarzblauen Transitions-Felsen sind sehr regelmäßig und nicht selten 18 Zoll dick. Zwischen denselben findet sich Kalkspat, welcher in der Mitte einen schwarzen Streif zeigt. Senkrechte Spalten ziehen sich durch die ganze Wand, und sind mit etwa zoll dickem Kalkspat-Krystall angefüllt. Diese Spalten zerlegen das Bett in rhomboidische Flächen. Petrefacte sind hier sehr häufig, zuweilen durch die Spalten in zwey Theile zerlegt; ein Beweis, daß die Spalten erst spät entstanden sind. Dilobiten und den großen Trilobit (*isotelus gigas*) findet man hier in sehr vollständigen Exemplaren, so wie auch den kegelförmigen *Orthoceratit* theils in einer halb hohlen und leeren Schale, theils mit Kalkspat und Quarzkrystall angefüllt, wovon das letztere Graphit enthält, das erste weiß, schwärzgelb, braun ist, und sich oft mit allen diesen Farben in demselben Exemplare darstellt. Sonst häufige Versteinerungen sind hier: *lingula mitiloidea*, *crinoidea*; *terebratulæ*, *cornu Ammonis*, *nautili*, *producti*, *conularia quadrisulcata* u. a. Sie sind sämmtlich platt in oder zwischen die Lagen gebettet, und Umriss und Form der einzelnen Theile weichen meistens nicht sehr von der Gestalt und Größe des ursprünglichen Thieres ab. Es kommen aber auch Defecte vor, welche beym Uebergange des Thieres in die Steinmasse entstanden sind. Ihre Farbe ist dunkler als die des Felsens und beynähe schwarz, ihre Oberfläche aber sehr glatt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. May 1832.

P o t s d a m.

Beschluß der Anzeige: Das liberale System, oder das freie Bürgerthum in seiner höchsten Entfaltung; 2c. 2c.

Bunächst folgen drey Kapitel über das Klima, nebst einem Seitenblicke auf das gelbe Fieber, über den Boden, und über die Naturproducte auf weniger als 80 Seiten, die sich nur auf die allgemeinsten Bestimmungen beschränken. Hier sind aber für die einzelnen Materien die Hauptquellen nachgewiesen, was in jeder Rücksicht für einen großen Vorzug zu erachten ist. In der Darstellung der Zoologie hätte der gänzlich mit Stillschweigen übergangene Ureinwohner einen Platz erhalten sollen. Die Thierwelt, das Pflanzenreich und der gesammte Mineralreichthum verdiente in besondern Werken mit der nöthigen Genauigkeit und Gründlichkeit geschildert zu werden. — Unter den physischen Merkwürdigkeiten wird noch besonders das Bergöl

an den Grenzen des Staates von Ohio und Pensylvanien genannt; ferner die natürliche Brücke in Virginien, wozu noch eine zweite auf der Halbinsel Nahant nördlich von Boston kommt; dann die natürlichen Höhlen in Indiana, Pensylvanien, Virginien, und (fügen wir hinzu) in Neu-York. Sehr ausführlich ist hier die Mammuth-Höhle in Kentucky nach Dr. Nahum Wards beschrieben. Wahrscheinlich verdanken diese zahlreichen Höhlen ihren Ursprung unterirdischen Strömen, die sich nach und nach einen andern Weg bahnten, und ihr altes Bett trocken zurüchließen. An vielen Stellen hat man hier auch unzweydeutige Spuren von menschlicher Anstrengung und Kunst gefunden; so daß man annehmen kann, Indianische Stämme suchten einst einen Zufluchtsort in ihnen. Salpetererde und Bittersalz enthalten sie in großen Quantitäten, so wie auch Glaubersalz, gelben Ocher, und eine Menge Petrefacte. — In einem besondern Anhange spricht der Verf. über America's untergegangene Vornelt, und weist genau die Stellen nach, wo man namentlich die Mammuth-Knochen, das Gerippe eines Megatherions, Walrosses (*trichecus rosarius*), einer unbekannten Ochfengattung, einer Riesen-Eidechse u. s. w. aufgegraben hat. Das vollständigste Skelett eines Mammuths befindet sich bekanntlich in Peale's Museum zu Philadelphia; ein weniger vollständiges in Baltimore. Des Contrastes wegen hat man ein Maus-Gerippe auf die eine Seite des großen gespaltenen Vorberhufes gestellt. Mammuth-Badenzähne von 5 bis 7 Pfund, welche man im westlichen Theile von Neu-York ausgegraben hatte, wurden im Sommer 1828 bey den Wasserfällen von Trenton in einem Gasthause zum Verkauf ausgebo-

ten; man verlangte von 15 zu 20 Dollars für das Stück.

Nach dem letzten Kapitel über die politische Eintheilung des Bundesstaates folgen achtzehn ergänzende Noten, unter denen besonders die sechzehnte Aufmerksamkeit erregt. Es wird darin erzählt, daß 12 Americanische Fischer am Ausflusse des Delaware mit der ungeheuern Meeresschlange einen zehnstündigen lebensgefährlichen Kampf bestanden hätten. 'Der Schweif dieses grimmigen Thieres, in eine hornartige Substanz endigend, glich einem mächtigen Speere, und sein Rachen war mit einer dreysachen Reihe von Zähnen, stark wie die Hauer eines Wallrosses, bewaffnet. Erst nachdem dieses 220 Fuß lange und 22 Fuß dicke Ungeheuer einen Fischer erdrückt, zwey andern aber die Beine gebrochen, und 600 Flintenschüsse erhalten hatte, war seine Niederlage vollendet. Die muthigen Bezwinger wurden von der Regierung mit 1000 Dollars belohnt, die Verwundeten auf Kosten des Staates gepflegt und ärztlich behandelt, und die Wittwe des Getödteten erhielt eine Pension. Um das Monstrum nach Neu-York zu transportieren, mußte ein eigenes Fuhrwerk gebaut werden'. Nach der ungemein practischen Erklärung des Verfassers (Vorwort S. XVII) gegen die gaulelnden Bilder einer erhigten Einbildungskraft, und daß das Schaffen von Idealen die kleinste und unnütze aller Künste sey, hätte man wohl kaum eine solche ideal-colossale Schilderung eines Kampfes mit dem Meer-Dracon erwartet. Die Veranlassung dazu ist folgende. Im Jahre 1827 behauptete ein Schiffscapitän, er habe unfern dem Grunde von Long-Island bey Neu-York eine ungeheueren Meeresschlange über die Fläche des Meeres sich hin-

winden sehen. Wegen der Entfernung war von keiner genauen Bestimmung der Länge und Dicke die Rede. Die Sache machte Aufsehen, und bald darauf wollten auch noch andere sie in der Ferne erblickt haben, so daß viele Zeitungs-Artikel darüber erschienen, und selbst die Schuljugend darüber zu declamieren anfang. Allmählich bildete die Phantasie jenen Kampf mit der Schlange, dessen Ruhm dann wirklich bis nach Deutschland sich erstreckt hat.

G. H. B.

St. Petersburg.

De l'imprimerie de l'Académie Impériale des Sciences: *Mémoire sur les îles et la course consacrées à Achille dans le Pont-Euxin, avec des éclaircissemens sur les antiquités du Littoral de la Sarmatie et des recherches sur les honneurs que les Grecs ont accordés à Achille et aux autres héros de la guerre de Troie. Avec deux cartes et une planche. 1827. 292 Seiten groß Quart.*

Wir würden diese schon vor geraumer Zeit erschienene Abhandlung des gelehrten Russischen Archäologen, des Staatsrathes Köhler, kaum noch anzuzeigen und für berechtigt und verpflichtet halten, wenn wir nicht fänden, daß sie den deutschen Alterthumsforschern noch nicht nach Gebühr bekannt sey, wahrscheinlich weil der Haupttitel derselben nicht einen solchen Reichtum gelehrter Erörterungen vermuthen läßt, als das Werk enthält; wie sich z. B. der Verfasser einer gar mancher Erweiterung und Vervollkommnung fähigen Abhandlung de varie-

tate fabularum Troicarum, Jos. Anton Fuchs, unter diesem umfassenden Werke, welches er nicht habhaft werden konnte, bloß einen libellum vorstellt (Mirae fabulas veterum de hac re extabant, quas in unum collegisse dicitur Kochlerus, cujus libellum mihi adhibere non contigit. p. 131).

Der erste Abschnitt dieses Werks bahnt sich den Weg zur Erklärung der Fabeln von dem Aufenthalt des Achilleus auf Inseln und an Küsten des schwarzen Meers durch Bemerkungen über die Tendenz, welche nach den Zeiten der Homerischen Poesie hervortritt, die berühmtesten der Heroen aus dem dunkeln Schattenreiche nach den freundlichen Bohnsitzen des Elysiens oder der seligen Inseln zu versetzen. Der Verf. ist deshalb auch geneigt, die Stelle der Odyssee von Menelaos Sendung nach Elysiens, und die Hesiodische Dichtung, nach welcher alle Heroen auf den Inseln der Seligen am Okeanos leben, für spätere Eintragung zu halten. Wobey es freylich sehr schwer zu entscheiden seyn möchte, wie viel im Homer dem Ton und Character der epischen Poesie zuzuschreiben und davon abzuleiten ist, und was aus wirklicher Beschränktheit der Vorstellungen der Zeit zu erklären ist. Und doch ist diese Unterscheidung für die höhere Kritik Homers sehr wichtig; denn während das was außer den Vorstellungen der Zeit liegt, in den ursprünglichen und echten Theilen des Gedichtes gar nicht vorkommen kann, läßt es sich gar wohl denken, daß der Dichter in der strengen Durchführung des Tons und Characters seiner Poesie bisweilen so viel nachgelassen habe, um Ideen anklingen zu lassen, welche seinem gewöhnlichen Vorstellungskreise fremd sind. Der Unterz. will es hier nur als Gedanken hinstellen, daß Ho-

mer, dem Character seiner Poesie gemäß, niemals von einem göttlichen Cultus der Heroen sprechen, und dabey doch die Sagen, welche er von manchen unter den Heroen erzählt, ursprünglich auf einer göttlichen Verehrung derselben beruhen könnten. Dieser Möglichkeit muß man sich bewußt bleiben, um nicht in Gefahr zu gerathen, Untersuchungen über den Gegensatz der epischen und lyrischen Mythologie, wie die vorliegende ist, zu voreiligen Schlüssen zu benutzen.

Ibykos und Simonides sind nach dem Verf. die ersten Griechischen Dichter, welche Achilleus im ElySION erwähnen; auch Pindar setzt an einer Stelle (Olymp. 2, 79) den Heros ebenfalls nach den Okeanischen Inseln, während er in einer andern (Nem. 4, 49) schon von der *φαερνὰ νᾶσος ἐν Εὐχέλινῳ πελάγει* spricht, welche Achilleus inne habe. Nach Pindar wird Euripides als der älteste Zeuge von der Wohnung des Achill auf der Insel Leuke angeführt. Aber ein bedeutend höheres Alter der Erzählung beweist der vom Verf. an einer andern Stelle (Kap. 2 S. 26) erwähnte Ausdruck des Alkaios: *Ἀχιλλεὺς δὲ τὰς Ἐρυνδικὰς μέδεις* (Fragm. 49 bey Matthiä); und noch weit höher führt Arktinos der Milesier hinauf (dessen Zeugniß wir in dem vorliegenden Werke nicht finden konnten), der in dem bekannten Excerpt des Proklos erzählt, wie Theseus den Sohn aus den Flammen des Scheiterhaufens gerissen und nach der Insel Leuke geführt habe. — Den ersten Grund dieser Sage sucht der Verf. in dem ahnungsvollen Gefühl, womit die Griechen zuerst den Pontos, der damals noch ein Arenos war, besahen, wodurch er der Sitz so vieler wunderbaren und mysteriösen Sagen wurde; die Milesischen Fahrten sieht er als die nähere Veranlassung ihrer Entstehung

an. Mit der letzten Annahme stimmt es auch recht wohl, daß ein Dichter von Milet, wie wir bemerkten, zuerst der Insel Teule in diesem Zusammenhange gedenkt; nur macht es dann Schwierigkeit, daß die Colonien der Miletier nach dem schwarzen Meere erst in das siebente und sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fallen, Arktinos aber gewöhnlich in das achte gesetzt wird. Der Unterz. verwirft noch jetzt seine frühere Vermuthung nicht, daß Aegineten, deren Seefahrten gewiß sehr früh begannen, den Cultus ihres Aeakidischen Helden zuerst nach Teule gebracht haben könnten.

Ein Hauptverdienst des Verfassers ist die genaue Bestimmung der Orte im Pontos, an denen Achilleus nach der Vorstellung der Griechen weilen sollte. Davon handelt das zweyte Kapitel. Das Eiland Teule liegt vor den Mündungen des Istros, welcher durch seine Arme die ganz verschiedene Insel Peule bildet, etwa 55 Werste von der Küste entfernt; sie heißt jetzt Ilan-Adassi, Ile des serpens; den alten Namen Λευκή dankt sie der weißen Farbe ihrer Küsten, worauf auch gewiß Pindars *λευκὰ νῆσος* hindeutet. Ganz verschieden davon ist die von Andern dem Achilleus zugetheilte noch kleinere Insel Borysthenis, jetzt Ile de St. Aethère, Ile de Bérezan genannt, welche vor dem durch die Mündung des Borysthenes oder Dnieper gebildeten Meerbusen, aber der Mündung eines andern Flusses, des Sagaris oder Berezan, noch näher liegt, an dem Küstenstrich zwischen Olbia und dem alten Odessos. Boryschnell schloß also Boß Mythol. Briefe Bd. III. S. 59 'Am Borysthenes lag Teule, nicht am Istros, mit dessen Peule sie Pausanias, Arrian und Maximus Tyrius verwechseln.' Der Dro-

mer, dem Character seiner Poesie gemäß, niemals von einem göttlichen Cultus der Heroen sprechen, und haben doch die Sagen, welche er von manchen unter den Heroen erzählt, ursprünglich auf einer göttlichen Verehrung derselben beruhen könnten. Dieser Möglichkeit muß man sich bewußt bleiben, um nicht in Gefahr zu gerathen, Untersuchungen über den Gegensatz der epischen und lyrischen Mythologie, wie die vorliegende ist, zu voreiligen Schlüssen zu benutzen.

Ibykos und Simonides sind nach dem Verf. die ersten Griechischen Dichter, welche Achilleus im Elysion erwähnen; auch Pindar setzt an einer Stelle (Olymp. 2, 79) den Heros ebenfalls nach den Okeanischen Inseln, während er in einer andern (Nem. 4, 49) schon von der *φαεινὰ νᾶσος ἐν Εὐχέλνῳ πελάγει* spricht, welche Achilleus inne habe. Nach Pindar wird Euripides als der älteste Zeuge von der Wohnung des Achill auf der Insel Leuke angeführt. Aber ein bedeutend höheres Alter der Erzählung beweist der vom Verf. an einer andern Stelle (Kap. 2 S. 26) erwähnte Ausdruck des Alkaios: *Ἀχάλλειν δὲ τὰς Ἐκτοδικὰς μέδεις* (Fragm. 49 bey Matthia); und noch weit höher führt Arktinos der Milesier hinauf (dessen Zeugniß wir in dem vorliegenden Werke nicht finden konnten), der in dem bekannten Excerpt des Proklos erzählt, wie Thetis den Sohn aus den Flammen des Scheiterhaufens gerissen und nach der Insel Leuke geführt habe. — Den ersten Grund dieser Sage sucht der Verf. in dem ahnungsvollen Gefühl, womit die Griechen zuerst den Pontos, der damals noch ein Arenoß war, besahen, wodurch er der Sitz so vieler wunderbaren und mysteriösen Sagen wurde; die Milesischen Fahrten sieht er als die nähere Veranlassung ihrer Entstehung

an. Mit der letzten Annahme stimmt es auch recht wohl, daß ein Dichter von Milet, wie wir bemerkten, zuerst der Insel Teule in diesem Zusammenhange gedenkt; nur macht es dann Schwierigkeit, daß die Colonien der Milesier nach dem schwarzen Meere erst in das siebente und sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung fallen, Arkinos aber gewöhnlich in das achte gesetzt wird. Der Unterz. verwirft noch jetzt seine frühere Vermuthung nicht, daß Aegineten, deren Seefahrten gewiß sehr früh begannen, den Cultus ihres Aeakidischen Helden zuerst nach Teule gebracht haben könnten.

Ein Hauptverdienst des Verfassers ist die genaue Bestimmung der Orte im Pontos, an denen Achilleus nach der Vorstellung der Griechen weilen sollte. Davon handelt das zweyte Kapitel. Das Eiland Teule liegt vor den Mündungen des Istros, welcher durch seine Arme die ganz verschiedene Insel Teule bildet, etwa 55 Werste von der Küste entfernt; sie heißt jetzt Ilan-Adassi, Ile des serpens; den alten Namen Λεωνη dankt sie der weißen Farbe ihrer Küsten, worauf auch gewiß Pindars *λευκὰ νῆσος* hindeutet. Ganz verschieden davon ist die von Andern dem Achilleus zugetheilte noch kleinere Insel Borysthenis, jetzt Ile de St. Aethère, Ile de Bérezan genannt, welche vor dem durch die Mündung des Borysthenes oder Dnieper gebildeten Meerbusen, aber der Mündung eines andern Flusses, des Sagaris oder Berezan, noch näher liegt, an dem Küstenstrich zwischen Olbia und dem alten Odessos. Borysthenis schloß also Boß Mythol. Briefe Bd. III. S. 59 'Am Borysthenes lag Teule, nicht am Istros, mit dessen Teule sie Pausanias, Arrian und Maximus Tyrius verwechseln.' Der Dro-

mos des Achilleus endlich ist eine lange Erbzunge, ähnlich denen, wie sie vor den Lagunen Venedigs und den Gaffs in der Ostsee sich finden, welche sich längs der Küste zwischen dem Dnieper und der Krimm hinzieht, jetzt *Langue de Tendra* genannt, von welchem Namen sich schon in den Geographen des spätern Alterthums die Spuren finden (*τὰ Ἀδάρια* Constantinus Porphyrog., Dandareon Geograph. Ravennas). Der Verf. zeigt schön, wie gerade solche Landzungen der Phantasie der Griechen oft als eine für mächtige Heroengestalten geeignete Laufbahn, als *δρόμοι καλλιστάδιοι*, vorschwebten.

Das dritte Kapitel liefert eine Beschreibung der Insel Leuke nach den Alten, ihrer natürlichen Beschaffenheit sowohl wie ihrer Monumente. Achilleus hatte hier einen förmlichen Tempel mit einer Statue des Heros nach Pausanias; Philostratos spricht von zwey Statuen, des Achilleus und der Helena, welche von den Mären zusammengeführt und verbunden wurden. Das Heiligthum war voll von Weihgeschenken der Schiffer und von Epigrammen, welche den Achilleus und seinen Freund Patroklos priesen. Leuke war eine Wunderinsel, von welcher die Anwohner und Besucher des schwarzen Meers die seltsamsten Sagen erzählten. Man wollte die Scharfensegestalt des Heros bald auf der Jagd wind schnell vorbeyschweben, bald in herrlichen Waffen leuchtend gesehen haben. Er empfing hier auch den Besuch anderer Heroengeister, wie des Drestes und des Protefilaos; aber die feindseligen Amazonen, welche an seinen Hain die Art zu legen wagten, warf er ins Meer zurück. Gegen Fremde war er wohlwollend und mild, gab Auskunft auf Fragen und guten Rath in allen Fällen. Nur durfte Niemand zur Nachtzeit

hier landen. Auch war die alte Rachsucht gegen Troja noch nicht erloschen; einem Kaufmann trug er auf, ein Trojanisches Mädchen, welches von Hector abstammte, ihm nach Leuke zu bringen; er empfing ihn sehr gütig, bezahlte ihn reichlich, ernannte ihn zu seinem Gastfreunde; aber als der Kaufmann sich eben erst wieder ein Stadium von der Küste entfernt hatte, hörte er das entsetzliche Wehgeschrey des an der Küste zurückgelassenen und von dem grausamen Heros in tausend Stücke zerrissenen Mädchens. — Diese und ähnliche Geschichten hält der Verf. nicht für freye Dichtungen des Philostratos, sondern für Pontische Sagen, welche dieser Schriftsteller in seiner Heimat, zu Lemnos, unfern der Einfahrt zum schwarzen Meer, am besten von rückkehrenden Schiffern vernehmen konnte; und meint mit Grund, daß Heyne's strenges Urtheil über diesen Rhetor (*Philostratus vana commenta pro fabulis antiquis apponere solitus*, Exc. XI in Virgil. Aen. III, 321 p. 601) gemildert werden müsse. Was die Zusammenstellung des Achilleus mit verschiedenen Heroinen anlangt, so geht der Verf. mit Gründlichkeit in die Sagen ein, die ihn mit der Iphigeneia, Medeia, Penethesileia in Verbindung bringen; vor allen aber ist auf Leuke Helena mit ihm verbunden. Die Fabeln über die Liebe des Achilleus und der Helena lassen sich bis auf das kyklische Gedicht der Kyprien zurückführen; offenbar liegt dabey (nach dem Ref.) die Absicht zum Grunde, die beiden Wesen mit einander in Berührung zu bringen, welche durch Schönheit und Muth das Verderben über Ilion brachten. Es ist nicht die ganz individuell gefaßte Helena der Homerischen Poesie, sondern die schon etwas mehr allegorisch gedachte Helena Adrasteia, die Tochter der

und S. 186 über die Memnonischen Vögel; bey welchen das Beyläufige der Erwähnung den Vf. durchaus nicht hindert, seiner Auseinanderlegung den Character möglicher Vollständigkeit und erschöpfender Gründlichkeit zu geben.

K. D. M.

P a r i s.

Bey J. C. Merlin, 1826: Le Pantcha-Tantra, ou les cinq ruses, fables du Brahme Vichnou-Sarma; aventures de Paramarta et autres contes, le tout traduit pour la première fois sur les originaux indiens; par M. l'abbé J. - A. Dubois. 415 S. in 8.

Der durch sein Werk über die Sitten und Gebräuche der Indier bekannte Verf. erfüllt ein dort gegebenes Versprechen, indem er eine Sammlung von Fabeln und Erzählungen, wie sie noch heutzutage unter den Indiern umgehen, und die er aus drey, in verschiedenen Mundarten abgefaßten Originalen übersetzt hat, mittheilt. Die erste Abtheilung, le Pantcha-Tantra d. h. die fünf Risten, nimmt den größten Raum ein und enthält nichts anders, als eine Uebertragung, oder vielmehr erweiternde Uebearbeitung, der alten und berühmten, unter dem Namen Hitopadesa bekannten Fabelsammlung in Sanskrit, die nach der Meinung des Verfs. in der Absicht unternommen worden ist, um dem Volke, welches kein Sanskrit versteht, das Buch zugänglich zu machen; denn diese Fabeln gehören zu den wenigen Werken, deren Lectüre von den Brahminen allgemein erlaubt wird. Von den fünf Abschnitten, in welche das Ganze abgetheilt ist,

findet sich der fünfte nicht in Hitopadesa und gibt sich auch durch den verschiedenen Styl als Zusatz zu erkennen. Die dritte Abtheilung liefert sechs Erzählungen, die, wie der Uebersetzer sagt, durch ganz Indien bekannt sind, und in welchen man nur eine Einkleidung wirklicher Begebenheiten erblickt. Darin irrt man wohl, aber die Erzählungen sind sehr artig und gleich die erste, wo vier Taube in die schönste Verwirrung gerathen, hat wahrhaft komische Kraft; alle werden ohne Zweifel auf mannigfache Weise in Europa wuchern. Es fällt auf, daß die meisten dazu dienen, die Brahminen zu verspotten, und in einer, gerade nicht der schlechtesten, wird die Verehrung der blühenden Heiligen als eine lächerliche Täuschung dargestellt. Von der mittelsten Abtheilung redet Rec. zuletzt, weil sie ihm gerade die wichtigste ist. Sie führt den Titel: *aventures de gouron Paramarta*, und ist in acht Abenteuer eingetheilt. Ein Missionär, P. Beschie, hatte sie in tamulischer Sprache geschrieben und, wie einige vermutheten, bloß in der Absicht, die Brahminen und ihre Gebräuche lächerlich zu machen, selbst erfunden. Allein diese Voraussetzung ist falsch, Abbé Du Bois hat selbst Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß in Gegenden Indiens, wohin der Name und die Schriften des P. Beschie niemals gedrungen waren, der Grund dieser Erzählungen verbreitet war. Wir haben also eine allgemeine indische Volksfage vor uns, und als solche erweist sie sich auch so sehr, daß wer mit der Natur solcher Ueberlieferungen bekannt ist, keinen Augenblick an ihrer Echtheit zweifelt. Es tritt darin ein Meister oder Priester Paramarta d. h. Einfaltspinsel auf, von fünf Schü-

teu umgeben, deren allegorische Namen (Stupido, Idiot, Hébéte, Badaud, Lourdaud) schon hinlänglich ihre Natur andeuten. Sie zeigen ihm eine ungemessene Verehrung und folgen seinen Lehren mit einem blinden Gehorsam; die Abenteuer, die sie gemeinschaftlich bestehen und die mit seinem tragicomischen Tode endigen, machen den Gegenstand des kleinen, wohlgeordneten Epos aus. Das Characteristische besteht darin, daß unter dem Scheine der höchsten Weisheit, die mit besonnenem Ernste und mit reicher Erfahrung den Weltereignissen begegnet, die unbeschreiblichsten Albernheiten ausgeführt werden. Betrachtet man es als eine humoristische Liebhaberey an der Dummheit, so wird man das Ganze höchst ergeßlich, die Ausführung trefflich finden; um dieses Urtheil zu rechtfertigen und einen deutlichen Begriff von dem Wesen dieser Poesie zu geben, müssen wir eine kleine Probe ausheben. Meister Paramarta befindet sich mit seinen Schülern auf einer Reise und gelangt zur Mittagszeit zu einem kleinen Flusse, wo sie eine seichte Stelle auffuchen. Als sie glücklich gefunden ist und die ganze Gesellschaft eben im Begriffe steht, durchzuwaten, wird der Meister bedenklich, und, indem er sich der Läden erinnert, die das Wasser schon oft ausgeht, erteilt er den weisen Rath, nur dann erst in den Fluß zu treten, wenn er sich in dem Zustande des Schlafes befinde. Dummkopf wird ausgeschiedt, darüber Nachforschungen anzustellen, ihm aber dabey die größte Vorsicht empfohlen. Er nähert sich also sachte und berührt endlich mit einem Stückchen brennenden Holz die Oberfläche des Wassers. Da das Feuer sogleich mit Fischen verlischt und der

Rauch ihm ins Gesicht steigt, so läuft er erschreckt zurück und meldet dem Meister, daß Wasser sey in heftigen Born gerathen: als er es nur leise berührt, habe es um sich gesprüht und gleich einer Schlange gezischt, ihn selbst habe es durch einen gewaltigen Rauch ersticken wollen, und nur durch ein Wunder sey er entronnen. Ohne Lebensgefahr könnten sie in diesem Augenblicke den Fluß nicht passieren. Paramarta ergibt sich in die Fügung des Schicksals, läßt sich mit seinem Gefolge an dem Ufer nieder, um geduldig den Zeitpunkt zu erwarten, wo der Fluß in Schlaf fallen werde. Erst als sie sehen, daß ein anderer Reisender mit seinem Pferde ruhig durchreitet, fassen sie neuen Muth und nach abermaligen weisen Reden und Berathungen wird Dummkopf zum zweyten Male abgesendet, den Zustand des Flusses zu erforschen. Mit zitternder Hand hält er das ausgelöschte Holz an den Spiegel des Wassers, der sich jetzt nicht regt. Er wiederholt die Probe noch einige Mal und läuft dann voll Freude zu seinem Meister, um ihm anzukündigen, daß das Wasser in tiefem Schläfe liege. Auf diese günstige Nachricht wagen sie endlich, jedoch nur, wie der Meister vorsichtig empfiehlt, unter tiefem Schweigen, um den Schlaf nicht zu stören, hindurch zu gehen. An die Abberiten denkt hier jeder, aber wenn die deutsche Sage nicht fremd ist, der wird sich an die Bürger von Schilda, und wer die Literatur des sechzehnten Jahrhunderts kennt, an das Palenbuch und seine meisterhafte Darstellung einer solchen selbstzufriedenen, glückseligen Albernheit erinnern. Es ist in der That unserm indischen Gedicht nicht bloß

verwandt, sondern es beruht völlig auf derselben Grundlage, und so verschieden die Ausführung der Idee hier ist, so kommen doch auch mehr oder minder übereinstimmende Züge vor, z. B. der eine Schüler Paramartas setzt sich auf den Ast, den er abhauen will, und wundert sich, als er mit herabfällt. Auch die wohlgefällige Breite der Darstellung ist dieselbe. Allein Rec. ist im Stande, ein noch viel höher hinaufgehendes Alter der deutschen Sage nachzuweisen. Freidank der im Jahr 1229 sein gnomologisches Werk beendigte, spielt ohne Zweifel darauf an, wenn er sagt: wisia wort unt tumbiu werc, diu habent die von Gouchesberc; womit der Inhalt der Sage vollkommen bezeichnet wird. Also ein abermaliges Beispiel von dem Alter und der Gemeinschaft der Sage bey den verschiedensten Völkern; es versteht sich dabey von selbst, daß sie zu Freidanks Zeit nicht erst erfunden wurde. Nirgends aber ist sie auf persönliche Satyre angelegt, sondern verdankt der freyen poetischen Lust ihr Daseyn.

Die Angabe des Titels, daß die Abenteuer Paramartas hier zum ersten Mal übersetzt seyen, ist unrichtig. Schon im Jahre 1822 war in London erschienen: the adventures of the Gooroo Paromarton, a tale in the tamul language by B. Babington, wovon der französische Uebersetzer billigerweise hätte Kenntniß haben sollen.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

Den 14. May 1832.

G ö t t i n g e n.

Die Königl. Societät der Wissenschaften erhielt unter dem 4ten dieses Monats von dem Herrn Hofrath Stromeyer eine vorläufige Notiz über ein von demselben kürzlich untersuchtes Meteor Eisen, in welchem seiner Analyse zu Folge das Eisen außer mit Nickel und Cobalt legiert, welches letztere Metall bekanntlich bereits im Sommer 1816 zuerst von ihm in dem Capischen Meteor Eisen aufgefunden worden ist (Gött. gel. Anz. Jahrg. 1816 Seite 2041) noch mit Molybdän und Kupfer verbunden vorkommt. Da diese beiden Metalle bis jetzt in dem Meteor Eisen noch nicht wahrgenommen worden sind, so gewährt diese Entdeckung für die nähere Kenntniß dieses merkwürdigen und hinsichtlich seines Ursprungs noch so höchst räthselhaften Körpers ein nicht geringes wissenschaftliches Interesse, welches noch dadurch erhöht wird, daß das erstere dieser Metalle überhaupt auf der Erde nur in sehr geringer Menge und bis jetzt nur aus-

[63]

schließlich als Schwefel-Molybdän im Molybdänglanz und als molybdänsaures Blei im Gelb-Bleierz angetroffen worden ist. — Außerdem enthält dieses Meteorereisen, wie mehrere andere derselben, auch Schwefel-Eisen im Minimo in ziemlich bedeutender Menge aufgelöst, daher dasselbe auch nur eine geringe Ductilität besitzt.

Eine genauere Beschreibung und Analyse dieses durch seine Zusammensetzung besonders merkwürdigen Meteorereisens behält sich der Hofrath Stromeyer vor, der Königl. Societät nachstens vorzulegen.

E b e n d a s e l b s t.

Wey Bandenhöf und Ruprecht: Ueber die menschliche Erkenntniß. Von Gottlob Ernst Schulze. 1832. XII und 339 S. in 8.

Die Absicht, worauf die in diesem Werke enthaltenen Untersuchungen über die menschliche Erkenntniß gerichtet sind, ist nach dem, was der Verf. in der Einleitung davon sagt, dieselbe welche Locke's Versuche über den menschlichen Verstand, und Kant's Kritik der reinen Vernunft zu Grunde liegt, nämlich zu bestimmen, von welchen Dingen der menschliche Geist Erkenntnisse zu erlangen und diese zu höherer Ausbildung zu bringen vermag, von welchen aber nicht, damit die, bloße Hirngespinnste liefernden Speculationen über das Wesen der Dinge vermieden werden. Daß den eben genannten Philosophen die Erreichung ihrer Absicht nicht gelungen sey, und daß daher die Ergebnisse ihrer Nachforschungen über die menschliche Erkenntnißfähigkeit keine allgemeine Gültigkeit erhalten haben, braucht wohl nicht erst dargethan zu werden. Aber wie-

fang ihrer Kenntnisse, so wie durch Scharffsinn und tiefes Denken ausgezeichneten Philosophen mißlungen ist, scheint ein Wagstück zu seyn, von dem sich nicht viel erwarten läßt. Der Verf. führt daher an, daß daraus, weil die Lösung der Aufgabe, die Macht und Ohnmacht der menschlichen Erkenntnißfähigkeit zu bestimmen, bisher nicht gelungen ist, keinesweges geschlossen werden dürfe, die Lösung sey nicht möglich, und daher die Beschäftigung damit vergebliche Arbeit. Denn es könnte wohl seyn, daß noch nicht die rechten Mittel zur Lösung angewendet worden wären. Einen weit wichtigern Grund der Unmöglichkeit der Lösung scheint jedoch diejenige Einrichtung des menschlichen Geistes zu enthalten, nach welcher er der von einer Generation zur andern zu höherer Vollkommenheit fortschreitenden Entwicklung fähig ist, vermöge welcher es scheint, daß sich nicht bestimmen lasse, zu welchen Einsichten er noch gelangen könne. In Ansehung dieser Entwicklung führt aber der Vf. an, daß sie unter Gesetzen stehe, und daß sich daher aus diesen auch bestimmen lasse, welches die Gränzen des realen und zuverlässigen Erkennens und der Vervollkommenung desselben seyen. Ob nun, und wie weit es dem Verf. gelungen sey, dasjenige ausfindig zu machen, was er aufzusuchen und genau zu bestimmen bemüht gewesen ist, darüber kommt das Urtheil Andern zu, und wird durch den Erfolg bewährt werden. Wie er jedoch dabey verfahren sey, und zu welchen Ergebnissen dessen Untersuchungen geführt haben, soll hier den wichtigsten Punkten nach angegeben werden.

Im ersten Lehrstücke sind zuvörderst die Unterschiede der unmittelbaren Erkenntniß von Vermittelbaren (oder durch Vorstellungen vermittelt:

ten) angegeben, hierauf aber die Gründe geprüft worden, womit die Idealisten die Wirklichkeit einer unmittelbaren Erkenntniß bestritten haben. Der allgemeine Character dieser Erkenntniß ist das Bewußtseyn der Gegenwart eines Dinges seiner Wirklichkeit nach genommen. Aus einem solchen Bewußtseyn besteht aber nicht bloß die Erkenntniß der Objecte der sinnlichen Wahrnehmung, sondern auch die Erkenntniß unsers Ich mit seinen Bestimmungen, so wie unsers Leibes und gewisser Zustände desselben, und sogar die Erkenntniß der Identität oder Aehnlichkeit eines Etwas, das wir jetzt wahrnehmen oder denken, mit dem schon früher Wahrgenommenen und Gedachten, welche Erkenntniß Erinnerung genannt wird; denn von dieser Identität und Aehnlichkeit haben wir nicht erst durch eine Vorstellung davon Kenntniß, sondern das Bewußtseyn derselben ist schon mit dem Wahrnehmen und Denken eines Etwas gegeben, daher es auch in keinem Menschen erst durch Schlüsse und Beweise erregt werden kann, wenn es fehlt. Alle mittelbare Erkenntniß hingegen besteht aus Vorstellungen, die selbst nichts objectiv Wirkliches enthalten, darauf jedoch als Bilder und Anzeigen davon bezogen werden, wenn wir sie für Erkenntnisse halten. Um aber zur deutlichen Einsicht des Unterschiedes der unmittelbaren Erkenntniß von der mittelbaren zu gelangen, muß man sich nicht bloß an dessen Bestimmung durch Wörter in der Sprache halten, denn diese sind oft vieldeutig, und begünstigen daher die Verwechslung der einen mit der andern, sondern die Aufmerksamkeit auf das Bewußtseyn der Verschiedenheit derselben, wie es in uns Statt findet, schärfen, und etwa, wenn man etwas als gegenwärtig sieht, an ein davon Verschiedenes

und nicht Gegenwärtiges denken, wodurch die Verschiedenheit einleuchtend wird. Worauf stützt sich denn aber die Lehre der Idealisten, daß es keine unmittelbare Erkenntniß gebe? Nicht auf Aussprüche des Bewußtseyns, denn diese enthalten das Gegentheil davon, sondern auf eine Hypothese über die Möglichkeit der Erkenntniß von Dingen außer uns. Um diese Möglichkeit anzugeben, nahm Demokrit an: Von den Körpern gehen gewisse Ausflüsse aus, die mit den Körpern Aehnlichkeit haben, und daher Bilder (*εἰδωλα*) davon ausmachen, bringen durch die Sinne in die Seele (die nach ihm etwas Materielles ist), und bringen in ihr Bewegungen hervor, wodurch das Sehen, Hören und jedes Empfinden äußerer Dinge entsteht. Mit dieser Erklärung des Ursprunges der Wahrnehmungen wurden schon von den griechischen Philosophen manche Veränderungen vorgenommen, die Scholastiker trieben sie aber bis zum größten Unsinn, indem nach ihnen die Seele aus ihrem Körper herausgehen, von den in der Luft herumschwimmenden Ausflüssen und Abbildungen der sinnlichen Objecte eine Abbildung erfassen, und nachdem sie solche vergeistigt hat, damit in ihren Leib zurückkehren, und alsdann diese Objecte erkennen soll. Nachdem die scholastische Philosophie ihr Ansehen verloren hatte, konnte auch jener Unsinn nicht mehr Beyfall finden, und man versuchte bessere Erklärungen des Ursprunges der Erkenntniß äußerer Dinge, von welchen die Cartesische nach und nach allgemein angenommen worden ist. Nach derselben können, weil ausgedehnte und den Raum erfüllende Dinge nicht in die einfache Seele einzudringen vermögen, in dieser nur Vorstellungen (zu deren allgemeiner Bezeichnung Descartes das Wort *cogitatio* gebrauchte) Statt

finden, die daher das Mittel ausmachen, wodurch das die Sinne Afficierende erkannt wird. Diese auf die metaphysische Lehre von der Einfachheit der Seele gegründete, und mit physiologischen Zusätzen (mit der Annahme einer Stelle im Gehirne, worin die Seele sich aufhalten soll) versehene Hypothese ward nach und nach so verändert, daß daraus große Verschiedenheit in den Lehren der Idealisten entstand. Denn nach Descartes erfordert nur die Erkenntniß äußerer Objecte durch die Sinne die Annahme von Vorstellungen, wodurch diese Erkenntniß vermittelt wird. Andere dehnten aber diese Annahme auch auf die Erkenntniß dessen aus, was zu den Bestimmungen unsers Ich gehört. Malebranche mißbilligte und bestritt die Ausdehnung; Spinoza hingegen gab alles Bewußtseyn für etwas aus Vorstellungen Bestehendes aus, so daß nach ihm um zu wissen, eine Vorstellung sey in uns vorhanden, von dieser wieder eine Vorstellung nöthig ist, die jedoch abermahls erst durch eine von ihr verschiedene Vorstellung erkannt wird, woraus denn, wenn man es ausdenkt, folgt, daß kein Erkennen durch Vorstellungen möglich sey, weil zum Bewußtwerden jeder davon wieder eine Vorstellung erforderlich ist. Höchst verschieden lauteten ferner die Gründe, wegen welcher die durch eine Affection der Sinne entstandenen Vorstellungen auf wirklich vorhandene Objecte bezogen werden sollen. Manche läugneten aber, daß eine objectiv vorhandene Welt vorhanden sey, wie z. B. Berkeley. Man sollte denken, diese große Verschiedenheit in der Lehre der Idealisten werde ein schärferes Nachdenken über die Hypothese, welche der Lehre zu Grunde liegt, veranlaßt haben. Dieß war aber nicht der Fall, und sie wurde die herrschende Ansicht von der Natur der

menschlichen Erkenntniß, daher Viele, wozu auch Kant gehört, dafür hielten, es verstehe sich von selbst, daß jede Erkenntniß durch die Sinne ein Urtheil, welches aus Vorstellungen durch Anwendung gewisser Begriffe gebildet worden ist, ausmache. In den neuern Zeiten war es nur Fichte, der den Idealismus mit einem neuen Grunde versah, indem er als unumstößliche Wahrheit anführte, daß Ich komme durch seine Erkenntniß nie über sich selbst hinaus. Dieß ist in einem gewissen Sinne allerdings richtig, und das Ich bleibt immer in sich selbst; daraus folgt aber nicht, daß das Ich keines Bewußtseyns der Existenz der von ihm verschiedenen Dinge fähig sey. Da übrigens der Idealismus jetzt noch die Philosophie beherrscht, und da er sogar neuerlich in Deutschland dazu angewendet worden ist, die metaphysische Speculation in den höchsten Schwung zu versetzen; so darf nicht erwartet werden, daß die Anzeige der Fehlerhaftigkeit der Hypothese, welche ihm zu Grunde liegt, sollte diese Anzeige auch einleuchtend und zuverlässig seyn, sogleich bey Vielen Eingang finden werde. Durch die Zunahme der Anwendung der Regeln der Naturforschung bey den Untersuchungen über die menschliche Erkenntniß, wird aber gewiß die Einsicht von der Fehlerhaftigkeit der Hypothese des Idealismus allgemeiner werden.

Im zweyten Lehrstücke sind die Untersuchungen über die Bervollkommnung, deren die menschliche Erkenntniß fähig ist, und über die Beschränktheit dieser Bervollkommnung enthalten. Zuerst ist angegeben, welcher genauern Bestimmung und Ausbildung die unmittelbare Erkenntniß, besonders die durch die Sinne, fähig sey. Sie wird durch die Schärfung der Aufmerksamkeit auf das Object der Wahrnehmung und durch die Reflexion über die Bestandtheile des

~~Verknüpfung der Ursachen der~~
schen Dinge, welche Erkenntni-
schen in vieler Rücksicht höchst
wird zugleich gezeigt, daß die
heit des Willens, wovon die
schen abhängt, nicht mit dem
Entstandene hat eine Ursache;
der Einrichtung des menschliche
lig gemäß sey. Der Verf. n
stimmung der Quelle der Erkei-
lichen Verbindung der Dinge f
nigen Philosophen ab, welche
für aus den bloßen Beobachtung
schöpft. ausgeden, als auch von t
nehmen, der Begriff von einer
bung liege bereits fertig im mensch
und werde von diesem dem W
begefügt; denn nach dem Vf. r
schen der ursächlichen Verbindung
einem Bedürfnisse des menschlich
und wird die Ueberzeugung, daß
bestehen

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

Den 17. May 1832.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Ueber die menschliche Erkenntniß. K. K.

Da diese Methoden, sowohl in Ansehung ihrer Eigenthümlichkeiten, als auch ihrer Anwendbarkeit, in den neuern Zeiten genau aufgeklärt worden sind, so konnte die Anzeige derselben kurz abgefaßt werden. Das Wichtigste in dem zweyten Hauptstücke ist aber wohl die darin mitgetheilte Entdeckung, daß unsere Erkenntniß des Seyns der Dinge und der Bedingungen davon, wozu Raum und Zeit, worin die Dinge vorhanden sind, ferner die Hervorbringung des Seyns durch eine Ursache gehören, auf eine Art beschränkt sey, die bey keiner andern Erkenntniß der Naturdinge und ihrer Beschaffenheiten vorkommt. Der Verf. hat sich angelegen seyn lassen, den Inhalt der Entdeckung so bestimmt anzugeben, daß nicht leicht Mißverständnisse entstehen können, und auch die Richtigkeit derselben durch einleuchtende Gründe darzuthun. Das

nämlich Dinge im Raume und in der Zeit da sind, erkennen wir mit einer Ueberzeugung, die durch kein Räsounement vertilgt werden kann. Haben wir ferner Bekanntschaft mit den Gesetzen der Natur erworben, so wird es für uns ganz gewiß, daß das eine Ding durch das andere geworden sey. Aber über dasjenige hinaus, was hievon im Bewußtseyn gegeben ist, kann es auch die größte Anstrengung des Nachdenkens nicht bringen. Man versuche doch nur, das Seyn, den Raum, die Zeit und das Werden des einen Dinges durch das andere, mittelst der Reflexion darüber nach den Begriffen von der Qualität, Quantität, und Relation genauer zu bestimmen, und man wird finden, daß in diesen Bestimmungen immer Ungereimtheiten enthalten sind, wie ja auch die Lehren der Metaphysiker davon beweisen. Die Eingeschränktheit der Erkenntniß des Seyns und seiner Bedingungen thut aber weder der zum Leben nöthigen Erkenntniß der Naturdinge, noch auch der Bildung und Vervollkommenung der Naturwissenschaften Abbruch, und ein besonnener Erforscher der Natur wird sich nicht mit der Bestimmung des Seyns, oder des Raumes und der Zeit und ihres Verhältnisses zu den in ihnen vorhandenen Dingen, oder dessen, was bey dem Werden der Dinge durch ihre Ursachen vorgeht, befassen, sondern bey den unverfälschten und zuverlässigen Aussprüchen des Bewußtseyns davon stehen bleiben. Jene Beschränktheit hat auch keinen nachtheiligen Einfluß auf irgend eine Erkenntniß, welche sonst noch zur Beförderung der intellectuellen und sittlichen Cultur erforderlich ist. In Ansehung der Unternehmungen der Metaphysiker aber, eine sogenannte Construction der Welt zu Stande zu bringen, erhellet aus jener

Beschränktheit, daß die Unternehmungen nicht gelingen können, sondern nur Spiele der Phantasie liefern. Auch kommt in den Lehren vom Entstehen gewisser Erkenntnisse, welche die Metaphysiker ihren Systemen zu Grunde gelegt haben, Vieles vor, was vermöge der Beschränktheit der menschlichen Erkenntniß vom Werden der Erkenntnisse und der andern Äußerungen des geistigen Lebens, auf Wahrheit keine Ansprüche machen kann, und daher die Selbsterkenntniß nicht im geringsten weiter gebracht hat.

Das dritte Lehrstück handelt von der Wahrheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntniß. Nachdem angegeben worden ist, was im Fürwahrhalten Statt finde, oder woraus es bestehe, wird der höchste und allgemein gültige Grund desselben bestimmt. Dieser besteht nach dem Verf. (wie auch schon von Andern angenommen worden ist) aus der Ueberzeugung, der menschliche Geist sey der Erkenntniß des Wahren fähig, und seiner natürlichen Einrichtung nach kein Geist der Lüge, oder zur Hervorbringung bloßer Täuschungen bestimmt. In der Betrachtung der Gradual-Unterschiede an dem Fürwahrhalten wird aber gezeigt, daß und warum der höchste Grad desselben nicht auf die Demonstration oder auf die Bewahrheitung durch Schlüsse, wie mehrentheils geschieht, eingeschränkt werden dürfe. Auch hat der Verf. noch den großen, bisher aber zu wenig beachteten Einfluß der gesammten Cultur des Geistes und Gemüthes auf die Ueberzeugung, und auf die Erweiterung und Ausbildung der Erkenntnisse eines Menschen berücksichtigt. Dieser Einfluß findet nicht bloß bey den sittlichen Wahrheiten Statt, sondern auch bey den bloß theoretischen, und man wird kein Bepspiel anführen können, daß ein schlechter und

nur im Dienste der Sinnlichkeit lebender Mensch irgend eine Wissenschaft, wenn er auch manches daraus erlernt hatte und verstand, erweitert und verbessert habe. Auf die allgemeinen Untersuchungen über das Fürwahrhalten folgt die Anzeige und Prüfung der Lehre mancher Philosophen, daß nur einigen Arten des menschlichen Erkennens Wahrheit beygelegt werden dürfe, die andern Arten aber für aus Schein und Irrthum bestehend gehalten werden müssen. Denn der Skepticismus, welcher alles Wissen läugnet, ist zwar ein merkwürdiges Erzeugniß der Nachforschungen über die Wahrheit der menschlichen Erkenntniß. Der Verf. findet aber den Ursprung desselben in der besondern Entwicklung und Richtung des Geistes der Griechen, daher nicht zu erwarten ist, daß er jemahls wieder für das Höchste in der Philosophie von Mehreren werde ausgegeben werden. Auch wird er ja durch den gegenwärtigen Zustand mancher Wissenschaften vollkommen widerlegt. Ausführlich ist aber die Lehre Kant's, daß wir Alles außer uns und in uns nur erkennen, wie es uns erscheint, nicht wie es an sich, oder seiner Wirklichkeit nach genommen beschaffen ist, beleuchtet worden. Denn die Herabsetzung der sinnlichen Erkenntniß durch den Plato, und dessen Ableitung aller Wahrheit unserer Erkenntniß der Naturdinge aus den Ideen der Vernunft, ist schon vom Aristoteles als den Regeln der Naturforschung gar nicht angemessen dargestellt worden, und das Vorgeben, dieser Philosoph habe die Platonische Ideenlehre nicht verstanden, kann nicht für das Ergebniß einer unbefangenen Prüfung dessen, was von ihm gegen die Ideenlehre eingewendet worden ist, gehalten werden. Von den Gründen, welche Kant für seinen transcendentalen Idealismus beyge-

bracht hat, ist zwar auch schon dargethan worden, daß sie die Prüfung nicht bestehen. Gleichwohl wird die Lehre, Raum und Zeit, und alle Verhältnisse der Dinge in denselben, seyen etwas bloß Subjectives, auch von Vielen, die jenem Idealismus nicht zugethan sind, für unbestreitbar richtig gehalten. Der Verf. hat daher die Kantische Begründung dieser Lehre abermahlß der Prüfung unterworfen und gezeigt, daß die Begründung aus einer Hypothese über die Möglichkeit der nothwendigen synthetischen Urtheile bestehe, welche aber den Erfordernissen zur Gültigkeit einer Hypothese gar nicht angemessen ist. Ferner wird dargethan, daß durch die Lehre von der Subjectivität des Raumes und der Zeit die beiden, für die Bildung des menschlichen Geistes unentbehrlichen Mittel, nämlich Naturkenntnisse und die Geschichte der Menschen, sehr herabgewürdigt werden, was Kant nie beachtet hat, sogleich aber einleuchtet, wenn man auf die Folgen aus jener Lehre sieht, und erwägt, daß nach der Einrichtung des menschlichen Geistes einer Erkenntniß von objectiven Dingen, die ihrem Inhalte nach von diesen Dingen nach dem genommen, was sie wirklich sind, gänzlich abweicht, unmöglich Anspruch auf Wahrheit beygelegt werden, und daher eigentlich nicht für Erkenntniß gelten kann. Zuletzt ist im dritten Lehrstücke noch dargethan worden, daß die Beziehung der menschlichen Erkenntnisse nach der Verschiedenheit ihres Inhalts auf ganz verschiedene Kräfte (Sinnlichkeit, Verstand und Vernunft) keine Auskunft über die Wahrheit und Zuverlässigkeit der Erkenntnisse geben könne. Denn gleichwie die Functionen des organischen Lebens sehr verschieden sind, und doch einander durchdringen und befruchten, eben so verhält es sich mit den

Functionen des geistigen Lebens. Sinnliche Empfindungen sind zwar von den Erkenntnissen durch Verstand und Vernunft sehr verschieden. Wir wissen ja aber, wie wenig der Mensch von diesen Erkenntnissen zu erreichen vermag, wenn ihm die beiden edlern Sinne fehlen, wie bey dem Blind- und zugleich Taubstumm-Gebornen der Fall ist.

Die in den drey ersten Lehrstücken enthaltenen Untersuchungen betreffen bloß die Erkenntniß der Naturdinge. Aber der menschliche Geist strebt auch nach einer Erkenntniß dessen, was über diese Dinge, und deren Inbegriff erhaben ist, und jede Religion, die nicht aus Fetischismus oder Verehrung der vergötterten Naturkräfte besteht, hat auf dieses Bestreben Beziehung. Bekanntlich hat Kant zuerst die Idee von einer philosophischen Religionslehre (von einer Religion innerhalb der Gränzen der bloßen Vernunft) aufgestellt, worauf nach und nach mehrere Ausführungen der Idee, aber mit sehr verschiedenen Bestimmungen in Ansehung ihres Inhaltes und Umfanges erschienen sind. Die Aufgabe einer solchen Religionslehre enthält der vierte Lehrstück, und darin hat vorzüglich gezeigt werden sollen, was das Höchste sey, das sich in der Religion erreichen lasse. Nachdem die Elemente der Religion, die Ausbildung, deren sie fähig ist, und die Beziehungen, worin die metaphysischen Speculationen über die Welt zur Religion stehen, angegeben worden sind, bestimmt der Verf. für die philosophische Religionslehre die Lösung folgender Aufgaben. Erstens: Welche Gründe geben der Beziehung der Welt, und besonders des Menschen auf Gott unbestreitbare Zuverlässigkeit, so daß die Erkenntniß dieser Beziehung ein Wissen ausmacht

Zweytens: Wie weit können wir es in der Erkenntniß der Erhabenheit Gottes über die Naturdinge bringen, und läßt sich wohl, was er in der Welt habe bewirken können, oder wie die Welt von ihm hervorgebracht worden sey, bestimmen? **Drittens:** Wie können in der Lehre von Gott die Anthropomorphismen, welche der richtigen Verehrung Gottes großen Abbruch thun, und zur Beschönigung der Befriedigung leidenschaftlicher Begierden haben dienen müssen, vermieden werden? **Viertens:** Wodurch gelangen wir zu einer zuverlässigen Einsicht, wie Gott zu verehren, und was in dieser Rücksicht zu thun und zu lassen sey? Die Lösung dieser Aufgaben wird durch die Anthropol-Theologie zu Stande gebracht, worunter der Verf. den aus den Anlagen zu intellectueller und sittlicher Cultur im Menschen hergenommenen Beweis versteht, daß von diesen Anlagen und von der gesammten Einrichtung der menschlichen Natur, in wiefern sie sich auf die Entwicklung der Anlagen bezieht, nur ein höchstes, heiliges und weises Wesen als der Urheber gedacht werden könne. Der in neuern Zeiten unter den Philosophen Deutschlands sehr verbreiteten Lehre, daß die Annahme des Seyns eines solchen Wesens nur eine Glaubenssache sey, ist der Verf. nicht zugethan und vielmehr bemüht darzuthun, daß die Beziehung des menschlichen Geschlechts wegen seiner Anlagen zur intellectuellen und sittlichen Cultur, und zu einem Fortschreiten in dieser Cultur, auf Gott für keinen Irrthum gehalten werden könne, und mithin nicht Wahrscheinlichkeit sondern Gewißheit habe. Eine vorzügliche Wichtigkeit kommt aber der Anthropol-Theologie dadurch zu, daß aus ihr mit Zuverlässigkeit eingesehen werden kann, wie wir Gott zu verehren haben, was von keinem der andern Vernunftbeweise gilt, die

für dessen Seyn aufgestellt worden sind. Ist es nämlich der Wille Gottes, daß der Mensch zur Cultur gelange, so wird dieser Wille von demjenigen erfüllt, der nach der Cultur strebt, sein Handeln den sittlichen Geboten gemäß bestimmt, und dasjenige thut, was diese Bestimmung befördert, aber auch seinen Fähigkeiten und Verhältnissen gemäß dazu beyträgt, daß andere Menschen der Cultur theilhaftig werden, und darin es weiter bringen. Wer nun Gottes Willen erfüllt, der verehrt ihn auch wahrhaft. Zugleich ist vom Verf. dargethan worden, daß die Vorschriften über die Verehrung Gottes, worauf die Anthropol-Theologie führt, völlig mit denjenigen Vorschriften darüber übereinstimmen, welche in dem, was die Evangelisten aus den Reden Christi aufbewahrt haben, enthalten sind. Wegen dieser Uebereinstimmung ist die Fortdauer des wohlthätigen, und echte menschliche Cultur befördernden Einflusses des Christenthums auf den Geist und das Herz des Menschen, welche Veränderungen in ihrer Denkart über die Ordnung der Dinge in der Welt auch noch vorkommen mögen, ganz gewiß. Im protestantischen Deutschland wird unter den Gebildeten nicht leicht Jemand angetroffen, der vom Christenthume geringschätzig dächte, und den Einfluß seiner echten Lehren auf menschliche Bildung bezweifelte. Aber durch die bessere Bekanntschaft mit dem Gesezen und der Ordnung in der Natur, und durch die weitere Entwicklung der Vernunftthätigkeit in der Bestimmung und Einsicht von dem, was über die Mängel an den Naturdingen erhaben ist, entstand eine Gleichgültigkeit gegen alles, was ein Wunder ausmacht, so wie auch gegen diejenigen Lehren von Gott und seinem Verhältnisse zum menschlichen Geschlechte, deren Inhalt das Vermögen der Vernunft zu Erkennt-

nissen übersteigt. Die Einmischung der Nachrichten von den Wundern, welche bey der Einführung des Christenthums vorgefallen seyn sollen, ferner der unbegreiflichen Dogmen der Kirchenlehrer in die mündlichen oder schriftlichen Vorträge des Christenthums, erzeugt daher auch Gleichgültigkeit gegen die Vorträge. Man sehe sich doch nur im protestantischen Deutschland um, und man wird das eben Angeführte bestätigt finden. Es läßt sich daher auch leicht vorhersehen, daß mit der weitem Verbreitung richtiger Naturkenntnisse, und mit der Zunahme der Entwicklung der Fähigkeit des menschlichen Geistes zu Erkenntnissen von dem, was nicht in die Sinnenwelt gehört, welche Verbreitung und Zunahme jetzt viele Schriften befördern, auch der Wunsch werde lebhafter und allgemeiner werden, in den Predigten nur vorgetragen zu erhalten, was wahre, und nicht auf Gefühle beschränkte Frömmigkeit, oder die Anwendung der Lehren Christi auf die verschiedenen Tugenden und Verhältnisse der Menschen befördert. In dieser Rücksicht ist jetzt bey der Anordnung der theologischen Studien auf der Universität auf Anweisungen für diejenigen zu sehen, welche Verkündiger der Lehre Christi werden wollen, wie der Vortrag dieser Lehre anziehend, fruchtbar und das Leben veredlernnd für die Gebildeten gemacht werden könne, da dieß eben nichts Leichtes ist. Daß die Anthropol-Theologie auch die Hoffnung der Unsterblichkeit begründe, ist gleichfalls vom Verf. nachgewiesen worden.

In einer dem Ganzen der über die menschliche Erkenntniß angestellten Untersuchungen beygefügten Schlußbemerkung ist noch die Frage aufgeworfen worden: Ob denn wohl eine fortschreitende Erhöhung der Cultur und weitere Verbreitung derselben bey den verschiedenen Menschenstäm-

Beantwortung der Fragen ist
worden, aber sehr verschieden ausge-
dem nun angegeben worden ist,
wickelung der den Menschen vor-
auszeichnenden Fähigkeiten vorzüg-
zeigt der Verf. daß die europäisc-
he jetzt in einem Zustande befind-
dessen nicht nur keine Rückkehr der
derselben besorgt, sondern auch er-
darf, die europäische Cultur werde
außer Europa und bey jetzt noch
schensstämmen verbreitet werden.

Da der Verf. seine Theorie der
Erkenntniß nach den bewährten u-
gültigen Regeln der Erforschung
bildet, und in der Untersuchung der
Erkenntniß die Beschränktheit
wir von der ursachlichen Verbindun-
zu wissen vermögend sind, berücksich-
musste sie auch von den durch meta-
culationen begründeten Lehren vor-

stehende Dinge verschieden sind, streitend darge-
 stellt werden. Mögen auch diese idealistischen
 Systeme für das thätige Leben unschädlich zu
 seyn scheinen, so bringen sie doch im Geiste des
 ihnen Zugethanen einen Zwiespalt hervor, ins-
 dem der durch metaphysische Speculation be-
 stimmten Ansicht von der Erkenntniß des Wirk-
 lichen die Ueberzeugung von der Richtigkeit der-
 jenigen Erkenntniß des Wirklichen, woran sich
 der Mensch im thätigen Leben halten muß, nicht
 aufgeopfert werden kann. Dieser Zwiespalt kann
 für das Fortschreiten in der Bildung des Gei-
 stes nicht nützlich seyn, weil es Uebereinstim-
 mung in der Ueberzeugung erfordert. Ist der
 Annahme des Idealismus, als der richtigen und
 von einem höhern Standpuncte aus gewonne-
 nen Ansicht vom menschlichen Erkennen, wahre
 Bildung durch Kunst und Wissenschaft vorher-
 gegangen, so wird sie allerdings keine bedeuten-
 de Veränderung in dem Geiste eines Menschen
 hervorbringen, und besaß er schon vor der An-
 nahme viele und genaue Naturkenntniß, so wird
 er diese, weil er den Werth und die Zuverläs-
 sigkeit derselben bereits kennt, gewiß nicht der
 metaphysischen Speculation aufopfern, oder ge-
 ring achten und vernachlässigen. Ganz andere
 Wirkungen bringt aber der Idealismus hervor,
 wenn er von denen, welche erst nach wissen-
 schaftlicher Bildung streben, für das höchste, das
 der Mensch in den Einsichten von der Welt er-
 reichen kann, gehalten wird, und veranlaßt bey
 einer gewissen Stimmung des Naturells eine
 irre leitende und wohl gar zu Verkehrtheiten
 führende Richtung des Geistes, wovon in den
 neuern Zeiten mehrere Beweise vorgekommen
 sind. Da Kant das Daseyn einer objectiven
 Welt unangetastet ließ, und hauptsächlich nur
 theils die Möglichkeit der nothwendigen synthe-

tischen Urtheile, die in der Mathematik und in den Naturwissenschaften vorkommen sollen, aufklären, theils die Unfähigkeit des menschlichen Geistes zu einer Erkenntniß übersinnlicher Dinge nachweisen wollte; so konnte auch seine Lehre keine Bestrebungen nach einem Wissen veranlassen, das über den Horizont des menschlichen Geistes hinausging, obgleich was er von der Wirksamkeit und Bestimmung der Sinnlichkeit, des Verstandes und der theoretischen Vernunft annimmt, viel Befremdendes, und mit der Naturordnung in Ansehung der Wirksamkeit der Kräfte Streitendes enthält, indem jene Kräfte des menschlichen Geistes zur Hervorbringung von Blendwerken einer Erkenntniß objectiver Dinge eingerichtet seyn sollen. Anders muß aber vom Fichteschen Idealismus geurtheilt werden. Derselbe sollte zwar nur eine Verbesserung des Kantischen seyn (weil in diesem der Stoff zu den Erfahrungsurtheilen aus der Affection der Sinnlichkeit durch Dinge an sich abgeleitet wird, da doch der Begriff von einer Ursache auf solche Dinge gar nicht angewendet werden darf), enthält aber eine der natürlichen Ueberzeugung widersprechende und dem Verstande nicht angemessene Bestimmung des Wesens der Dinge in der Welt. Nach ihm ist es eine absolute Thätigkeit (nicht einmahl ein absolut Thätiges) welche den Realgrund vom Bewußtseyn des Ich und Nichtich und ihrer Bestimmungen ausmacht. Diese Thätigkeit ist nach besondern Gesetzen wirksam, und erzeugt dadurch mannichfaltige Bilder von Dingen, aus deren Folge dasjenige besteht, was wir auf dem allen Menschen gemeinsamen Standpunkte des Bewußtseyns für eine objectiv vorhandene Welt halten. Diese Lehre hatte eben erst Beyfall gefunden, als Schelling dieselbe durch eine Verbindung pantheistischer Ideen mit

dem Idealismus zu verbessern unternahm. Nach diesem Philosophen ist der höchste Grund dessen, was der Mensch für die Welt hält, eine Identität des Idealen und Realen, des Denkens und Seyns, welcher ein Streben einwohnt, sich nach und nach stufenweise zu entfalten. Aus diesem Entfalten stammt die Verschiedenheit der Naturdinge, die also insgesammt göttlich sind, und daher macht auch, was wir für eine Welt halten, nur die Naturgeschichte Gottes aus. Da aber dieser Idealismus außer dem Denken auch noch ein Seyn setzt, obgleich beide ursprünglich eins und dasselbe seyn sollen, so ist abermahl's ein neuer aufgestellt worden, nach welchem es Ideen mit selbstständiger Realität und Thätigkeit versehen gibt, woraus alle vernünftige und allein wahre Erkenntniß besteht. Hiernach gibt es keine von Vorstellungen verschiedene Objecte, sondern was dafür auf dem niedern Standpuncte des menschlichen Erkennens genommen wird, sind nur Geburten einer Idee *).

L e i p z i g.

Im Verlage der Hahn'schen Buchhandlung, 1831:
Thucydides de bello Peloponnesiaco libri octo.
Recognovit et cum brevi annotatione maximam partem exegetica in usum juvenum studiosorum accurate edidit Christoph. Frid. Ferd. Haacke. XX u. 572 S. in gr. Octav.

Unabhängig von der frühern Bearbeitung des Thukydides durch denselben Herausgeber (1820. 2 Bde) tritt vorliegende neue Ausgabe auf, welche zum Schulgebrauch bestimmt ist und die Stelle der Seebodischen einnehmen soll. Die beigefügten Anmerkungen sind zwar nicht sehr zahlreich, und bil-

*) S. 183 L. 7 ist ein Druckfehler zu verbessern. Statt sowohl muß L. so muß wohl.

den keinen commentarius perpetuus; sie entsprechen aber dem Zwecke, für den man sie bestimmt hat, vollkommen. Sie nehmen auf die Hauptschwierigkeiten des Schriftstellers Rücksicht, und gewähren dem Schüler überall die Belehrung, die er zum bessern Verständniß der Sprache und der Sachen wünschen muß. Die Critik tritt bey dieser sehr lobenswerthen Richtung des Ganzen noch mehr in den Hintergrund, als Hr. H. es sich in seiner frühern Ausgabe zur Pflicht machte, aus welcher überhaupt sehr wenig in die neue übergegangen ist. Der Text, welchen Seebode nach Gottleber's und Bauer's Recognition hatte abdrucken lassen, und welcher von dem Hn. H. früher auch nicht durchgreifend geprüft und nach strengen Gesetzen der Kritik hergestellt war, aber dessen ungeachtet an Priestley in London einen theuern Nachdrucker fand (1822. 4 Bde mit den Scholien unter dem Texte und der Lateinischen Uebersetzung), hat jetzt besonders durch die Benutzung der Poppo'schen und Bekker'schen Recensionen eine bessere Gestalt erhalten, indem er sich fast auf der Mittelstraße hält, und das Beste jener beiden Recensionen zu vereinigen sucht, jedoch so, daß dabey eignen Ansichten der Weg nicht versperrt worden ist. Die Abweichungen von dem Bekker'schen Texte sind zahlreicher, wie bey Götter, oder Dindorf, oder dem neuesten Herausgeber Morstadt; von dem Poppo'schen aber sind sie weniger bedeutend. Was die äußere Correctheit anlangt, so ist diese mit der größten Genauigkeit besorgt worden — ein Vortheil, welchen diese Ausgabe vor vielen ihrer Zeitgenossinnen voraus hat, und welcher dieselbe den Schulen noch ganz besonders empfehlenswerth macht. Auch hat die in unserm Zeitalter um die klassische Literatur so verdiente Verlags-Buchhandlung für sehr scharfe und schöngeformte Typen, so wie auch für starkes und gutes

Papier gesorgt, und sich dadurch einen glücklichen Erfolg dieses Unternehmens zu sichern gesucht.

Obgleich Hr. H. schon 1820 den Versuch einer Biographie des Thukydides nach Dodwell und Bredow machte, so scheinen ihn doch die seitdem von andern Gelehrten angestellten Forschungen zu einer Umarbeitung jenes Versuches aufgefordert zu haben. Er berührt daher jetzt alle diejenigen Fragen, auf deren Beantwortung z. B. Poppo, Göller, Krüger (zu Dionys. Hal. Histor.) u. a. das größte Gewicht legten, ohne die Untersuchung selbst weiter fortzuführen und sie der Entwicklung eines bestimmten Resultates näher zu bringen. Freylich gehört das Meiste, was über Thukydides' Leben erzählt wird, einer spätern Zeit an, die keinen unbedingten Glauben verdient. Das Wenige, was der Geschichtschreiber im Laufe seines Werks gelegentlich von sich selbst anmerkt, bleibt daher die Basis, auf welcher der Biograph sein Gebäude aufzuführen muß. Da uns z. B. keine positive Nachricht vom dem Geburtsjahre des Thukydides Auskunft gibt (denn wer wird, was dieses anlangt, das Zeugniß einer Pamphila bey Gell. N. A. 15, 23, die zu Nero's Zeiten in Aegypten lebte, 'Herodotos sey im ersten Jahre des Peloponessischen Krieges 53, Thukydides aber 40 Jahr alt gewesen' als hinreichend zuverlässig betrachten?), so erfordert es die historische Kritik, bey der Ausmittelung seiner Lebensperiode im Allgemeinen von der wichtigen Aeußerung des Schriftstellers selbst (5, 26) auszugehen: *ἐπιβίων δὲ διὰ παντὸς αὐτοῦ (τοῦ πολέμου), αἰσθανόμενος τε τῇ ἡλικίᾳ καὶ προσέχων τὴν γνῶμην, ὅπως ἀκριβὲς τι εἶσομαι.* In die Blüthe und Kraft seines Alters fiel also der Krieg, den er schildert. Wenn nun die Hellenen ihre *ἡλικία* nach der allgemeinen Ansicht etwa zwischen 18 und 50 auch wohl darüber setzen, so konnte Thukydides zu Anfange des Krieges wohl schwerlich

(462) geboren seyn kann, so stellt si-
richt Thukydides habe Herodotos
zu Olympia vorlesen hören, und se-
für die historische Kunst begeistert w-
anachronistische Erdichtung dar, di-
kritische Biograph Markellinos zuer-
kianos, den Hr. H. hierbey nach vie-
citiert, sagt kein Wort davon. Er er-
Vorlesen der Herodoteischen Geschichte
als ein allgemein bekanntes Factum
glücklichen Erfolg nachher der So-
Prodikos von Chios, Anaximenes vo-
los von Akragas u. a. sich ermunter-
ten, ähnliche Versuche im Reden dort
ein Bericht, welcher in neuern Zei-
fährliche Prüfung erfahren hat, und v-
Stimmen als an und für sich unglat-
terlich verworfen, als er für wahre U-
angesehen und als solche vertheidigt wi-
Dassow, Krüger, Heyse, u. a. Schwer-
lich Herodotos alle a Rächen hin-

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. May 1832.

K ö n i g s b e r g.

De Romanorum Aedilibus Libri quatuor. Quibus praemittuntur de similibus magistratibus apud potentiores populos antiquos dissertationes duae. Auctore Dr. Fr. Guil. Schubert, Histor. rerumq. public. professore ord. in universitate lit. Regimontana. Sumtib. fratrum Bornträger. 1828. XIV und 552 S. in 8.

Das Interesse der jetzigen gelehrten Welt an den Forschungen nach dem innern Staatsleben des Alterthums ist der Größe und Herrlichkeit des letztern in vielen Beziehungen angemessen. Als die hellste Seite dieses Staatslebens und als charakteristischer Unterschied vom heutigen Staatsleben muß ohne Zweifel der aus der republikanischen Verfassung Roms und Athens (denen diese haben wir wie gewöhnlich vor Augen) entspringende feurige Antheil des einzelnen Bürgers an Allem, was das Heil und die Wohlfahrt des Staates betraf, betrachtet werden.

Dieser Antheil machte gar manche Einrichtungen entbehrlich, welche man jetzt für durchaus nothwendig hält, z. B. stehende Heere und eine allgemeine Policey. Weder in Rom noch in Athen kannte man die letztere und am wenigsten war eine sogenannte haute police oder gar eine geheime Policey mit dem republicanischen Sinne vereinbar. Die Sykophanten in Athen, welche man mit den Kasseriechern einer viel spätern Zeit verglichen hat, und die Delatores in Rom waren Auswüchse eines schon verderbten Zeitalters.

Dagegen betrachtete jeder Bürger eine dem Gemeinwohl nachtheilige Handlung vielmehr als eine auch ihn treffende Rechtsverletzung, und man bedurfte z. B. aus diesem Grunde keines Inquisitions-Processes, weil der Mangel eines Anklägers nicht zu fürchten war. Wenn gleich es nun, wie vorhin erwähnt wurde, an einer allgemeinen Policey-Behörde fehlte, so finden wir doch einige Zweige der jetzigen Policey besondern Beamten übertragen, wie z. B. die Sorge für öffentliche Gebäude, für den Marktverkehr, für die Ruhe und Reinlichkeit auf den Straßen, die Aufsicht über die Fremden u. s. w.; aber in Allem herrschte mehr der Character der Oeffentlichkeit; und der Mangel eines allgemeinen Namens für ein Institut, welches selbst ganz unbekannt war, sicherte vor ungebührlicher Ausdehnung der Amtsbefugnisse und entzog den beschönigenden Vorwand für die Einmischung in alle möglichen Angelegenheiten. So kam es, daß man im Alterthum von der in neuern Zeiten oft so unheilbringenden übeln Stimmung des Volks gegen die Policeybeamten nichts wußte, etwa die spottweise von den Athenern 'die Augen' (οἱ ὀφθαλμοί) genannten οἰνόπται (bi-

bendi custodes) abgerechnet; vielmehr waren jene Beamten in den Augen ihrer Mitbürger wohlthätig wirkende Kräfte und man hätte es als Verrath an der Wohlfahrt des Staates betrachtet, sie für überflüssig zu erklären.

Zu Rom waren es die Censoren, Aedilen und auch wohl der mit einer übergroßen Kürze sogenannte Prätor peregrinus, zu Athen Agoranomen, Astynomen und der Archon Polemarchos, welche einzelne der vorhin angedeuteten Zweige verwalteten. Aber ein Beweis, wie wenig diese republicanischen Beamten dem Despotismus förderlich seyn konnten, ist bey den Römern gewiß darin zu finden, daß sie mit der kaiserlichen Regierung zu nichts vermögenden Titularen herabsanken, deren Name ungefähr ebenso an die Vergangenheit erinnerte, wie der Hut oder Mantel eines großen Mannes in einem Ministären-Cabinet.

Je schwieriger die historischen Forschungen über die Entstehung, die Bedeutung und den Geschäftskreis der Magistraturen des Alterthums genannt werden müssen, je wichtiger aber auch eine genaue Kenntniß aller jener Punkte zum Verständniß der alten Verfassungen und des innern Staatslebens ist, — desto verdienstlicher ist ohne Zweifel das Bestreben, eine Lücke in dieser Hinsicht auszufüllen. Einen Versuch dieser Art hat der Verfasser obiger Schrift hinsichtlich des einen der vorhin erwähnten Beamten, der römischen Aedilen, gemacht, jedoch auch mit Berücksichtigung ähnlicher Magistraturen in andern alten Staaten, und wir zeigen dieses Werk mit um so größern Vergnügen an, als es sich durch sorgfältige Benutzung der Quellen ganz vorzüglich auszeichnet und seinen Gegenstand größtentheils erschöpft. Als Grundlage desselben ist der

Man, daß die Kühnheit in de
thümlicher Verhältnisse den A
schen Geschichte manchmal zu
ihn zur Aufstellung von Hypoth
die vielleicht mit Zeugnissen
in geradem Widerspruche ste
doch sein ganzes Werk wie ein
niß, dem man die sprechende
den ersten Blick ansieht, wenn
einzelner Sätze sich nicht streng
Es konnte nicht fehlen, daß d
Anhänger und Widersacher fand
nen fast, wie zur Zeit der aufbl
wissenschaft bey den Römern di
verschweben: die Niebuhriane
die Schüler des Laben, sich gern z
hingen; die Anti-Niebuhr
nach dem Princip des Atejus Ga
treu bleiben wollen, und die Est
ke eine Mittelstraße suchen. —
muß der Leser

lebe und handele seiner Ueberzeugung zufolge, und so auch der Gelehrte! Die Sabinianer haben wohl eben so viel zur Cultur des römischen Rechts beigetragen, wie die *diversae scholae auctores*!

Was die in dem Buche befolgte Ordnung betrifft, so muß zwar Ref. gestehen, daß er ihr nicht überall seinen Beifall schenken kann, indessen hält er es für unnütz, mit einem Schriftsteller über diesen Gegenstand zu rechten, da der Zusammenhang, welcher dem Einen nicht zusagt, dem Andern als der natürlichste und am leichtesten zu übersehende erscheinen kann.

Gehen wir nun zu den Einzelheiten des Buches über, so würden wir uns gern auf das Detail einlassen und unsere Meinung über die Ansichten des Verf. ausführlicher aussprechen, wenn dieß der Raum und die Bestimmung dieser Blätter gestattete. Ref. muß sich daher begnügen, den Inhalt der einzelnen Abschnitte anzugeben und vielleicht hier und da eine kurze Bemerkung einzustreuen.

Das ganze Werk zerfällt, wie schon der Titel besagt, in vier Bücher. Das erste Buch (p. 1 — 242) behandelt die äußere Geschichte des Amtes der Aedilen. Im ersten Kap. dieses Buches spricht der Verf. über die Nothwendigkeit und den Ursprung einer Magistratur, wie die römischen Aedilen waren, in einem geordneten Staate, und sucht den Begriff dieses Amtes im Allgemeinen zu entwickeln (p. 5). Am frühesten hätten die Staaten des Mittelmeers, durch Handel und Verkehr bedeutend, die Nothwendigkeit solcher Magistraturen empfunden, und würden auch noch im Mittelalter in den blühenden italienischen Städten viele dergleichen erwähnt, während man sie in England und Deutschland,

...er die Angabe der
fünf Kassen gegen Heeren in Sch
(p. 10), der Babylonier und Ka
und zwar, wie er selbst sagt, aus den
um dem jetzigen, historische Parallelen
Zeitalter nicht als nachlässig zu erse
Schon wegen der verschiedenen Beschaff
Quellen konnte sich der Verf. im 3.
führlicher über die hierher gehörigen
turen der Griechen, vorzüglich der Athe
breiten, und wie glauben versichern zu
daß gerade dieser Theil der Arbeit de
Beweis für den Fleiß, das tiefe Quellen
und die Kenntniß des Alterthums des V
gibt, wenn gleich nicht selten bloß Ansid
Wörter zu Grunde gelegt und vielleicht
ausgeführt werden. Nach einigen kurzen
treffenden Bemerkungen über den Unt
zwischen der römischen und griechischen
verfassung ist die Rede von dem Ἀρχων
λῆος und den ἐπισληται τῶν πραγμ
den πολέων.

στίαρχοι oder καδάρται (p. 50), und verbreitet sich dann ausführlicher über die Gehülfsen der Archonten bey Anstellung der Spiele. Als Magistraturen, welchen die Aufsicht über die öffentlichen und Privatgebäude zugestanden habe, wovon er erwähnt die ναοφύλακες (p. 57 — 60), die τειχοποιοί, die ἐπιμεληταὶ τῶν νεωρῶν (p. 63); worauf der Verf. zu den, den römischen Aedilen am meisten zu vergleichenden, ἀστυνόμοι und ἀγορανόμοι übergeht (p. 64), deren allgemeine Unterscheidung der Verf. darin zu finden glaubt, 'ut illi magis corporum saluti atque morum curae consulerent, hi vero praecipue civium commoda in mercatura quietemque et disciplinam in foris observarent.' Gelegentlich wird indeß hierbey eine Untersuchung angestellt über die Gewalt des Areopags, vorzüglich über dessen Criminal-Justiz und bemerkt daß in Sparta seine Stelle die Ephoren, in Areta die κόσμοι vertraten. Hiermit verbindet der Verf. die Θεσμοτῆται (p. 78) und das Handelsgericht der Ναυτοδικῆν, welches seit Philippus Macedo aufgehört haben soll. Ferner werden betrachtet die ἐπιστάται τῶν ἐδάτων, die κρηνοφύλακες, die ὁδοποιοί und γγώμονες (p. 86), die thebanischen τελίαρχοι, die Elf- und Vierzig-Männer (p. 96), die νομοφύλακες, welche sich in den meisten griechischen Staaten finden, die lakonischen ἐμπέλωροι, die funfzehn μετρονόμοι, wovon 10 im Prytæus und 5 in der Stadt waren, ferner die σιτοφύλακες, 15 in der Stadt und 5 im Prytæus, die jährlichen προμετρηταί, deren Zahl unbekannt ist, die drey ehrenwerthen σιτοναὶ und die damit in Verbindung stehenden ἀποδέκται (p. 116), endlich die ἐπιμελεσθῆναι τοῦ ἐμπορίου und die λαξίαρχοι.

Mit dem vierten Kapitel des ersten Buchs beginnt die Untersuchung über die römischen Aedilen. Der Verf. erörtert zuerst die Frage über das Alter der Aedilen. Vorzüglich gegen Niebuhr I. p. 425 (3. Ausg. I. p. 473 und 689) welcher die Aedilen als nothwendig mit der plebs entstanden sich denkt, sucht der Verfasser zu zeigen, daß diese Magistratur unter den Königen noch nicht existiert habe. Rom sey damals noch zu ungebildet gewesen (?) (p. 127), und wenn in allen italiänischen Städten später Aedilen vorkämen, so diene dieß nur zum Beweise, daß sie von Rom auf die Colonien und Municipien übergegangen wären, und Liv. IV. 4 sage ausdrücklich *'Tribuni plebis, Aediles nulli erant: institutum est, ut fierent.* Hierauf wird gezeigt, daß, nach den Nachrichten von den Verordnungen der Könige und der Magistrate unter ihnen, für die Aedilen nichts übrig bleibe, wobey freylich, wie Ref. bedünken will, die Sonderung der plebejischen Gemeinde von den Patriciern unbeachtet geblieben oder wenigstens als unhaltbare Hypothese behandelt ist. Bey dieser Gelegenheit wird auch der Ursprung der zwey Quästoren, als Blutrichter, erwähnt und gegen Wachsmuth ausgeführt, daß die *quaestores criminum* älter seyen, als die *quaest. aerarii*. Dagegen glaubt Ref., daß die Meinung des Jun. Gracchanus, welcher jene für so alt wie Rom hält, der gewöhnlichen Behauptung, die auch der Verf. in Schutz nimmt, vorzuziehen sey, theils wegen der Autorität jenes Alterthumskenners, theils wegen der wahrscheinlich spätern Anknüpfung ihrer Entstehung an die Sage von Horatius. Auch gehen die Worte *'secundum legem'* bey Liv. I. 26. offenbar auf eine schon früher bestehende Lex. — Dann kommt der Vf.

auf den praefectus urbi zu sprechen. Während nun Niebuhr II. p. 136 (2te Ausg.) gesteht auf Lydus annimmt, jenes Amt sey 23 Jahre post prim. Coas. zu einer durch Wahl verliehenen Magistratur geworden, und später in die urbana praetura übergegangen, hält der Verf. jene Notizen bey Lydus für durchaus ungegründet und mißverstanden. Zuletzt spricht der Verf. die Ansicht aus, die Aedilität könne erst nachdem Rom vergrößert war, bey Gelegenheit der Auswanderung der plebs entstanden seyn, indem man ihr einen Theil der Geschäfte der hohen Magistrate und der Pontifices überwiesen habe.

Im fünften Kap. handelt der Verf. 'de Aedilium Plebis et Curulium institutione et de discrimine inter Aed. cur. et pleb. eorumque historia in republica libera. Nach dem der Verf. mit Recht getadelt, daß Viele einige der wichtigsten munera erst den curulischen Aedilen zuschrieben, und überhaupt ohne Kritik nach Belieben Etwas den einen oder den andern Aedilen zuertheilten; folgt die Etymologie des Wortes, wobey der Verf. die a Censoris aedis cura annimmt; die Bewahrung der Plebiscita daselbst sey ihre ursprüngliche Bestimmung gewesen (p. 155 ff.). Gegen Niebuhr sucht er p. 162 nachzuweisen, daß die Aedilen der Plebs allerdings auch Gewalt über die Patricier gehabt hätten. Ref. dagegen glaubt, daß die Existenz einer besondern Plebejer-Gemeinde unwiderleglich dargethan sey, und daß die vom Verf. angeführten Stellen gar nichts beweisen können, da sie von einer Zeit reden, wo sich das ursprüngliche Verhältniß der Stände zu einander schon geändert hatte. Ueberdies war die Aeußerung der Claudia Gell. X. 6 (nicht 7) eine

Beleidigung der Plebs, weshalb auch nach den frühern Verhältnissen Anklage vor dieser zulässig gewesen wäre, während in dem zweyten Besspiele (Liv. XXIX. 20) ein besonderer Auftrag des Senats vorliegt. — Hierauf sucht der Verfasser die den Aedilen ursprünglich überwiesenen Geschäfte zu bestimmen, in welche sie sich, mit geringer Ausnahme, später mit den curulischen Aedilen getheilt hätten. Auch unterscheidet der Verf. wohl richtig zwischen der Austheilung von Lebensmitteln und der Sorge für die Zufuhr; nur jene habe den Aedilen zugestanden (p. 171). Niebuhr II. p. 416 (1. Ausg.) glaubt, Aufsicht über Religionsgegenstände und Besorgung der ältesten Spiele habe den plebejischen Aedilen deshalb nicht zustehen können, weil die Festlichkeiten mit dem Gottesdienst in enger Verbindung gestanden hätten und dieser früher ganz dem patricischen Stande angehört habe. Der Verf. sucht dieß zu widerlegen (p. 171 — 179) doch möchten wir nicht behaupten, daß es ihm gelungen sey.

Nach der Entstehung der curulischen Aedilen, wobey der Verf. des Livius Erzählung gegen Niebuhr in Schutz nimmt, waren nach seiner Ansicht die Geschäfte zwischen jenen und den plebejischen Aedilen getheilt nach den verschiedenen Regionen, während sie Vieles gemeinschaftlich besorgten (p. 183). Nur hätten bloß die plebejischen Aedilen die plebejischen Spiele besorgt, und nur die curulischen die ludi maximi. Im Uebrigen unterschieden sie sich bloß durch die äußern Ehrenzeichen. Ferner sucht der Verf. gegen Niebuhr zu beweisen, daß die curulischen Aedilen keineswegs die Untersuchung von Verbrechen und die Anklage der schuldig Befundenen vor dem Volke auf Tod oder Geldstrafe er-

halten hätten, wenn gleich ihnen, als Polizey-Beamten die erste Anzeige davon gemacht worden sey.

Im sechsten Kapitel handelt der Verf. von den durch Cäsar eingesetzten zwey Aediles cereales und im 7ten werden die Schicksale und das Verschwinden der Aedilität unter den Kaisern zum Gegenstande der Untersuchung genommen. Aus Inschriften wird ihr Fortbestehen bis in das dritte Jahrh. nachgewiesen.

Zweytes Buch. Aediles Romani, quot in scriptis veteribus aliisque antiquitatis monumentis reperiuntur, enumerantur. p. 243 — 428. Nach dieser Ueberschrift sollte man freylich nicht erwarten, daß im ersten Kap. dieses Buches 'De aedilitatis petitione, Aedilium creatione ac numero' etc. die Rede seyn könnte; auch fühlt es der Verf. selbst, und sucht es zu entschuldigen. — Zuerst wird die Frage untersucht, ob die Aedilen zu den majores oder minores magistratus gehört hätten, und in welchen Comitien sie gewählt worden seyen? Der Verf. glaubt, die Aedilen wären zur Zeit von Sueton zu den höhern Magistraten gerechnet worden. Ob aber Sueton den Ausdruck minorum magistratuum gerade im Sinne des römischen Staatsrechts gebraucht habe, könnte wohl noch in Zweifel gezogen werden. Auch hat Ref. der gegen Kreuzer versuchte Beweis, daß selbst die curulischen Aedilen in den tributis comitiis gewählt worden wären, nicht einleuchten wollen. (S. dagegen Cicer. pro Planc. c. 20. Liv. X. 9. Der Ausdruck 'pro tribu' bey Gell. VI. 9. kann nichts beweisen.) Daß nach der Lex Villia annalis für beide Aedilen ein und dasselbe Jahr erforderlich gewesen

... 17. (α. Vulg. Ol
 welcher jene legit. aetas nach Gel
 den von Servius Tullius als Alt
 die Dienstpflichtigen aufstellten 1.
 steht, während doch Scipio, von de
 det, damals ganz gewiß schon 23 J.
 Uebrigens war wohl nicht durch die
 ann. vorgeschrieben, daß man keine
 überspringen könne, sondern es kam
 das Alter an. Weder Livius, noch
 Cicero haben den Zusatz 'gradatim',
 Verf. bey der Inhaltsrelation jene
 schiebt. — Diese Abhandlung über di
 nales ist ziemlich ausführlich und b
 nicht auf die Aedilen (p. 247 — 264,
 wäbnt nur noch, was der Verf. un
 lassen hat und was aus unsern jurist
 len hervorgeht, daß zur Zeit der Kais
 ful minor viginti annis keine Selte
 sen seyn kann. L. 57. D. de re ju
 §. 2. D. de off. cons. und daß schon d
 pia für jedes Kind ein Jahr ...

Pighius zu Grunde liegen und diesem das Verdienst der schwierigeren Vorarbeit nicht abzusprechen ist, so hat ihn doch der Verf. beträchtlich vermehrt und verbessert und weicht vorzüglich seit dem Jahre 390 von den Annalen des Pighius ab. — Dieß zweyte Buch nimmt wenigstens ein Dritttheil des ganzen Werks ein.

Drittes Buch. *Aedilium munera et curae* (p. 429 — 452). Bey den Untersuchungen über die römischen Magistrate stellt sich dem Forscher eine nicht geringe Schwierigkeit dadurch in den Weg, daß wir so oft eine Magistratur scheinbar in den Geschäftskreis der andern eingreifen sehen. Diese Schwierigkeit tritt auch bey den Aedilen ein, bey welchen es in der That eine kaum zu lösende Aufgabe seyn dürfte, genau zu bestimmen, wie ihre Geschäfte sich von denen anderer Magistrate, z. B. der Censoren und Prätores, unterscheiden, wobey wir natürlich nicht die Berechtigungen und Pflichten im Auge haben, welche unzweifelhaft nur einer bestimmten Magistratur zukamen. Auch der Verf. muß, trotz seines sorgsamten und fleißigen Quellenstudiums bekennen, daß sich höchstens nur angeben lasse, was gewöhnlich einer Magistratur, und so auch den Aedilen, zugekommen sey. Doch hat er sich bemüht, den Geschäftskreis der Aedilen so viel wie möglich zu entschleiern und der Leser wird gewiß auch in dieser Hinsicht nicht ganz unbefriedigt von dem Buche scheiden. — Im ersten Kap. sucht der Verf. die Gränze in der Amtspflicht der Aedilen und Censoren rücksichtlich der Sorge für die *aedes sacrae* festzusetzen und in wiefern jene bey dem Religionswesen theilhaftig waren zu bestimmen (p. 433 — 443). Im zweyten Kap. handelt derselbe von

den Spielen und Spenden der Aedilen (p. 446 bis 473); im dritten Kap. von der Sorge derselben für öffentliche und Privat-Gebäude, Plätze, Straßen, Aquaducte und Cloaken (p. 474 — 467). Die hierher gehörigen Stellen aus der Heraclensis Tabula, und Frontinus de aquaed. und den Justinianischen Digesten sind sorgfältig gesammelt. — Das vierte Kap. behandelt die Aufsicht der Aedilen über den Marktverkehr, den Theil ihres Amtes, welcher für den Juristen das meiste Interesse hat. Doch hat leider der Verf. sein Versprechen einer ausführlichern Abhandlung über diesen Gegenstand nicht gehalten und dieselbe einem Juristen überlassen. P. 494 hätten wohl die *agri* der Deutlichkeit halber näher bezeichnet werden können. Denn es ist nur von den *agri publici* und dem durch die *L. Licinia Sextia* bestimmten Maaße die Rede, auf dessen Beobachtung die Aedilen zu sehen hatten. Außerdem werden erwähnt die *curae Aedilium* — *in frumento oleoque dividendo, in foenore coercendo ac argento multatio administando*. p. 488 — 501. — Kap. 5. *Aedilium curae in quiete publica, urbis salute ac honesta civium peregrinorumque vita intra urbem observanda, quo capite simul de lenonum, meretricum, popinarum ganearumque custodia tractatur* (p. 502 — 523). — Kap. 6. *Aedilium munera in casibus non provisus atque extraordinaria, librorum vetitorum aerariiue publici cura, iisdem ad breve modo tempus demandata* (p. 524 — 553). Diese Kapitel enthalten größtentheils nur Ausführungen des *Lib. I. c. 5.* (p. 164 seqq.).

Viertes Buch. *Aedilium honores, jura atque ministri* (p. 535 — 552).

80. St., den 19. May 1832. 799

Das Buch ist in lateinischer Sprache geschrieben, der Styl ist indeß nicht immer fließend und nicht selten erfordern die einzelnen Sätze zum Verständniß ein mehrmaliges Ueberlesen. An Corrigendis fehlt es nicht und häufig sind sie ganz sinnentstellend. Ein zwey Seiten langes Verzeichniß findet sich gleich zu Anfang des Buches, doch ist es keineswegs vollständig. So heißt der Antecessor Theophilus mehrmals Theophrast (p. 152. not. 4. p. 433. not. 6). — p. 220. lin. 14 fehlt das Wort *inquilinos*. — p. 255. lin. 10 v. u. ist *adscribenti* einmal zu viel. — p. 58. lin. 9 sind die Worte *ad summum* ganz unverständlich.

Zachariä. Dr.

H a m b u r g.

Von Fr. Verthes: Handbuch der Schiffsfahrtskunde zum Gebrauch für Navigations-
schulen, auch zum Selbstunterricht angehender
Steuerleute. Mit einer vollständigen Samml-
ung der unentbehrlichsten Seemannstafeln, nebst
17 Kupfern und zwey Seecharten, verfaßt von
der Hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung
mathematischer Kenntnisse. Dritte verbesserte
und vermehrte Auflage. 1832. 232 S. in 8.

Die erste Ausgabe dieses nützlichen Werks
ist in unsern Blättern (Gött. gel. Anz. 1819.
St. 32) mit der ihm gebührenden Auszeich-
nung bereits angezeigt und beurtheilt worden.
Wir haben hier also nur die Verbesserungen
dieser dritten Ausgabe bemerklich zu machen,
die nach S. XIII der Vorrede darin bestehen,
daß 1. in der VIII. Tafel die Meridionaltheile,

800 Göttingische gel. Anzeigen.

mittelft Befügung einer Declinaltelle, Wärter bestimmt werden; und 2. in der XIX. Tafel, wo vorher die Correction der scheinbaren Mondeshöhen nur von Grad zu Grad, jetzt von 10 zu 10 Minuten angegeben sind. Angehängt sind auch noch aus einer Mittheilung des Herrn Wasserbau-Conducteurs Schubach die Beweise einiger in dem Buche vorkommenden Regeln, um dadurch fähigern Köpfen zur tiefern Erforschung der Gründe einige Anleitung zu geben.

K ö n i g s b e r g.

In der Universitäts-Buchhandlung: Ueber die Cholera. Ein Versuch dieselbe zu deuten von C. F. H. Elsner, Professor der Medicin daselbst. 1831. VI und 70 Seiten in 8.

Als der denkende Verf. dieser kleinen Schrift seine Bemerkungen niederschrieb, hatte er die Krankheit noch nicht gesehen und wie es scheint noch nicht viel darüber gelesen. Seitdem ist diese auch in seine Stadt eingekehrt und er wird sich wohl überzeugt haben, daß die hier gegebene Deutung, sie sey eine Magen- und Darmentzündung, nicht die rechte war. Auch wird ihn die traurige Erfahrung, wie die Cholera sich in die Preussischen Städte einschlich und da fortwuchert, von der Meinung, daß sie kein Contagium entwicke, wohl zurückgebracht haben.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. May 1832.

G ö t t i n g e n.

In der Dietrichschen Buchhandlung, 1832:
Beyträge zur Kenntniß der altdutschen
Sprache und Litteratur, von Geo. Fried.
Benecke. Zweyte Hälfte. IV, und
mit der von Seite 294 der ersten Hälfte (für
welche ein neues Titelblatt beygelegt ist) fortlau-
senden Seitenzahl 618 Seiten in Octav.

Die Anzeige der zweyten Hälfte dieser vor
mehr als zwanzig Jahren angefangenen 'Bey-
träge' führt so natürlich auf eine Betrachtung
des gegenwärtigen Zustandes der altduts-
schen Sprachkunde, daß wir uns schmeicheln,
wenigstens einem und dem andern unserer Leser
auf halbem Wege entgegen zu kommen, wenn
wir bey einer solchen Uebersicht einige Augen-
blicke verweilen, ehe wir Bericht über den In-
halt des Buches geben, das diese Betrachtung
veranlaßt. Wenn wir dabey nicht umhin kön-
nen auch rückwärts und vorwärts zu schauen, so

bedarf dieß, als in der Natur der Sache liegend, wohl keiner Entschuldigung.

Es leidet keinen Zweifel, daß wenn man die Wissenschaften aufzählt, welche unserm Zeitalter festere Begründung und dauernde Erweiterung verdanken, auch die deutsche Sprachkunde genannt werden muß, und stets genannt werden wird. Denkmale der Sprache vom vierten bis zum vierzehnten Jahrhundert, die vergrabene Schätze waren, sind an das Licht gebracht und dem Sprachforscher zugänglich gemacht worden; frühere nachlässige Abdrücke sind durch sorgfältige Vergleichung von Handschriften gereinigt, ergänzt, und der Echtheit näher gebracht worden. Die Grammatik ist neu erschaffen worden, so daß sie jetzt in Hinsicht auf die Grundfeste und die Anordnung des Gebäudes der Griechischen und Lateinischen Grammatik als Vorbild dient. Die Etymologie hat sich aus einem unfruchtbaren Spiele des Witzes oder des Überwitzes in eine Art von Kettenregel verwandelt. Die Geschichte der vaterländischen Dichtkunst ist heller geworden; der Beurtheilung der Kunstwerke ist ein freyer, gerechter Standpunct angewiesen. Wie sehr dadurch dem Lernenden der Weg abgekürzt, geebnet, und gesichert worden ist, ergibt sich von selbst. Was wir Alte durch jahrelanges Zweifeln und allmählich zur Wahrheit führendes Vermuthen mühselig errungen haben, erlernt der Anfänger jetzt in wenigen Tagen, und Entdeckungen auf die wir, wegen der Zeit und Anstrengung die sie gekostet hatten, uns nicht wenig zu gute thaten, finden jetzt ihren Platz unter den ersten Anfangsgründen. Doch ist es nicht allein der Anfänger, dem diese Erleichterung zu gute kommt; auch die Forschungen des eingeweihten

Tenners werden gar sehr erleichtert und begünstigt, wenn er ohne große Mühe das was ihm bemerkenswerth dünkt in dem wohlgeordneten Gebäude nieder legen, und durch vergleichende Prüfung frühere Ansichten bestätigen, erweitern, oder berichtigen kann.

Was wir haben erinnert an das was uns fehlt. Für die Grammatik hat eine Meisterhand unsere Wünsche befriedigt; noch ein paar Jahre, und das Werk wird vollendet seyn. Für die Lexicographie besitzen wir zwar manche nützliche Beyträge theils in frühern Werken, theils in den Glossarien zu einzelnen Gedichten; aber allgemeine, unserer gegenwärtigen Sprachkenntniß angemessene Wörterbücher vermissen wir noch gänzlich. Und schmerzlich vermißt diese Hülfe nicht nur der Anfänger, d. h. der künftige Hörer der Wissenschaft, sondern auch der Kenner; er vermißt sie besonders in Hinsicht auf die eben erwähnte Erleichterung des Nachtragens, der fortschreitenden Ergänzung und Besserung. — Für die Grammatik war es von unaussprechlichem Gewinne, die Schwestersprachen und ihr ganzes Lebensalter zusammen zu fassen; für die Lexicographie müssen nicht nur diese Schwestersprachen geschieden werden, sondern auch die Perioden der einzelnen erfordern einzelne Bearbeitungen. Wir haben uns zwar schon manchemal ein ganz allgemeines deutsches Wörterbuch gedacht, in welchem der Wortvorrath aller deutschen Sprachen in allen ihren Perioden überschaut werden könnte. Ein solches Wörterbuch müßte nach den gemeinschaftlichen Wurzeln geordnet seyn; neben einander laufende Spalten müßten den zu besondern Sprachen erwachsenen Dialecten angewiesen seyn, und die in jeder derselben vorhandenen

mitteltst Beyfügung einer Decimalstelle, schärfer bestimmt werden; und 2. in der XIX. Tafel, wo vorher die Correction der scheinbaren Mondeshöhen nur von Grad zu Grad, jetzt von 10 zu 10 Minuten angegeben sind. Angehängt sind auch noch aus einer Mittheilung des Herrn Wasserbau-Conducteurs Schuback die Beweise einiger in dem Buche vorkommenden Regeln, um dadurch fähigern Köpfen zur tiefern Erforschung der Gründe einige Anleitung zu geben.

K ö n i g s b e r g.

In der Universitäts-Buchhandlung: Ueber die Cholera. Ein Versuch dieselbe zu deuten von C. F. H. Elsner, Professor der Medicin daselbst. 1831. VI und 70 Seiten in 8.

Als der denkende Verf. dieser kleinen Schrift seine Bemerkungen niederschrieb, hatte er die Krankheit noch nicht gesehen und wie es scheint noch nicht viel darüber gelesen. Seitdem ist diese auch in seine Stadt eingelehrt und er wird sich wohl überzeugt haben, daß die hier gegebene Deutung, sie sey eine Magen- und Darmentzündung, nicht die rechte war. Auch wird ihn die traurige Erfahrung, wie die Cholera sich in die Preussischen Städte einschlich und da fortwuchert, von der Meinung, daß sie kein Contagium entwickle, wohl zurückgebracht haben.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 21. May 1832.

Göttingen.

In der Dietrichschen Buchhandlung, 1832:
Beyträge zur Kenntniß der altdutschen
Sprache und Litteratur, von Geo. Fried.
Benecke. Zweyte Hälfte. IV, und
mit der von Seite 294 der ersten Hälfte (für
welche ein neues Titelblatt beygelegt ist) fortlau-
fenden Seitenzahl 618 Seiten in Octav.

Die Anzeige der zweyten Hälfte dieser vor
mehr als zwanzig Jahren angefangenen 'Bey-
träge' führt so natürlich auf eine Betrachtung
des gegenwärtigen Zustandes der altdcuts-
schen Sprachkunde, daß wir uns schmeicheln,
wenigstens einem und dem andern unserer Leser
auf halbem Wege entgegen zu kommen, wenn
wir bey einer solchen Uebersicht einige Augen-
blicke verweilen, ehe wir Bericht über den In-
halt des Buches geben, das diese Betrachtung
veranlaßt. Wenn wir dabey nicht umhin kön-
nen auch rückwärts und vorwärts zu schauen, so

bedarf dieß, als in der Natur der Sache liegend, wohl keiner Entschuldigung.

Es leidet keinen Zweifel, daß wenn man die Wissenschaften aufzählt, welche unserm Zeitalter festere Begründung und dauernde Erweiterung verdanken, auch die deutsche Sprachkunde genannt werden muß, und stets genannt werden wird. Denkmale der Sprache vom vierten bis zum vierzehnten Jahrhundert, die vergrabene Schätze waren, sind an das Licht gebracht und dem Sprachforscher zugänglich gemacht worden; frühere nachlässige Abdrücke sind durch sorgfältige Vergleichung von Handschriften gereinigt, ergänzt, und der Echtheit näher gebracht worden. Die Grammatik ist neu erschaffen worden, so daß sie jetzt in Hinsicht auf die Grundfeste und die Anordnung des Gebäudes der Griechischen und Lateinischen Grammatik als Vorbild dient. Die Etymologie hat sich aus einem unfruchtbaren Spiele des Witzes oder des Aberwitzes in eine Art von Kettenregel verwandelt. Die Geschichte der vaterländischen Dichtkunst ist heller geworden; der Beurtheilung der Kunstwerke ist ein freyer, gerechter Standpunct angewiesen. Wie sehr dadurch dem Lernenden der Weg abgekürzt, geebnet, und gesichert worden ist, ergibt sich von selbst. Was wir Alte durch jahrelanges Zweifeln und allmählich zur Wahrheit führendes Vermuthen mühselig errungen haben, erlernt der Anfänger jetzt in wenigen Tagen, und Entdeckungen auf die wir, wegen der Zeit und Anstrengung die sie gekostet hatten, uns nicht wenig zu gute thaten, finden jetzt ihren Platz unter den ersten Anfangsgründen. Doch ist es nicht allein der Anfänger, dem diese Erleichterung zu gute kommt; auch die Forschungen des eingeweihten

Leuners werden gar sehr erleichtert und begünstigt, wenn er ohne große Mühe das was ihm bemerkenswerth dünkt in dem wohlgeordneten Gebäude nieder legen, und durch vergleichende Prüfung frühere Ansichten bestätigen, erweitern, oder berichtigen kann.

Was wir haben erinnert an das was uns fehlt. Für die Grammatik hat eine Meisterhand unsere Wünsche befriedigt; noch ein paar Jahre, und das Werk wird vollendet seyn. Für die Lexicographie besitzen wir zwar manche nützliche Beiträge theils in frühern Werken, theils in den Glossarien zu einzelnen Gedichten; aber allgemeine, unserer gegenwärtigen Sprachkenntniß angemessene Wörterbücher vermissen wir noch gänzlich. Und schmerzlich vermißt diese Hülfe nicht nur der Anfänger, d. h. der künftige Förderer der Wissenschaft, sondern auch der Kenner; er vermißt sie besonders in Hinsicht auf die eben erwähnte Erleichterung des Nachtragens, der fortschreitenden Ergänzung und Besserung. — Für die Grammatik war es von unaussprechlichem Gewinne, die Schwestersprachen und ihr ganzes Lebensalter zusammen zu fassen; für die Lexicographie müssen nicht nur diese Schwestersprachen geschieden werden, sondern auch die Perioden der einzelnen erfordern einzelne Bearbeitungen. Wir haben uns zwar schon manchemal ein ganz allgemeines deutsches Wörterbuch gedacht, in welchem der Wortvorrath aller deutschen Sprachen in allen ihren Perioden überschaut werden könnte. Ein solches Wörterbuch müßte nach den gemeinschaftlichen Wurzeln geordnet seyn; neben einander laufende Spalten müßten den zu besondern Sprachen erwachsenen Dialecten angewiesen seyn, und die in jeder derselben vorhandenen

Stämme sammt ihren Ableitungen enthalten; Erklärungen so wohl als Belege fielen durchaus weg. Aus einem solchen Inventarium, wie wir es nennen wollen, würde man auf Einen Blick bey jeder Wurzel den ganzen Trieb übersehen; man würde sehen, wie Zeit und Boden auf die Bildungskraft einwirkten, sie hier begünstigten dort hemmten; und dieser Ueberblick würde zu überraschenden Aufschlüssen über den Organismus der Sprachbildung, so wie auch über die ursprüngliche Bedeutung der Wörter führen. Um sich zu überzeugen, daß es möglich ist, und daß es höchst ersprießlich seyn würde, diese Idee auszuführen, braucht man nur bey Einer noch lebendigen und kräftigen Wurzel einen dürftigen Versuch zu machen, und diesen dann auf eine zweyte abgestorben erscheinende auszudehnen. Allein wir gesehen, diese Idee, gleich so mancher andern unter der Aufschrift de augmentis scientiarum stehenden, wird wohl immer ein Traum bleiben. Was uns zunächst noth thut, und was nicht länger im Reiche der Träume schlummern darf, ist ein Wörterbuch der althochdeutschen, und ein auf dieses gegründete Wörterbuch der mittelhochdeutschen Mundart.

Ein Werk der erstern Art, aus den Quellen des achten bis elften Jahrhunderts bearbeitet, hat Hr. Regierungsr. Graff angekündigt, und sein Buch über die althochd. Präpositionen, seine Diutiska, seine Ausgabe Otfrids beweisen, daß eine solche Arbeit keinen bessern Händen anvertraut werden konnte. Eine Reise von mehreren Jahren, die dieser Gelehrte, unter der Begünstigung des Kön. Preussischen Ministerium des Unterrichtes, zu diesem Zwecke gemacht hat, diente dazu, ihn in den Besiz vieler noch ungedruckter

Quellen zu setzen, und den gedruckten durch die nur zu oft erforderliche Berichtigung volle Zuverlässigkeit zu geben. Wenn dieses Unternehmen, das Herr Reg.R. Graff zur Aufgabe seines Lebens gemacht hat, sich nicht der Unterstützung einer für die Wissenschaften so ausgezeichnet thätigen Regierung zu erfreuen hätte, so könnte man allerdings bey dem Sturme der Zeiten, dem auch der Buchhandel sich schmiegen muß, für die baldige Ausführung des Unternehmens besorgt werden; allein unter so bewandten Umständen dürfen wir wohl mit Zuversicht hoffen, daß die wohlthätige Hand, die das Reis gepflanzt hat, ihm auch die fernere Pflege nicht versagen, und es zum fruchttragenden Baume heran ziehen wird: Mitwelt, und Nachwelt wird sie dafür segnen.

Daß wir ein mittelhochdeutsches Wörterbuch nicht lange mehr vergebens erwarten dürfen, das für bürgt uns der mit gründlicher Kenntniß und Jugendkraft vereinte Eifer mehrerer achtungswerther Männer. In Hinsicht auf dasselbe wiederholen wir den schon öfters geäußerten Wunsch, daß auch dieses Werk nach Wortstämmen geordnet werde; in sofern diese nicht etwa auf tief versteckten oder nur vermuthlichen Wurzeln beruhen. Dieß fordert die Natur unserer Sprache, dieß fordert deutsche Gründlichkeit; und der Anhang eines alphabetischen Registers, das ohne dieß schon zu andern Zwecken, z. B. der Aufklärung der untrennbaren Adverbialpräpositionen so wie der Zusammensetzungen überhaupt erforderlich ist, hebt jeden Einwand gegen die empfohlene Anordnung. Die Bedeutungen müssen deutsch erklärt werden; denn Uebersetzung eines Wortes in das Wort einer andern Sprache führt

Erzählungen überliefert
es ist kein geringes Verdien-
st zu haben, das fortwäh-
rend ist.

Hiermit schließen wir diese
und geben zu dem Be-
zug der vorliegenden zweiten
Abtheilung zu geben haben.
Abtheilung derselben liegt eine

dem Grafen von Strehem-
ment. Handschrift zum Grund-
ausgeber auf eine höchst zu
verbindliche Weise von Her-
Canonicus reg. zu St. Flori-
migung des Grafen, mitgeteilt
dieser Handschrift sind erstens
Lieder (S. 293 bis 454) u
Pfaffe Amis (S. 493. bis 6
Halste der Beyträge aufgenom-
harts Lieder sind in fortlaufend
len nur durch Muncie

maßl nur Ein Lieb ausmachen. Da er nicht in der Lage war, die Weingartner und Heidelberger Handschrift zu vergleichen (von der ersten konnte er nur die auf einigen Blättern des ersten Bandes der Diutiska enthaltenen Mittheilungen, von der zweyten eine von Herrn Archivar Lappenberg gemachte Abschrift benutzen), so beschränkte er sich darauf, die Lieder, mit der für das Lesen nöthigen Erleichterung, so abdrucken zu lassen, wie die Handschrift sie darbot. Jede Abweichung von der Handschrift ist unterhalb angegeben; kleine Aenderungen, die das Versmaß betreffen, sind, so wie es die Handschrift thut, absichtlich dem Leser überlassen. Wichtig sind die Lieder, und wichtiger als viele andere des dreizehnten Jahrhunderts, für die Sittengeschichte überhaupt, und besonders durch die Schilderung des Wohlstandes, in dem sich die Bauern in Oesterreich damals müssen befinden haben; eben so wichtig sind sie in Beziehung auf die Sprache. Sie bieten eine Reihe seltener zum Theil ganz unbekannter Wörter dar, z. B. S. 437 reide (das Dänische rede, Nest) S. 454 vrtheitstalt (eine dem althochd. hagestalt gleich stehende Zusammensetzung) u. dgl. m. — Was den Pfaffen Amis betrifft, so überliefert uns dieser die Stahrembergische Handschrift vollständiger und echter, als wir ihn bisher kannten, und die diesem Abdrucke beygefügtten Lesarten einer Gothaischen Handschrift, so wie der Koloczaer und Heidelberger, welche als zwey Schwestern anzusehen sind, zeigen, daß uns für dieses Gedicht wenig zu wünschen übrig bleibt. — S. 455 bis 492 enthält den Wimbek und die Wimbekin, so wie diese beiden Gedichte in einer Gothaischen Handschrift ste-

hen, die zwar einer spätern Zeit angehört, aber eine gute Quelle verräth. — Auf den letzten Seiten, 609 bis 618, ist das Stralsunder Bruchstück eines mittelniederdeutschen Gedichtes aus dem Sagenkreise von Carl dem Großen, das bereits in dem Jahrgange 1831 dieser Anzeigen S. 801 besprochen wurde, in der eben daselbst S. 1600 angedeuteten berichtigten Ordnung abgedruckt. — Ausführlichere Nachrichten, welche zu wiederholen hier nicht der Ort ist, geben die jedem einzelnen Abschnitte vorgesehnen Einleitungen.

N a c h e n.

Französisches Lesebuch in drey Kursus, mit Anmerkungen und einem Wörterverzeichnis. Herausgegeben von Dr. F. A h n, Director einer Unterrichtsanstalt. Zweyte Auflage. 1832. 288 Seiten in 8.

Dies Lesebuch empfiehlt sich durch eine zweckmäßige Einrichtung, indem es in drey Curse, von dem leichtern zu dem schwerern fortgehend, getheilt ist, und die Auswahl so getroffen ist, daß nicht bloß ältere, sondern auch neuere französische Classiker, Chateaubriand u. a. dabey berücksichtigt sind. Es enthält indeß bloß Stücke aus Prosaiskern, so daß der Herausgeber für die Dichter wahrscheinlich noch ein eignes Bändchen bestimmt.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. Stück.

Den 24. May 1832.

H e i d e l b e r g.

Bey Winter: Dr. Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, die drey Lehrbriefe von Johannes. Wortgetreu mit erläuternden Zwischensätzen übersetzt, und nach philologisch-notiologischer Methode erklärt. Mit exegetisch-kirchenhistorischen Nachweisungen über eine sittenverderbliche, magisch-parthische Gnosis, gegen welche diese Briefe warnen. 1829. XXIV und 278 S. in gr. 8.

Schon auf dem Titel hat der Herr Verf. die beiden Punkte angegeben, worauf es ihm bey dieser Bearbeitung der Johanneischen Briefe hauptsächlich ankam; der eine ist formell, der andere materiell. Diese Arbeit soll einmahl ein Bepspiel der Erklärungsart seyn, die er die notiologische nennt, und dann sucht er den Zweck der Briefe von einem neuen Gesichtspuncte zu bestimmen, indem er sie als gegen eine sittlich-verderbliche, magisch-parthische Gnosis gerichtet auffaßt. Um zunächst uns über die vom Verfasser aufgestellte notiologische Methode zu erklären:

so kann dieß am besten mit seinen eigenen Worten geschehen. In den 'nöthigen Vorbemerkungen' S. XX und nachher im Anfang des eigentlichen Commentars S. 112 unterscheidet er bestimmt zwischen der philologisch-critischen, und der notiologischen Methode; jene, der in neueren Zeiten die Exegeten wohl mehr, als Recht ist, sich ergeben haben, 'behandelt das N. T. so, wie wenn es nur die Grammatik, die Partikeln, die feinen Unterschiede der Tempora und Modi, oder das Dialectenwesen überhaupt daran zu studieren, gegeben sey.' Die Aufgabe dieser besteht dagegen darin, 'daß den Lesern oder Hörern der Schrifterklärung nicht bloß der sprachliche Wortsinne jeder einzelnen Stelle gezeigt, ihnen aber alsdann zugemuthet werde, sich selbst herauszufinden, wie der im Einzelnen gefundene Theilbegriff, mit den übrigen damit zusammenhängenden, in dem Gedankengange des apostolischen Schriftstellers den die Sache erschöpfenden Gesamtbegriff ausmache. Dadurch erst wird ein solcher in den einzelnen Stellen theilweise erkennbarer Begriff ein vollständiger, eine *notio distincta, completa*. Und auf diese Weise die vereinzelt gegebenen Begriffe in ihrer vollständigen Erkennbarkeit auffassen und verstehen zu lehren, ist die Aufgabe des biblischen Exegeten.' Sowohl mit dieser Forderung des Verfs., der er in der vorliegenden Bearbeitung zu genügen sucht, als mit seiner scharf ausgesprochenen Klage, die Exegese werde nur zu oft mit allerley traditionellen Mißdeutungen versehen, weshalb das Berkennen oft eben so nöthig sey als das Erkennen, können wir uns im Ganzen nur einverstanden erklären; denn gerade jene vom Verf. aufgestellte Forderung ist ja im Grunde nichts anders, als eben die höchste Aufgabe der Pers.

meneutik selbst. Was liegt doch dem Hermeneuten für eine andere Pflicht ob, als eben den Gang der Gedanken wie der Empfindungen aus dem Geschriebenen herauszubringen, den der Autor während des Schreibens hineinlegte, denselben geistigen Actus, der in diesem im Moment des Schreibens vorging, nachzuconstruieren, denselben Entwicklungsgang der behandelten Materie zum zweyten Male durchzumachen? Nur darin liegt ein Unterschied zwischen dem Autor und seinem Hermeneuten, daß jener bey seinem Gedankengange frey war, oder doch wenigstens keine andere leitende Momente kannte, als die besonderen Umstände, wodurch seine Individualität gerade damals bestimmt wurde, daß hingegen dieser bey dem Nachconstruieren des Gegebenen, gerade in dem Geschriebenen den Weg vorgezeichnet findet, den er zu gehen hat, so daß jede Abweichung davon zu Gunsten der eigenen Individualität, jedesmahl ein Hineintragen des Eigenen, also ein Verfehlen des Sinnes wird. Eben diese Aufgabe stellt der Verf. nun der notiologischen Methode; sie soll ja das sprachlich Gefundene in dem Gedankengange des Autors begründet nachweisen, soll die vereinzelt gegebenen Begriffe in ihrer vollständigen Erkennbarkeit auffassen und verstehen lehren, soll demnach in das innere organische Leben eindringen, wie es bey dem Autor während des Schreibens thätig war. Darüber wollen wir aber mit dem Verf. nicht rechten, ob der Name glücklich gewählt ist, ob mit Recht, was doch die höchste Aufgabe der Hermeneutik selbst ist, nur als eine Methode den übrigen Methoden an die Seite gestellt werden, ob namentlich die philologisch-critische, dieser notiologischen Methode coordiniert werden darf, da doch jenes philologisch-critische Erklä-

ren weiter nichts ist, als der Weg, auf dem des Autors Gedankengang (nach des Verfß. Ausdruck notiologisch, nach dem unserigen eigentlich hermeneutisch) gefunden werden soll. Dem von ihm jedem Erregten mit dem obigen Ausdrucke gesteckten Ziele, so wie der wiederholten starken Erklärung gegen das einseitige Philologisieren mit Unterlassung des tiefern Eindringens in den eigentlich organischen Gedankengang, also dem formellen Theile dieser Bearbeitung müssen wir uns durchaus beystimmend erklären.

Anders verhält es sich mit der materiellen Leistung, mit der Ansicht des Verfß. über die eigentliche Bestimmung der Johanneischen Lehrbriefe. Mit einem Aufwande von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, wie man sie bey dem Verfß. gewohnt ist, wird die Hypothese durchgeführt, die nächste Bestimmung der Briefe sey gegen eine moralisch verderbliche, magisch, parthische Gnosis gerichtet gewesen, die schon früh zur Corruption des Christenthums beygetragen habe. Einiges müssen wir hiebey allerdings den Beweisen des Verfß. zugeben: daß die Bestimmung der Briefe gegen eine Partey gefährlicher Irrlehrer abzwecke; schwerlich ist das Antithetische und Negative mancher Ausdrücke zu verkennen; ferner daß die Polemik keine directe, sondern mehr eine andeutende, daß nicht sowohl Bekämpfung, als vielmehr Warnung der nächste Zweck des Epistolographen gewesen sey. Auch das sind wir geneigt, ihm noch einzuräumen, daß der Angriff hauptsächlich gegen eine falsche Gnosis berechnet, gegen ein angeblich höhern Erfassen des in der Lehre Gegebenen. Die ganze schriftstellerische Thätigkeit unsers Apostels scheint doch nur von diesem Gesichtspuncte aus verstanden werden zu können; die Speculation über christ-

liche Sätze hatte begonnen; ihr sich geradezu widersetzen konnte und wollte der Apostel nicht, er hätte damit der Entwicklung des menschlichen Geistes selbst widerstreben müssen. Mit seiner Logostheorie zeichnet er darum selbst den Weg, andeutend, warnend gegen eine falsche Gnosis vor, auf den er die speculative Richtung der Zeit leiten will. Daher namentlich in den Briefen der Andeutungen so manche gegen Gefahr bringende Irrlehrer, daß man gegen Littmanns Demonstrationen das Vorhandenseyn gnostischer Spuren im N. T. anzuerkennen sich entschließen muß. So weit mit dem Verf. völlig einverstanden halten wir nun den weiteren Versuch, diese Gefahr bringende Gnosis genauer zu bestimmen, und speciell als eine magisch-parthische aus dem Dualismus hervorgegangene zu erweisen, trotz der kühnen Combinationen des Verf. für zu gewagt. Der Beweis, die hier ange deutete Gnosis sey die eben angegebene gewesen, wird auf doppelte Art geführt, aus einzelnen Aeußerungen, die den Gnostikern beygelegt werden, und aus der Manier, wie Johannes dieselben bekämpft. Zwey Aeußerungen der Gnostiker sind es vornehmlich, worin der magisch-parthische Ursprung entdeckt wird, die Behauptung, sie wollen 'im Licht' der Gottheit seyn, und 'ohne Sünde'. Selbst wenn wir zugeben, daß die vom Verf. als Aussprüche der Gnostiker enthaltend angeführten Stellen (I. 8. 10, II. 6. 10) auch wirklich polemisch warnend deren Ansicht darlegen: so muß doch eine genauere exegetische Untersuchung ergeben, in wie weit der vom Verf. angegebene Sinn jener Stellen der richtige ist. Um zuvörderst ihre Aussprüche über das Licht zu erörtern, verbindet der Verf. II. 6 *ἐν αὐτῷ* (Deo) *μένειν* mit 10, *ἐν φωτὶ εἶναι*, die Behauptung sie bleiben in Gott,

Worte wirklich nur auf diesem metaphysischen Wege möglich sey. Ist jenes *ἐμαρτίαν οὐκ ἔχειν* (I. 8) und jenes *οὐκ ἠμαρτήκεναι* (I. 11) wirklich nicht anders zu verstehen, als daß damit die Realität des Sündigens selbst aufgehoben werde, oder nach des Verfs. Ausdruck (S. 45) daß die Gnostiker selbst das Sündigen für nichts erklären: so hat er mit seiner Deutung Recht, denn das Abläugnen der Realität des Sündigens ist nur vom dualistischen Standpuncte möglich, und zwar dennoch nur einseitig so, daß das Uebel wenigstens im Lichtreiche, im Gebiete des Ermußd, keine Existenz habe. Allein was berechtigt uns denn zu einer solchen metaphysischen Auffassung jener den Gnostikern beygelegten Worte? Sprechen sie sich wirklich durch jenen Ausdruck von Sünden rein, was dürfen wir anders daraus abnehmen, als sittlichen Hochmuth, angemaste Reinheit von Sünden? Johannes hatte (7) der Erlösung durch Christi Blut erwähnt; fügt aber (8) hinzu, nur bey dem demüthigen Herzen sey sie möglich, das freywillig seine Sünden bekenne. Diese Demuth mochte nun allerdings wohl bey jenen antijohanneischen Irrlehrern fehlen; Prahlerey mit ihrer eingebildeten Sittenreinheit wird darum das rechte Prädicat seyn, das wir jenen Gnostikern beyzulegen haben. Uns dagegen zur Auffindung dieser Gnosis tief in den Orient führen zu lassen, nach derselben die untersten Tiefen des Parsiismus zu durchspähen, dazu können wir uns nur durch den vollständigen Beweis verstehen, daß jene Behauptungen der Gnostiker nothwendig als metaphysische Negation aller Realität der Sünde, und nicht etwa nur als eine selbstgefällige Prahlerey zu betrachten seyen; bis dahin können schwerlich diese beiden Behauptungen den ma-

gisch-parthischen Ursprung jener Gnosis nachweisen.

Einen andern Beweis für seine Hypothese weiß der Verfasser in der von Johannes gegen die Irrlehrer angewandten Polemik zu finden: die Combinationen des Verf. werden noch klärner, er sucht den Dualismus der Irrlehrer aus ihrem Doketismus zu zeigen. Ist die Materie der Sitz des Bösen, so darf die Person Christi keinen materiellen Leib besitzen, um nicht Theil am Bösen zu nehmen; er muß doketisch als ein bloßes Phantasma gefaßt werden, um ihn nicht zu vermengen mit der Ahrimanischen *εὐλη*; weshalb Doketismus in der Lehre von Christo und Dualismus hier völlig zusammenfließen sollen. Der Beweis des den Gnostikern anklebenden Doketismus wird nun aus der Sorgfalt geführt, womit Johannes zu Anfang des Briefes und an vielen Stellen des Evangeliums darauf bringt, der Körper Christi sey etwas vollkommen Reales, Tastbares (*καὶ αἱ χεῖρες ἡμῶν ἐψηλάφησαν*) gewesen; er selbst sey der beste Zeuge gegen alles Phantomartige, das man etwa dem Körper Christi unterschieben wolle. Indem so Johannes als eigner Zeuge gegen den Doketismus auftrete, vernichte er durch einen handgreiflichen Beweis zugleich den Dualismus; da Christus einen wahrhaft materiellen, tastbaren Leib gehabt habe, so zerfalle der Dualismus von selbst, wenn man Christo nicht sogar etwas von dem Ahrimanischen Bösen ausbürden wolle. Bey allem Scharfsinne dieser Combination kommt doch wieder Alles darauf an, ob sich jene vermeinte Polemik des Johannes gegen den Doketismus auch wirklich evident hermeneutisch nachweisen lasse. Des Verf. ganzer Beweis läuft darauf hinaus, daß das Object der ersten Verse (*ὁ ἀρχιδάμεν* etc.) der

Leib Christi sey, der wahrhaft reale, nicht phantastische Leib, und dieß soll besonders aus den Worten erhellen *περὶ τοῦ λόγου*, was den Logos als äußere Hülle umgab. Wenn auch *περὶ* cum genitivo sich grammatisch im örtlichen Sinne rechtfertigen läßt, so fühlte der Verfasser selbst, daß anders als *τὸ περὶ τοῦ λόγου* doch nicht wohl in dieser Bedeutung geschrieben werden könne; schwerlich wird auch eine unbefangene Exegese sich dazu verstehen, jenes *περὶ τοῦ λόγου* für etwas Anders, als die parenthetische Angabe des verstandenen Object's (*λόγον intelligo*) zu erklären. Am bestimmtesten ließe sich gegen des Verf. Ansicht das Anfangswort des Briefes *ὁ ἦν ἀπ' ἀρχῆς*, geltend machen, da doch schwerlich der reale Leib Christi wird als etwas Vorweltliches behauptet werden können, ohne etwa in die Träumereien der Aphthoristen zu verfallen; der Verf. fühlte dieß, und begegnete deshalb im Voraus diesem Einwurfe; im Commentar S. 116 erklärt er *ἀπ' ἀρχῆς* für den Anfang, seit welchem Johannes und andere Jesus sehen, hören konnten, mit Vergleichung von Joh. 15, 27. Luc. 1, 7. also den Anfang des Lehrumgangs. Allein man muß entweder die Beweiskraft aller parallelen Ausdrücke läugnen, oder zugestehen, daß das Anfangswort des Evangelii, *ἐν ἀρχῇ*, und des Briefes *ἀπ' ἀρχῆς* einander gegenseitig erklären. Nur von dem vor der Welt existierenden *λόγος* kann hier die Rede seyn, von dessen sichtbarem Erscheinen Johannes als Augen- und Ohrenzeuge Gewißheit gibt, von dessen irdischer Existenz er sich sogar durch den Tastsinn überzeugt hatte. Damit fällt auch der gemachte Einwurf weg, jenes Tasten lasse sich doch gewiß nicht vom Logosgeiste, sondern nur von dessen

realem Körper erklären; allerdings nicht vom Logos als Geist, aber gewiß doch von dessen sichtbarem Erscheinen in der sensuellen Welt, und gerade davon will doch der Evangelist Zeugniß ablegen. Können wir darum in dieser Stelle durchaus keine Polemik gegen den Doketismus finden, so können wir eben so wenig des Versß. kühner Combination beystreten, die Negation des Doketismus sey eigentlich nur indirecter Kampf gegen den Dualismus, und noch weniger dem endlichen Resultat beystimmen, der ganze Brief sey gegen magisch-parthische Gnosis gerichtet gewesen.

Es würde zu weit führen, die übrigen Nebenzeweise des Versß. eben so ins Einzelne zu verfolgen; wir deuten deshalb nur noch einzelne Spuren an, die zur Begründung der aufgestellten Hypothese mit seltenem Scharfsinne noch aus dem Evangelio und den Episteln zusammengestellt sind. Mehrere Einzelheiten der Leidens- und Begräbnißgeschichte sollen darauf berechnet seyn, in dem Körper Christi das Gegentheil von einem bloß apparenten Scheinkörper darzuthun; sogar der den Hochzeitsgästen II, 1 — 11 verschaffte gute Wein widerlege die Ansicht magischer Gnosis, die den Wein für ein Werk Abriamans halte; die Leser des Briefes lebten fern von Judäa, da ihnen selbst die bekanntesten hebräischen Wörter griechisch übersetzt werden müssen; des Thomas geschieht häufiger Erwähnung, der nach der einstimmenden Tradition Apostel des inneren Orients war; auch die apocryphische Ueberschrift ad Parthos deutet auf jene Gegenden hin, und es scheint rathsamer, dem manichäischen Augustin, der für sie am meisten Gewährsmann ist, irgendwie eine Tradition darüber zukommen zu lassen, als auf irgend eine der gewöhnlichen Ar-

ten ihren Ursprung zu erklären. Der Verf. rechnet auf den Totaleffect dieser in einen Brennpunkt vereinigten Beweise; wir können uns demselben aber nicht eher hingeben, als die zu Anfang entwickelten Hauptgründe eine festere hermeneutische Bewährung erhalten.

Wegen der äußern Einrichtung des Ganzen bemerken wir nur noch, daß eine wortgetreue Uebersetzung mit eingestreuten erklärenden Zusätzen vorausgeht (S. 1 — 36), darauf wird in einer vollständigen Untersuchung die Hypothese der magisch-parthischen Gnosis entwickelt (S. 36 — 111), und endlich die aufgestellte Ansicht in einem fortlaufenden Commentar durchgeführt (S. 112 — 278). Die bedeutendsten hierin angestellten Untersuchungen beziehen sich auf die Sühnungstheorie zu B. 7, wo der Anselmischen Satisfaction bestimmt widersprochen wird, auf *ἱλασμός* als Anwendung der Erbarmung ohne den juridischen Versöhnungsbegriff, auf *ἀλπερὺν τὰς ἀμαρτίας*, den Antichrist u. dergl., ohne daß wir dem Herrn Verf. ins Einzelne folgen können.

Dr. R.

L e i p z i g.

Im Verlage der Hahnschen Buchhandlung, 1831: Aeschyli Tragoediae. Edidit Fredericus Henricus Bothe. Volumen posterius. Agamemnon, Choëphorae, Eumenides. 426 Seiten gr. Octav.

Mit diesem zweyten Bande des Aeschylos, welcher den zehnten der vollständigen Sammlung der Hellenischen Dramatiker bildet, ist ein seit 1825 begonnenes Unternehmen vollendet, über dessen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit

in Bezug auf diejenige Sphäre, für welche es von Anfang an bestimmt war, der Erfolg schon hinlänglich entschieden hat. Von den frühern einzelnen Theilen ist schon oft in den kritischen Blättern die Rede gewesen, und auch die Gött. gel. Anz. haben bereits über die vier Bände des Aristophanes Bericht erstattet. Plan und Einrichtung ist bey der Bearbeitung der vorliegenden Aeschylischen Trilogie dieselbe geblieben. Der Herausg. liefert meistens Sacherklärungen nach seiner bekannten Manier. Ueber die Idee der ganzen Dresteta, wie auch der einzelnen Tragödien heben Auszüge aus den wichtigsten Schriften der neuern Zeit die unter den *prolegomenis* der Stücke einen Platz gefunden haben, die Hauptresultate hervor. Auch der Commentar enthält zahlreiche Auszüge aus den Arbeiten der bessern Interpreten.

Der Index, welcher nur das Wichtigere aufführen soll, ist seiner ganzen Anlage nach nicht dazu bestimmt, mit der Wellauerschen Arbeit in die Schranken zu treten. Beide sind brauchbar in ihrer Art.

Der Band enthält ferner noch Zusätze und Verbesserungen zu den neun frühern Bänden, zu Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Diese sind nicht unbedeutend, da sie meistens reifere Ansichten über früher behandelte und zum Theil viel besprochene Gegenstände darlegen. Dieselbe Tendenz hat auch der appendix; continens metra minus usitata Euripidis, in welchem viele neue Versabtheilungen und Versbenennungen zum Vorschein kommen. *Proponuntur etiam (fährt die Ueberschrift fort) nonnullorum locorum novae emendationes, quarum rationem habere jubeo cum lectores, tum criticos, ne carpant, quae jam*

ten ihren Ursprung zu erklären. Der Verf. rechnet auf den Totaleffect dieser in einen Brennpunct vereinigten Beweise; wir können uns demselben aber nicht eher hingeben, als die zu Anfang entwickelten Hauptgründe eine festere hermeneutische Bewährung erhalten.

Wegen der äußern Einrichtung des Ganzen bemerken wir nur noch, daß eine wortgetreue Uebersetzung mit eingestreuten erklärenden Zusätzen vorausgeht (S. 1 — 36), darauf wird in einer vollständigen Untersuchung die Hypothese der magisch-parthischen Gnosis entwickelt (S. 36 — 111), und endlich die aufgestellte Ansicht in einem fortlaufenden Commentar durchgeführt (S. 112 — 278). Die bedeutendsten hierin angestellten Untersuchungen beziehen sich auf die Sühnungstheorie zu B. 7, wo der Anselmischen Satisfaction bestimmt widersprochen wird, auf *ἱλασμός* als Anwendung der Erbarmung ohne den juridischen Versöhnungsbegriff, auf *ἀλπεῖν τὰς ἀμαρτίας*, den Antichrist u. dergl., ohne daß wir dem Herrn Verf. ins Einzelne folgen können.

Dr. R.

L e i p z i g.

Im Verlage der Hahnschen Buchhandlung, 1831: Aeschyli Tragoediae. Edidit Fidericus Henricus Bothe. Volumen posterius. Agamemnon, Choëphorae, Eumenides. 426 Seiten gr. Octav.

Mit diesem zweiten Bande des Aeschylos, welcher den zehnten der vollständigen Sammlung der Hellenischen Dramatiker bildet, ist ein seit 1825 begonnenes Unternehmen vollendet, über dessen Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit

in Bezug auf diejenige Sphäre, für welche es von Anfang an bestimmt war, der Erfolg schon hinlänglich entschieden hat. Von den frühern einzelnen Theilen ist schon oft in den kritischen Blättern die Rede gewesen, und auch die Gött. gel. Anz. haben bereits über die vier Bände des Aristophanes Bericht erstattet. Plan und Einrichtung ist bey der Bearbeitung der vorliegenden Aeschylischen Trilogie dieselbe geblieben. Der Herausg. liefert meistens Sacherklärungen nach seiner bekannten Manier. Ueber die Idee der ganzen Drestica, wie auch der einzelnen Tragödien heben Auszüge aus den wichtigsten Schriften der neuern Zeit die unter den *prolegomenis* der Stücke einen Platz gefunden haben, die Hauptresultate hervor. Auch der Commentar enthält zahlreiche Auszüge aus den Arbeiten der bessern Interpreten.

Der Index, welcher nur das Wichtigere aufführen soll, ist seiner ganzen Anlage nach nicht dazu bestimmt, mit der Wellauerschen Arbeit in die Schranken zu treten. Beide sind brauchbar in ihrer Art.

Der Band enthält ferner noch Zusätze und Verbesserungen zu den neun frühern Bänden, zu Aeschylos, Sophokles, Euripides und Aristophanes. Diese sind nicht unbedeutend, da sie meistens reifere Ansichten über früher behandelte und zum Theil viel besprochene Gegenstände darlegen. Dieselbe Tendenz hat auch der appendix; continens metra minus usitata Euripidis, in welchem viele neue Versabtheilungen und Versbenennungen zum Vorschein kommen. Proponuntur etiam (fährt die Ueberschrift fort) nonnullorum locorum novae emendationes, quarum rationem habere jubeo cum lectores, tum criticos, ne carpant, quae jam

correxerim, ut dies diem docet, praesertim in literarum genere vix renato. Freylich ist das Studium der Metrik unter uns noch nicht so weit gediehen, daß man für alle Erscheinungen und Verhältnisse in den dramatischen und lyrischen Dichtern bestimmte Regeln aufgefunden hätte. Die Ansichten treten noch zu schroff gegen einander auf, wie dieß bey dem Wiederaufleben einer lange vernachlässigten Wissenschaft häufig zu geschehen pflegt. Aber so unbestimmt und willkürlich ist doch Manches jetzt nicht mehr, als der Herausg., der viel Fleiß auf diesen Gegenstand verwandt hat, es machen möchte. Selbst die Gesetze, welche Hermann, der Vater der Metrik als Wissenschaft unter uns, für den einfachen jambischen Senarius, besonders in Bezug auf die Zulässigkeit gewisser Füße, Auflösungen und Cäsuren mit vieler Gewandtheit festgestellt hat, sucht er wieder aufzulösen (S. 419), aber nicht mit so triftigen Gründen, als ein anderer Oppositions-Aufsatz im Classical Journal (Vol. 38. №. 75 von 1828): critical inquiry into the principles and laws of the Grecian tragic poetry. Was ferner die asynartetischen Metra anlangt, so scheint sich der Herausg. in Bestimmung und Composition derselben mehr den Böckhschen Grundsätzen anzuschließen, denen er auch Rücksicht der Nichtzulässigkeit der Wortbreiten und der Zerstückelung der Versreihen. Dieß sowohl wie überhaupt die strophische Theilung vieler Chorgesänge ist noch oft ein Stein des Anstoßes. Um nur ein Beispiel zu führen, so hat der Herausg. in dem Paros der Helena, welcher epodisch ist, und mit Präludium beginnt, die längsten, wie auch sonst, herge-

stellt, abweichend von Matthiä, welcher die alte zerstückelte Versabtheilung im Ganzen wiederholt, jedoch nicht ohne Aenderungen im Einzelnen. Dadurch ist nun allerdings ein höherer Grad metrischer Einheit in diesen melischen Gesang gekommen, aber es ist gewiß noch nicht die ursprüngliche Reinheit und Concinnität darin erkennbar. Ueber die Anordnung der anomästrophischen und paromästrophischen Gesänge (die sogenannten ἀπολελυμένα) möchten wohl die Meinungen noch weiter auseinander treten. Es ist eine sehr schwere Sache, das sich Entsprechende hier immer mit Sicherheit anzugeben; am allerschwersten aber ist es, solche Gesänge zu ordnen, die theils antistrophisch, theils paromästrophisch sind; denn man ist nicht immer gewiß, ob man das sich nicht genau Entsprechende wirklich für paromästrophisch, oder für verdorben halten soll. Und nichts in der alten Literatur ist von den Abschreibern mehr corumpiert, als gerade solche Chorgesänge.

G. F. B.

G ö t t i n g e n.

Augusti Goffers Ph. D. et Gymnas.
Gotting. Conrectoris, de α' particula
commentatio. 1832. 32 S. in Quart.

Diese Abhandlung ward veranlaßt durch das von dem Herrn Director Grotefend angekündigte letzte Examen unsers Gymnasii. Es ist gewiß sehr zweckmäßig für solche Gelegenheitschriften ganz specielle Gegenstände, auch grammatischer Art, zu wählen; da hier eine ausführlichere, und eben daher gründliche, Behandlung

lung derselben an ihrer Stelle ist. Die Aufgabe ist hier, selbst einzelne der feinsten Nuancen der Sprache deutlich zu machen, und daß der Gebrauch der Partikel *av* dazu gehört, ergibt sich schon daraus, daß zwey unserer ersten Grammatiker sich damit beschäftigt haben. Der Verfasser setzt daher zuerst die Meinungen von diesen auseinander. 1. *Hermannii de origine et de significatione particularum av et xev sententia.* 2. *Reisigii de particula av ejusque significatione sententia.* Erst nach diesen trägt er seine eigene Meinung darüber vor. Die Partikel *av* kann überhaupt nur mit dem Verbo construiert werden. Hierin kommt der Verfasser mit Hermann überein, nur aber nicht, wie H. annahm mit allen Modis, sondern nur mit dem Indicativ, dem Conjunctiv, und dem Optativ. Diese geht also nun der Verfasser einzeln durch, und zwar so daß er zeigt welche Tempora die Verbindung mit der Partikel *av* zulassen, welche nicht. Dieß wird aber nicht bloß etwa durch Beispiele dargethan, sondern auch die Gründe werden auseinander gesetzt, weshalb der Sinn sowohl der Partikel, als auch der einzelnen Theile des Verbi diese Verbindung zuläßt, oder nicht. Dieß führt natürlich in die Erörterung der feinsten Nuancen der Grammatik hinein, und wir freuen uns diese Abhandlung als ein Muster dieser Art empfehlen zu können, um so mehr da sie auch durch Klarheit und Correctheit der Sprache sich auszeichnet.

Hn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. May 1832.

Göttingen.

Auch diese Blätter dürfen das Hinscheiden des
den Dichtergreises nicht mit Stillschweigen
übergehen, der auch den ernsten Wissenschaften
würdigte, und in Beziehung auf diese auch dem
Leben angehörte, unter dessen Auspicien, ihrer
Verpflichtung zufolge, sie erscheinen. Doch sollen
es nicht versuchen einige eigene, bald verwelk-
ende, Blumen auf sein Grab zu streuen. Sie
würden, ihrer Bestimmung gemäß, es auf keine
andere Weise thun können, als wenn sie auf
ihre, so eben erschienene, Schrift aufmerksam
würden, welche uns in das Innere dieses hohen
Geistes tiefere Blicke werfen läßt, als nicht leicht
sonst eine Biographie es vermag. Denn nicht
anderer, Göthe selber ist es eigentlich der
ihre spricht, indem ihr Verfasser, der dem
Verstorbenen schon mehrere Jahre voranging, und
in der Schrift der Nachwelt als ein Vermächtniß
überließ, sich bescheiden in den Hintergrund
zurückzieht. Göthe, aus näherem persön-

diese Schrift keine unbedeutende Stelle ein. Sie gewährt uns ein vollkommenes Bild von den Bemühungen der Berliner Behörden und Aerzte, das unabwendbar eingetretene Uebel zu bekämpfen und zu mindern, seine Natur zu erforschen und sein Dunkel aufzuhellen; sie gibt uns eine klare Vorstellung von dem Ausbrechen, dem Umsichgreifen und Erlöschen, von dem Steigen, Wogen und Fallen der Krankheit in einer der größten und bevölkertsten Städte unsers Welttheils. In den zahlreichen theils amtlichen, theils Privat-Mittheilungen, welche sie enthält, finden wir viele vollständige und aufrichtige Angaben, frey von dem Bestreben Thatsachen zu deuteln oder zu umgehen, Glauben für diese oder jene Ansichten zu erzwingen oder zu erschleichen; außerdem eine Summe practischer und wissenschaftlicher Ergebnisse und einen ruhigen Austausch verschiedenartiger Betrachtungsweisen. Wer erkennt nicht mit uns, daß dieses der beste Weg sey wahre Einsicht und wahre Humanität auch im Drange aufregender Ereignisse und verhängnißvoller Zeitumstände zu befördern?

Die erste Nummer dieser Zeitung ist vom 24. September 1831, nachdem die Cholera in den letzten Tagen des Augusts in Berlin ausgebrochen war, und schließt mit der 36. Nummer, dem 26. December, als mehrere Tage hinter einander keine Erkrankungen mehr gemeldet worden waren. Bekanntlich sind auch noch später, in diesem Jahre, verschiedene neue Fälle dazu gekommen, doch scheinen sie bald ohne weitere Folgen vorüber gegangen zu seyn.

Eine genauere Anzeige von dem gemischten Inhalte dieser Blätter zu geben, würde hier unstatthaft seyn; wir begnügen uns auf Einiges aufmerksam zu machen.

Das erste Auftreten der Krankheit in ihren Symptomen und Formen war ganz so wie in den entferntesten Ländern, namentlich in Indien. Besonders gelungen scheint uns der Abriß des Krankheitsbildes von Romberg in N. 1. Derselbe bemerkt in N. 2., daß Cholerafranke nie husten und auch durch starke reizende Mittel nicht dazu gebracht werden können. 'So groß ist die Unempfindlichkeit der Luftröhre und des Kehlkopfs, welche nebst der Klanglosigkeit der Stimme auf ein überwiegendes Leiden des nervus vagus hindeutet'. Ein hierzu passender Beleg wird N. 9. S. 80 erzählt. Ein am Reichen leidendes Kind wird cholerafrank und hustet nun einige Tage nicht wieder; aber beim ersten Hustenanfall beginnt auch die Besserung. Als ein eigenthümliches Ziehen hebt Caspar, N. 26, hervor, daß wenn man bey einem solchen Kranken eine Falte am Halse macht, die Haut stehen bleibt. In N. 21 ist von Dr. Krütschel eine an sich selbst beobachtete Erkrankung und Heilung lehrreich beschrieben. So weit sich aus den verschiedenen Berichten schließen läßt, so war die dortige Cur-Methode im Allgemeinen nach den Regeln der Pathologie und Therapie eingerichtet und deshalb, wo nicht Umstände allzu ungünstig sich stellten, erfolgreich. Specifica und Geheimmittel, heroische oder gar sympathetische Curen finden wir kaum erwähnt. Die von Searle daselbst versuchte anglo-indische Behandlung mit großen Gaben von Opium und Calomel wurde (nach N. 24), als durchaus unbefriedigend, bald wieder aufgegeben. Beachtungswerth ist die N. 20 von Romberg angegebene Reihe von Folgekrankheiten nebst dem dagegen angewandten Verfahren.

Was jedoch dieser Sammlung einen ganz be-

sonderen Werth verleiht, ist die aus ihr jedem Unbefangenen sich aufdringende Ueberzeugung von dem contagiosen Character der Cholera. Wir reden hier nicht von der Art und Weise, wie sie nach der Hauptstadt selbst gelangte. Ueber diesen Vorgang wird unter allen Umständen und allerwärts, vorzüglich in bevölkerten Orten, eine kaum zu entwirrende Ungewißheit herrschen. Man wird sich sehr hüten die Krankheit als solche für vorhanden anzuerkennen, bis sie in ihrer ausgesprochenen, unbestreitbaren Form erscheint. Aber wie viele Fälle gelinderer, zweydeutiger, unberücksichtigter oder verheimlichter Erkrankungen mögen vorangegangen seyn, und wer vermag, nach erfolgter öffentlicher Anerkenntniß, bey allgemeiner Unruhe und Bestürzung, die vielen kleinen, meistens in den untersten Regionen des bürgerlichen Verkehrs, bey Schiffen, Fuhrleuten, Bettlern u. s. w. sich verlaufenden Fäden der Verschleppung rückwärts zu ihrem Ursprung zu verfolgen? Die Uebertragung der Krankheit von Ort zu Ort, obgleich in vielen Fällen deutlich nachweisbar, wird deßhalb in sehr vielen andern unsicher oder die Sache subjectiver Annahme bleiben *). Anders verhält es sich mit dem Fort-

*) Von diesem Gesichtspuncte ausgehend hat Rec. in seiner Schrift über die Cholera deren Marschroute von Indien nach Deutschland zu verzeichnen versucht. Wenn gleich im Stande Schritt für Schritt durch glaubwürdige Auctoritäten zu unterstützen, hat er doch jede weitläufige Discussion, die am Ende nicht mehr überzeugt als die einfache Aussage des Factums, vermieden. Indessen ist bereits in öffentlichen Blättern seine Angabe über die Verschleppung der Cholera nach der Insel Mauritius durch die von Ceylon kommende Fregatte Topaze in Zweifel gezogen worden. Jeden Streit scheuend, zumal über Gegenstände, welche dem Raume und der Zeit nach

Schritt derselben in einer und derselben Stadt von Individuum zu Individuum, von Haus zu

so ferne liegen, erlaubt er sich hier einige Worte darüber beizufügen, die zugleich das oben Gesagte erläutern dürften. Das Schiff kam am 29. October 1819 an, und wenige Wochen darauf brach die Krankheit gewaltig in Port Louis aus. Von den beiden dort fungierenden Aerzten, deren Berichte vorhanden sind, sagt Telfair (Edinburgh med. and surg. Journ. XVII. 519) 'Der Schreck ward allgemein, alle Geschäfte standen still, die Läden wurden geschlossen, die Einwohner flohen auf das Land, die Seuche folgte ihnen'. Etwas später (p. 526) 'Meine eigene Ueberzeugung geht dahin, die Krankheit sey ansteckend und durch die Fregatte *Kopaja* von Ceylon (wo die Cholera gerade herrschte) hergebracht; aber die Parteyen stehen sich hierin so schroff gegenüber, daß ich meine Meinung hier für mich behalte (but parties run so high, that I keep my opinion to myself here). Der andere Arzt *Kinnis*, der für die epidemische Entstehung stimmt, ist doch ehrlich genug anzuführen, daß, obgleich der Fregattenarzt behauptete, es sey während der Ausseifung kein Cholera-kranker an Bord gewesen, doch einer der Medicinalbeamten einen solchen daselbst angetroffen hätte (a. a. O. p. 28, but it should not be concealed, that a medical officer, who had gone on board the same forenoon, saw one man affected with severe vomiting and spasms). Wer möchte es übernehmen, diese Umstände jetzt noch verificieren zu wollen, oder nachzufragen, wie die Krankheit seit Ankunft des Schiffes gleichsam unter der Asche geglimmt, bis sie endlich zu hellen Flammen aufgelodert und viele Tausende hinweggerafft? In dieser so wichtigen Angelegenheit kommt es ja nicht auf das mehr oder minder einzelner Facta an; der Gesamteindruck aller Facta wirkt auf das Gemüth, das keine Hypothese, keine Nebenrückicht zu vertheidigen hat, und das Uebereinstimmende unzähliger Fälle bedingt endlich eine moralische Gewißheit, die nahe an die mathematische gränzt.

Haus, Straße zu Straße, Bezirk zu Bezirk. Findet hier eine Uebertragung wirklich Statt, so muß eine strenge und aufmerksame Controle ihr nachzufolgen und sie darzuthun im Stande seyn. Davon legt nun so wohl die vorliegende als auch die Schleßische Cholera-Zeitung den entschiedensten Beweis ab. Fast alle, welche entweder von dem Verwaltungs-Personale oder von den dirigierenden Hospitalärzten dem Gange der Krankheit folgten, wurden allmählich zu derselben Ueberzeugung hingeführt, welche auch die Breslauer Aerzte mit folgenden Worten aussprechen: 'Wir glauben nach allem dem, was uns so wohl das Studium der Verbreitung der Seuche als eigene Erfahrungen gelehrt haben, die Cholera als eine ansteckende Krankheit betrachten zu müssen (Schleßische Cholera-Zeitung N. 7. 10. Dec. S. 148). Die Belege hierzu über Berlin finden sich zusammengestellt von Oppert N. 7; Pieber N. 12; Wagner N. 18; Blesson N. 5. 30—34 (vergl. auch Horn in seinem Archiv für med. Erf. 1831. V. S. 814—840). Ganz besonders wichtig und belehrend ist der Aufsatz vom Professor Oppert in der Schleßischen Cholera-Zeitung N. 12. S. 281—291: 'Die Cholera in Breslau nach Alter, Ständen, Gewerben, Verbreitung in den Straßen und in den einzelnen Häusern'. Als Resultat derselben führen wir hier die Schlusssätze des Verfassers an: 'Ich kann am Schlusse dieser Arbeit nicht umhin mich dahin zu erklären, daß wenn man nach Einsicht der eben geschilderten Verbreitung der Krankheit hiesigen Ortes, und mit Berücksichtigung der vielen einzelnen, entschieden für Ansteckung sprechenden hieselbst beobachteten Thatsachen, noch

ferner an der Möglichkeit der Fortpflanzung durch ein Contagium zweifelt, es eben so leicht seyn würde, jede Ansteckung überhaupt bey den unter uns als ansteckend geltenden Krankheiten zu läugnen'. Die gleichfalls von Göppert zu Nr. 10 derselben Zeitung beygegebene graphische Darstellung von dem durch die Cholera bewirkten Sterblichkeits-Verhältnisse können wir, ihrer Uebersichtlichkeit wegen, nicht genug loben. Blesson in Berlin hat aus einer mühsamen und scharfsinnigen Vergleichung das Resultat gefunden, daß die Erkrankungen, welche in einem und demselben Hause geschehen, von dem ersten Falle an in einer raschen Progression abnehmen, so daß, wenn z. B. die Gesammtheit der Fälle, nach dem ersten, 100 beträgt, die Zahl der Wiedererkrankungen folgende ist: am ersten Tage 31; am zweyten 20; am dritten 15; am vierten 9; am fünften 8; am sechsten 6; am siebenten 5; am achten 4; am neunten 2; von da sind die wieder eintretenden Fälle immer höchst gering, selten über 1. Es verdient nachgelesen zu werden, wie der Verf. hiernach die abnehmende Intensität des Cholera-Contagiums und die Nothwendigkeit einer 10tägigen oder mindestens 5tägigen Contumaz entwickelt. Von letzterer scheint auch das Preussische Gouvernement vollkommen durchdrungen zu seyn, denn nur hieraus lassen sich die Bestimmungen des Königlichen Edicts vom 31. Januar 1832, wornach von Neuem eine Quarantaine für Menschen und Sachen so wie das Desinfectionsverfahren vorgeschrieben werden, erklären.

Wäre es möglich recht viele numerische Uebersichten von der Verbreitung der Krankheit in den einzelnen Quartieren großer Städte zu er-

halten, wo das Vertrauen der Einwohner den Bemühungen der Behörden entgegenkömmt, wo keine äußere Rücksicht, keine Besorgniß vor Volksthumulten die wahre Gesinnung zu verläugnen nöthigt, so würden gewiß bald die sprechendsten Ueviden über die Fortpflanzung des Uebels durch menschlichen Verkehr vorhanden seyn. Dann möchte auch, um so manches Räthselhafte in seinem Erscheinen zu beseitigen, es nicht mehr für nöthig zu erachten seyn, außer und neben der persönlichen Ansteckung mit Hufeland (in seinem Schluß-Resultat über die Cholera) noch eine atmosphärische Weiterbeförderung anzunehmen, oder mit Bidder (in dem sonst so vortrefflichen und gehaltvollen Aufsage in der Beilage zur allgem. Zeitung für Rußland 10. Dec. 1831. S. 136) zu glauben 'daß der Ansteckungsstoff der Cholera zu den flüchtigen, diffusiblen gehöre, die sich in der Luft auflösen, und daß nun der Luftkreis, zunächst der die Wohnungen der Kranken umgebenden Häuser, bald auch der ganzen Stadt mit dem aufgelösten Contagium in verschiedenen Graden der Intensität erfüllt sey'.

Rec. hält es, abgesehen von allen übrigen schon hinlänglich motivierten Einwürfen gegen die atmosphärische oder tellurische Entstehung, für unvereinbar mit seinen Begriffen von organischer Zeugung, daß das was ein Product eines auf das Höchste gesteigerten Krankheits-Processes ist, auch aus zufälligen und gleichgültigen Atomen zusammentreten könne. Von der andern Seite scheint ihm die Annahme eines mit Contagien erfüllten Dunsfkreises (wie etwa schon Sydenham, Opp. ed. Kühn p. 86. meinte, daß bey einer Pest, wo viele Zeichen vorhanden seyen, die Luft so verderbt werde, ut ad tristissimas

aegritudinis propagationem jam non amplius vel fomite vel personali consortio opus sit) schon dadurch widerlegt zu werden, daß ja die Luft in beständiger Strömung begriffen ist, so daß ansteckende Keime in ihr schnell bis zur gänzlichen Wirkungslosigkeit diluirt werden. Am bestimmtesten spricht aber dagegen die Erfahrung, daß in Städten, wo die Cholera bereits volle Wurzeln geschlagen, ihre Weiterverbreitung nur durch mehr oder minder unmittelbare Berührung und Annäherung bedingt ist. Den Herausgebern und Mitarbeitern der genannten Cholera-Beitungen gebührt das Verdienst die Beweismittel, woraus diese Wahrheit genügend erkannt wird, reichlich mitgetheilt zu haben.

M . . r.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1831: P. Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV. Mit kritischen und erläuternden Anmerkungen von E. C. Chr. Bach, Director am Gymnasium zu Schaffshausen, wie auch Professor der lat. Sprache am daisigen Colleg. hum. und Mitgliede des Schulraths. Erster Band. B. I—VII enthaltend. XII und 362 Seiten in gr. Octav.

Lange genug hat die Gierig-Jahn'sche Bearbeitung der Ovidischen Verwandlungen unter den Handausgaben den ersten Rang behauptet. Jetzt wird ihr dieser durch Herrn Bach, dessen Name der gelehrten Welt bereits durch den Geist der Römischen Elegie, oder Sammlung auserlesener Gedichte des Tibull und Pro-

perz, mit Einleitungen versehen und zum Schulgebrauch herausgegeben (1809) und durch eine brauchbare Recognition des Tibullus mit Notizen (1819) bekannt ist, streitig gemacht. Für einzelne Partien jenes Gedichts war schon seit einiger Zeit in Chrestomathien, z. B. von Seidler, Kaiser, Brorson und zuletzt von Kraft, durch Anwendung einer den Bedürfnissen und dem Nutzen der Schüler entsprechender Erklärungsweise besser gesorgt worden. Herr Bach sucht sich nun den Beyfall der Lehrer und Schüler dadurch zu sichern, daß er, die Gesetze des kritischen Verfahrens mit größerer Strenge und Consequenz befolgend, und die neuern Fortschritte in der Römischen Sprachforschung berücksichtigend, seinem besonders in Bezug auf Worterklärung reichhaltigen Commentare eine durchgängig zeitgemäße Richtung gegeben hat. Allen zu genügen ist hier, wie in andern Dingen, nicht möglich, da die Verschiedenheit der Ansichten über Lehrmethode und über die dadurch bedingte Zweckmäßigkeit der Hülfsmittel, immer zu groß seyn wird, als daß je an eine Ausgleichung oder Vereinigung zu denken wäre. Es kommt hier nur darauf an, wie man die vernünftigen Forderungen befriedigt. Am schwierigsten aber ist es, einen Commentar für Lehrer und Schüler gleich brauchbar und gleich belehrend zu machen; denn die Vereinigung beider Rücksichten bringt die gelehrten und populären Interessen in eine zu heftige Collision.

Was nun die Kritik anlangt, welche in der neuen Ausgabe Hand in Hand mit der Auslegung geht, so hat Hr. B. darin ungleich mehr geleistet, als Gierig, der ursprünglich den Burmannschen Text wiederholte, und nachher darin

nur einzelne Abänderungen zu machen wagte, deren Anzahl freylich zuletzt durch Jahn's verdienstliche Bemühungen bedeutend vermehrt worden ist, namentlich wenn es darauf ankam, wohlbegründete Lesarten der Handschriften und alten Ausgaben wieder zurückzurufen. Die ältern Herausgeber haben nämlich zu oft außer Acht gelassen, daß die Metamorphosen von dem Dichter selbst nicht durchgeseilt und in allen Einzelheiten vollendet sind. Deshalb hat vielleicht kein Gedicht so viel Verbesserungs-Vorschläge unter geistreichen Kritikern veranlaßt, als gerade dieses. Bald (bemerkt der Herausg. sehr richtig) war es die Einfachheit und Nüchternheit des Ausdrucks, die zu Substituierung eines glänzenden und gewähltern verleitete; bald war es das Spiel des Witzes und der Phantasie, die sich anscheinliche Pleonasmen und Tautologien erlaubte, und die man durch Aenderungen zu entfernen suchte; bald waren Verse stehen geblieben, die der Dichter, hätte er selbst die letzte Felle anlegen können, gewiß getilgt haben würde, und diese erregten den Verdacht der Unechtheit, mithin die Lust, sie wirklich zu verdrängen. Kurz die Kritik kann nicht vorsichtig genug bey Ovid verfahren; und nichts kann einen neuen Bearbeiter mehr empfehlen, als eine treue Anhänglichkeit an die bewährtesten schriftlichen und gedruckten Urkunden. Der vorhandene kritische Apparat ist zu diesem Zwecke von dem Herausg. durch die Benutzung von glaubwürdigen Collationen der Baseler und Leipziger Codices (die letzten durch Jahn), des Rheinauer Codex, und anderer Subsidien, über welche der zweyte Band Bericht erstatten, und einen Nach-

trag von Bemerkungen von Döhrner nachliefern soll, reichlich vermehrt worden.

In Rücksicht auf Auslegung behandeln die Anmerkungen vorzugsweise das Sprachliche, 'sowohl das Eigenthümliche der dichterischen Einleidung und Redeweise, als besonders der poetischen Grammatik und Versbildung' und verweisen zu diesem Behufe auch häufig auf die neuesten Hülfsmittel dieses Faches, namentlich auf Ramshorn's und Zumpt's Grammatiken ic. In der Orthographie ist der Herausg. hauptsächlich Grotendorf's und Schneider's Regeln gefolgt, die indessen noch zu wenig strenge Consequenz begründen, und noch Vieles zur festeren Bestimmung übrig gelassen haben. Ausführliche Sacherklärung, genauere Entwicklung und Auslegung der Mythen schließt der Commentar aus, der sich in dieser letztern Rücksicht nur auf Nachweisung der Mythen bey andern alten Schriftstellern, was schon die frühern Erklärer umständlicher gethan haben, beschränkt. Indessen ist doch eine vernünftige Ansicht und Deutung der Mythen schon für die Jugend höchst wünschenswerth, die vermittelt der Metamorphosen zuerst in den Mythenreichthum der alten Welt eingeführt wird. Und wo findet man bessere Gelegenheit dazu, als in dieser höchst sinnreichen Ovidischen Mythenzette, welche in der schönsten Auswahl die wichtigsten Hellenischen Traditionen kunstvoll an die Römischen anreicht, und bis auf den Julischen Herrscherstamm herabführt? Ferner bildet die Erforschung der Quellen, die Ovid materiell und poetisch als Grundlage seiner Dichtungen benützt hat (z. B. die Schriften der Hellenischen Naturphilosophen und der Alexandriner) nach Wellmann's Leistungen de causis et aucto-

84. St., den 26. May 1832. 839

ribus narrationum de mutatis formis (1786)
noch einen der anziehendsten Punkte in der Al-
terthumswissenschaft.

G. H. B.

T u r i n.

In der Königl. Drucker. *Memorie della Reale Accademia delle Scienze di Torino.* Tomo XXXII. 177 und 515 S. 1828. Tomo XXXIII. 666 S. 1829.

Der Band XXXII enthält außer der Darstellung der Beobachtungen, welche in den Jahren 1822 bis 1825 auf der Königl. Sternwarte zu Turin gemacht worden sind, nur eine Abhandlung über die astronomische Strahlenbrechung von Plana, in welcher der Verfasser vorzüglich die von verschiedenen Mathematikern gegebenen Formeln mit einander vergleicht, und ihren Werth beurtheilt. Was den andern Band betrifft, so enthält derselbe folgende Abhandlungen: Ueber die microscopischen Thierchen oder die Infusorien von Mathäo Bosana. Ist die Fortsetzung einer Arbeit über denselben Gegenstand, die im 29ten Bande dieser Memoiren abgedruckt worden, und die Polymorphen behandelte, während die vorliegende Schrift sich mit den Monomorphen beschäftigt. Vergleichung der Beobachtungen von Dulong über die brechenden Kräfte der Gasarten, mit den Formeln, welche die Relationen dieser Kräfte mit der aus der specifischen Wärme abgeleiteten Verwandtschaft zum Wärmestoff angeben, von Avogadro. Bezeichnet man durch P die brechende Kraft eines Körpers im gasförmigen Zustande, durch A seine Verwandtschaft zum Wärmestoff,

Erwähnung dieser Entdeckung bedeu-
tig, weil man bis jetzt das Ma-
einigen Orten in Siebenbürgen u-
rien in größeren Massen vorfand,
selbe in Verbindung mit Kohlensä-
Körpern vorkommt, gewöhnlich in
des kohlensauren Eisens. Die zu
der Stura in Piemont aufgefunden
dieses Minerals besitzen ein specifis-
von 3,055 bis 3,6. Bemerkung
Fossilien in Savoyen von Bors-
suchung der Asche des Vesuvius vo-
des Jahrs 1822 von Joseph La-
suche über die Electricität des Spe-
Schleimes, und des Eiters von Be-
Bemerkungen über das Gesetz zwisch-
stigkeit und der Dichtigkeit der Lu-
Compression derselben ohne Statt fin-
lust von Wärmematerie; und über
sch, welches die specifische Wärm-
bey verschiedener Temperatur und

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 28. May 1832.

Göttingen.

S. M. der König haben gnädigst geruht, dem bisherigen Privat-Dozenten Herrn Dr. C. A. W. Himly zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät zu ernennen.

Copenhagen.

Prostant in libraria Schubothiana: Frederici Münteri, Episcopi Selandiae et Ordinum Regiorum Equestrium, Primordia Ecclesiae Africanæ. MDCCCXXIX. 272 S. in Quart.

Die Schrift hat eine eigene Veranlassung. Im J. 1817 gab die theologische Facultät zu Copenhagen die Preisfrage auf: ut, investigatis Ecclesiae Africanæ originibus, enarrentur incrementa ejusdem usque ad finem sæculi secundi. Die Frage blieb von Seiten der Xironen unbeantwortet. Aber sie veranlaßte einen Veteranen in der theologischen Gelehrsamkeit,

den zu jeder gelehrten Untersuchung aufgelegtem und wohlgerüsteten Bischof Münter, zur Ausarbeitung vorliegender Schrift, die er eben in Erinnerung jener Veranlassung der theologischen Facultät in Copenhagen gewidmet hat.

Der Gegenstand ist schwierig und bedeutend genug, um von einem so ausgezeichneten Gelehrten von neuem untersucht zu werden. Die Wichtigkeit der Africanischen Kirche, die Dunkelheit ihres Ursprungs, der Einfluß ihrer großen Lehrer Tertullian, Cyprian, Augustin auf die gesammte Kirche ist bekannt. Bischof Münter war um so geeigneter und geneigter, sich dieser speciellen Untersuchung zu unterziehen, da sie sich an seine früheren Forschungen über die Religion der Carthager gleichsam pragmatisch angeschlossen, und er dabey auf bekanntem Grund und Boden blieb. Und wie Münters eigenthümliches Talent die specielle antiquarische Forschung ist, diese Untersuchung aber gerade dieses Talent ganz besonders in Anspruch nimmt, so stimmt auch von dieser Seite alles zusammen, um ein ehrenwerthes Werk theologischer Gelehrsamkeit hervorzubringen.

Der Verf. hat dankbar die früheren Arbeiten von Steph. Ant. Morcelli (*Africa Christiana* 1816), dem Engl. Bischöfe Joh. Kaye (*Historia Ecclesiae saec. 2. et 3 ex Tertulliano illustrata* 1826) und Dr. Neander (*Antignosticus, Geist des Tertullian u. s. w.*) benutzt. Die ältere Schrift von P. A. Sanchez *Hist. Eccl. Afric.* 1784 bedauert er nicht haben benutzen zu können. Aber die Benutzung so bedeutender Vorarbeiten hindert den Verf. nicht, überall wo möglich frisch aus den Quellen zu schöpfen, und so auch Eigenthümliches und manches Neue zu geben. Besonders verdienstlich ist in dieser Hin-

sicht der Anhang, worin der Verf. die *Acta Proconsularia martyrum Scillitanorum*, die *Passio ss. Perpetuae et Felicitatis c. sociis earum* und das *Kalendarium Carthaginiense* mit dem kritischen und historischen Apparate der früheren berichtigt und durch eigene Anmerkungen bereichert hat abdrucken lassen.

Der Verf. fixirt als Grenze der *Primordia Eccl. Afric.* die Erhebung Cyprians zum Bischofe von Karthago. So gewinnt der Verf. ein Ganzes, das wenigstens auf der einen Seite einen sicheren Grund und Boden hat. Es fehlt dieser Art, die Ursprungsperiode abzuschneiden, nicht an innerer Nothwendigkeit, aber der Verf. weist sie nicht nach.

Der Gang der Untersuchung und ihre Hauptmomente sind kurz folgende:

Nachdem Kap. 1. der geographische Umfang und der ethnographische Inhalt der Africanischen Kirche bestimmt, und Kap. 2. ein kurzer Abriss der Punischen Religion gegeben worden ist, zeigt der Vf. Kap. 3. u. 4., daß die Africanische Kirche nicht apostolischen Ursprungs, sondern wahrscheinlich Ende des ersten oder Anfang des zweyten Jahrhunderts von Rom aus gestiftet sey. Ich gestehe, daß mir die von dem Verf. angezogenen Beweisstellen nicht die Beweisraft zu haben scheinen, die er ihnen beylegt. Ein eigentliches, klares und bestimmtes Zeugniß findet sich für jene Vermuthung gar nicht. Die spätere Tradition in der Africanischen Kirche und die bestimmte Anmaßung der Römischen Bischöfe beweisen um so weniger, da auch noch zu Augustins Zeiten die freylich sehr dunkle Vorstellung vorkommt, der christliche Glaube sey nach Africa aus dem Morgenlande gekommen. Man muß am Ende gestehen, daß sich darüber nichts hi-

storisch Gewisses wissen lasse. — Kap. 5. sucht der Verf. die Anzahl der Christen in Africa zu Tertullians Zeiten ungefähr zu bestimmen, und gibt Kap. 6. ein Namenverzeichnis der Africanischen Kirchen, Bischöfe und Cleriker zur Zeit des Carthagischen Bischofs Agrippinus und des Tertullian. Kap. 7. beschäftigt sich mit den kirchlichen Gebäuden, den Römereien der Africanischen Kirche. Kap. 8 — 11 enthält eine Darstellung der älteren Africanischen Hierarchie, worauf dann Kap. 12 der finanzielle Zustand des Africanischen Clerus aneinander gesetzt, und Kap. 13 die christliche Sitte jener Zeit geschildert wird. Kap. 14 beschreibt den Nerus der Africanischen Kirche mit auswärtigen, aber nur in kurzen Notizen. Von Kap. 15 bis 24 schildert der Verf. den religiösen und theologischen Zustand der Africanischen Kirche genauer. Der Kanon der heil. Schrift, die alten Lateinischen Uebersetzungen, die öffentliche Kirchenlehre, der Cultus, die Disciplin werden erörtert; darauf werden die Häresien in der Africanischen Kirche jener Zeit beschrieben, Tertullian, die Montanisten geschildert; zuletzt wird der Streit über die Keßertaufe erzählt, und die Africanischen Synoden bis auf Cyprian aufgeführt. Hierauf folgt Kap. 25 — 30 die Beschreibung des Kampfes der Africanischen Kirche nach Außen, mit dem feindlichen Juden: und Heidenthum. Der Verf. schildert die Verfolgungen vor und unter Severus, das Martyrthum in diesen Verfolgungen, endlich die Africanischen Apologeten Tertullian und Cyprian. Zum Schluß, Kap. 31, wo man ein Uebergehen von dem Besonderen in eine allgemeine Betrachtung erwartet, gibt der Verf. einen kurzen, zusammenhangslosen Ueberblick über die spätere Geschichte der Africanischen Kirche

mit kurzen, zufälligen literarischen Nachweisungen.

Münters theologische Arbeiten haben alle mehr den Character des gelehrten Fleißes, der sorgfältigen Sammlung und Beachtung des Einzelnen, als den der critischen Penetration und der pragmatischen Auffassung. Die gelehrte Sammlung und Beachtung des Einzelnen ist auch in diesem Werke das Schätzbarste. Lebendige Darstellung, geistvolle Erhebung über den Stoff, scharfe, erfindende Kritik vermissen wir. Was das Letztere betrifft, so bemerken wir nur, daß der Verf. Kap. 4 als Augustinisch folgende Stellen aus Epist. 178. (*Altercatio cum Paacento Ariano*) anführt: *Aut enim licebit (nämlich praeterquam, quod scriptum est, in defensione fidei nominare) et nulla, maximo Graecis, ubi fides orta est, denegabitur, aut non licebit.* Die Rede ist von dem Ausdruck *ὑποπόριον*, der nicht in der Schrift steht. Aber um Sinn in der Stelle zu finden, muß man, geschweige die stillschweigend von uns geänderte Interpunction, mit den Benedictinern nulli lesen. Münter citiert ferner aus jener Schrift gegen das Ende: *si enim licet dicere non solum barbaris lingua sua, sed etiam Romanis SIHORA ARMEN, quod interpretatur: Domine miserere! cur nonliceret in conciliis Patrum in ipsa terra Graecorum, unde ubique destinata est fides, lingua propria homousion confiteri rel.* Hier hätte sich geziemt, die verschiedene Lesart des seltsamen *sihora armen* aus der Benedictinerausgabe anzuführen. Es wird gelesen *Shroia armen, Koroia armes, Fhrota armes.* Und bey Du Fresne findet sich die scheinbare Conjectur *Her thig forbarne*, wie Stephanus Ste-

phanus zu Saxo Grammaticus, bemerkt. Aber die Hauptsache ist, daß die Benedictiner den Verf. hätten belehren und völlig überzeugen können, daß die ganze Altercatio augenscheinlich unecht sey und ein späteres Nachwerk. Eben wegen jenes offenbar Gothischen Miserere in Rom kann die Schrift wohl nicht vor dem Anfange des 6ten Jahrhunderts geschrieben seyn. — Es ließe sich noch manches andere bemerken, woraus hervorgeht, daß dem Werke die critische Schärfe und Genauigkeit fehlt. Aber in Erinnerung, daß wir es mit einem bereits Abgeschiedenen zu thun haben, wollen wir, statt die Mängel des vorliegenden Werkes aufzusuchen, lieber dankbar und wehmüthig zugleich erwägen, was für einen durch rühmliche Werke vielumfassender Gelehrsamkeit ausgezeichneten und verdienten Theologen, die Evangelische Kirche Dänemarks und Deutschlands an Münster gehabt und verloren hat. E.

B e r l i n.

Bey C. W. Fröhlich u. C. 1832. auf 109 S. gr. 8. Anton Augustin und sein civilistischer Nachlaß. Eine Erinnerung an ihn wie an seine Verdienste um das Civilrecht von Dr. Chr. Ludw. Neuber.

Der Erzbischof von Tarragona, Ant. Augustinus, welchen man schon so oft zu einem Italiäner gemacht hat, und freylich nicht ohne Schein, da er das mittlere Drittel seines Lebens in Italien zugebracht und in diesem Lande sich als Schriftsteller auszuzeichnen angefangen hatte, ist vielleicht von allen Civilisten des sechzehnten Jahrhunderts der Einzige, welchem schon im vorigen Jahrhundert die Ehre widerfahren ist, daß man ein eigenes Buch in deutscher Sprache über ihn geschrie-

ben hat. Freylich war es nur ein einzelner Abdruck eines Aufsatzes im Gotha'schen Mag. d. Künste u. Wissenschaften B. II. Der Verfasser, der sich unter der Vorrede nur mit dem Anfangsbuchstaben unterzeichnet, war Christ. Jac. Wagenseil, der hauptsächlich den Mayansius benutzte, nur noch mit einigen Blumen wie sie 1779 Rode waren. Er spricht zwar von den engen Grenzen seiner Arbeit, aber doch auch davon daß er Lust gehabt habe den Catalog von Augustinus Bibliothek, der in der Literaturgeschichte noch neuerlich erwähnt worden ist, mit abdrucken zu lassen. Auch Hr. D. N., welcher sich schon 1806 um den ältern Theil der civilistischen Literaturgeschichte durch seine juristischen Classifier verdient zu machen gesucht hat, geht nicht darauf aus, Alles zu sammeln und zu sichten was über A. gesagt worden ist, wo namentlich der von Andreß erst noch 1804 herausgegebene Band Briefe manche Nachträge zu den früheren Lebensbeschreibungen geliefert hätte. Die Hauptsache sind, und dieß fängt *et* an, die Nachrichten von sieben (zwey postuma mitgerechnet) in das Civilrecht einschlagenden Schriften Augustin's, mehr den verschiedenen Ausgaben nach, als nach ihrem Werthe, so wohl an sich als für die damalige Zeit. Von den Ausgaben bemerkt der Vf. bey mehreren, daß er sie selbst besitze oder sie bey Savigny oder auf der Berliner Bibliothek gesehen habe, umgekehrt aber auch wohl, daß sie ihm noch gar nicht vorgekommen seyen. Eine der merkwürdigsten Curiositäten, die hier erwähnt werden, ist ein auf der Berliner Bibliothek befindliches Exemplar einer Ausgabe der ganzen *emendationes et opinionones* zu Lyon 1574, welches der ehemalige Prediger Widelind in Berlin, weil bey der Zahl 7 ein Fehler bey dem Abdrucke (ein Druckfehler im eigentlichen Sinne des Wortes) vors

kommt, für eine Ausgabe vom Jahre 1534 gehalten hat. So ausgemacht es nun ist, daß es keine Ausgabe von diesem Jahre geben kann, so sonderbar ist es doch, daß schon Mayansius und so auch Wagenseil (in dem besonderen Abdruck S. 46) eine Ausgabe mit dieser Jahrzahl anführen und Brendmann das Alter von Augustin, als dieser das Buch geschrieben habe, so angibt, daß es doch noch eher zu 1534, aber durchaus nicht zu der wahren Jahrzahl der ersten Ausgabe, nämlich zu 1543 paßt. Dieser letzte Fehler, welchen Wagenseil S. 18 ungenau anführt, aber richtig verbessert, mag seiner Veranlassung nach dahin gestellt bleiben, und nur ein Beispiel mehr seyn, wie die Jahrzahlen, und die Jahre des Alters auch in der gelehrten Geschichte nicht immer zu einander passen; hingegen daß Widenkind 'außer allem Zusammenhang' mit Mayansius geirrt habe, wie es hier S. 57 heißt, ist so ausgemacht nicht, denn wie leicht kann auch Mayansius ein Exemplar gehabt haben, wo die Zahl 7 wie eine 3 aussah? Ein Fehler der Letter veranlaßt ja gar leicht auch einen schmierigen Abdruck oder einen sogenannten Wösch. Unsere Bibliothek hat übrigens diese sonst nicht merkwürdige Ausgabe nicht, daß ein Abdruck mehr die Vermuthung wahrscheinlicher oder unwahrscheinlicher machen könnte. — Als Gegensatz von Dem, was neulich bey der Anzeige des letzten Bandes von Savigny bemerkt worden ist, daß dort dem Polizian nicht volle Gerechtigkeit zu widerfahren scheine, mag hier noch S. 53 ausgezeichnet seyn, wo umgekehrt auch die Ausgabe von Laurellus in ihren wichtigsten Verbesserungen fast bloß das Verdienst dieses seines Vorgängers seyn soll.

Hugo.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.

Den 31. May 1832.

G ö t t i n g e n.

Herr Baurath Fr. Heger zu Darmstadt, welcher im Jahre 1818 in Verbindung mit mehreren andern Architecten, namentlich mit Herrn Thürmer (jetzt Professor in Dresden) und Herrn Hübsch (Baurath in Carlsruhe), eine Reise nach Griechenland unternommen hatte, um die Griechischen Architecturdenkmähler an Ort und Stelle zu studieren, hat der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaften durch den Unterzeichneten eine schriftliche Abhandlung mit dem Titel: Der Tempel der Minerva genannt Parthenon, mit XII Kupfertafeln, vorgelegt, für welche der Verf. schon damals in Athen die wichtigsten Vorarbeiten gemacht hatte, an deren Vollständigung und der Herausgabe des Werks ihn bis auf die letzten Jahre Berufsgeschäfte verhindert haben. Damals, als Herr Heger sich in Athen aufhielt, war das Technische dieses herrlichsten unter allen Griechischen Bauwerken noch wenig untersucht und durch kundige Archi-

recten erläutert worden, indem das große und treffliche Werk von Stuart gerade darin sehr viel zu wünschen übrig läßt; seit der Zeit sind freylich in dem zweyten Theile der neuen Ausgabe von Stuart (von 1825) Mittheilungen über den constructionellen Theil des Baues gemacht worden, welche durch Gründlichkeit und Genauigkeit auf einen der alten Architectur wohl kundigen Verfasser schließen lassen und in vielen Theilen mit den Messungen und Untersuchungen von Herrn Heger übereinstimmen; wir verweisen die unserer Leser, welchen diese Englische Ausgabe nicht zugänglich ist, auf die in Darmstadt erschienene deutsche Uebersetzung, welche alle diese Zusätze mit aufgenommen hat. Bd. I. S. 293 ff. Auch hat Brøndstedt, im zweyten Bande seiner *Voyages et Recherches dans la Grèce*, pl. 38., einen von Codreri aufgenommenen und restaurierten Plan des Parthenon herausgegeben, welcher in mehreren Puncten, namentlich in Betreff der Disposition der Marmorplatten, welche den Fußboden bilden, meistens mit den Hegerschen Aufnahmen und Untersuchungen zusammentrifft; jedoch haben die letztern auch hierin manches Eigenthümliche, und liefern überdies so manches noch ganz unbekannte Detail, verdeutlichen dieß durch genaue Risse und Zeichnungen, entwickeln auch zuerst die technischen Eigenheiten und constructionellen Motive des Baues im Zusammenhange: so daß es gewiß sehr zu wünschen ist, daß das uns im Manuscript vorliegende Werk bald im Druck, auf eine würdige Weise ausgestattet, dem gesammten kunstliebenden Publicum vorgelegt werden möge. Wir wünschen dieß um so mehr, da die Arbeiten über das Parthenon, welche ein anderer deutscher Architect, der im J. 1817 in Aethalien verstorbene Baron Haller

von Hallerstein, ausgeführt hatte, dem Publicum nicht von dieser Seite mitgetheilt werden sollen, indem der in Nürnberg lebende Bruder des Verstorbenen, welcher die Herausgabe der übrigen Papiere mit ausnehmender Sorgfalt vorbereitet, die Bekanntmachung aller architectonischen Untersuchungen dem Englischen Architekten Goderell überlassen will, mit welchem Haller jene zum größten Theile gemeinschaftlich angestellt hatte.

Um nun zu einer nähern Beschreibung des Werks überzugehen: so enthält der Text desselben, nach einer die Geschichte des Parthenon kurz erörternden Einleitung, erstens eine genaue Beschreibung des Zustandes in dem sich der Tempel im J. 1818 befand, wobey alle für die Construction wichtigen Theile besonders ins Auge gefaßt werden; dann eine Ergänzung des Tempels nach seinem ursprünglichen Zustande, wobey der Verf. von dem Grundplane aufsteigend auch die Decke und Bedachung, so wenig Spuren auch auf die Beschaffenheit dieser Theile schließen lassen, möglichst genau zu bestimmen sucht. Von den dazu gehörenden Zeichnungen soll das erste (uns nicht vorliegende) Blatt eine perspectivische Ansicht der Ruine geben; das zweyte, besonders wichtige, gibt die Disposition der Stufen und Marmorplatten, welche den Fußboden bilden, in dem von dem Vf. vorgefundenen Zustande, Tafel III. u. IV. Details der Gebälk- und Dach-Construction, Taf. V Details über die Verbindung und Verklammerung der einzelnen Quader, Tafel VI einen restaurierten Grundriß des Tempels, Taf. VII. VIII. IX einen Aufriß der Vorderseite, einen Querdurchschnitt und Längendurchschnitt des restaurierten Tempels, X. eine Restauration der Decke und des Dachs, X. XI Des

teils über die Goffiten des Plafonds und die Verbindung der Dachziegel; T. XII war nicht unter den uns mitgetheilten Blättern.

Ohne uns nun an die Folge der Kapitel des Textes oder der Zeichnungen genau anzuschließen, wollen wir in der Absicht, das Interesse der Leser für die Arbeiten Herrn Hegers anzuregen und zu steigern, einige von den Aufschlüssen kurz bezeichnen, welche wir durch das vorgelegte Werk über diesen classischen Bau erhalten.


Das Fundament des Parthenons besteht aus Quadern von Muschelschale, welcher, leicht zu behauen, sich an der Luft verhärtet; dagegen ist Alles an diesem Bau, was über der Erde hervortritt, Penthelischer Marmor, aus welchem auch die Platten des Fußbodens durchweg bestehen. In der Mitte der Cella jedoch tritt in einem viereckigen Raum, der zwar nur an einer Ecke untersucht werden konnte, aber sich auf 24 Fuß in der Breite and Länge berechnen läßt, der lebendige Fels der Akropolis hervor (wo Cocherell und, nach einem unter den Papieren Hallers befindlichen Plane, auch dieser Architect Quader von Euf zu erkennen glaubte); es ist die Stelle, wo das colossale Bild der Pallas aus Gold und Elfenbein gestanden haben muß. Gewiß wird man, wenn auch neuen Untersuchungen mit Begierde entgegensehend, doch im voraus für die Vorstellung eingenommen seyn, daß die an Colossalität wenigen Statuen in Griechenland, an Kostbarkeit keiner andern weichende Pallas des Phidias hier unmittelbar auf einen planierten Vorsprung des Burgfelsens selbst gestellt war, um durch ein solches Fundament allem Weichen und Wanken möglichst entzogen zu seyn.

Daß nun der Tempel aus einem alle vier Seiten umschließenden Säulenumgange (Pteros

ma), aus einer dahinterliegenden zweyten Säulenhalle an den beiden schmalen Seiten gegen Osten und Westen, aus der Haupt-Cella und der Nach-Cella (Opisthodomos), welche sich westlich an jene anschloß, bestanden habe, darin stimmt der Plan von Herrn Heger völlig mit dem Stuart'schen und Codere'll'schen überein. Zwischen den Säulen jener zweyten Halle hat Herr Heger Spuren der Befestigung eines bronzenen Geländers (clathra) gefunden, welches diese Halle von dem Säulenumgange absonderte (vergl. auch Stuart in der deutschen Ausg. Bd. I. S. 337. 345); dadurch wurde das προνήϊον gebildet, in welchem nach den auf Stein erhaltenen Verzeichnissen auch ein Theil der Weihgeschenke des Parthenon aufbewahrt wurde (Corp. Inscr. p. 176).

Die Säulen des Umganges und dieser Hallen bestehen aus neun oder zehn übereinander gesetzten Steinblöcken; ein Block bildet das Capital nebst dem Halse, dessen Fuge gegen den Schaft durch einen Einschnitt markiert ist. Die andern Fugen sind aufs sorgfältigste geschliffen und noch jetzt so dicht, daß, wo nicht Ecken abgesprengt sind, das Auge sie kaum erkennen kann. Die Cannelierung der Säule ist nach der Ansicht des Verfs. erst gearbeitet worden, nachdem die einzelnen Steinblöcke schon übereinander gesetzt waren. Dieß stimmt auch sehr wohl mit der architectonischen Inschrift über den Tempel der Pallas Polias (welche wir noch, wo möglich, von Herrn Heger berücksichtigt zu sehen wünschten) überein, in welcher schon aufgestellte Säulen deutlich als noch nicht canneliert, ἀρράβδωτοι, bezeichnet werden (Corp. Inscr. p. 277).

Die Mauern bestehen theils aus hindurchgehenden, theils aus in der Mitte zusammenstoßenden Steinblöcken, welche im Innern der Mauer

alle unter einander durch theils liegende, theils stehende Klammern verbunden sind. Diese Klammern, über welche der Text und die Zeichnungen sehr genaue Auskunft geben, haben diese Form ; sie bestehen aus geschmiedetem Eisen und sind mit Blei vergossen. Die Zusammenfügung der Steine ist so genau, die Verklammerung so fest, daß das Gebäude offenbar berechnet war, den Einwirkungen der Natur eine Reihe von Jahrtausenden zu trotzen; noch jetzt, nach so manchen Erdbeben, nachdem der Tempel durch die Explosion einer Bombe zur Hälfte zerstört, und sonst durch Menschenhände vielfach verletzt ist, liegen die Akroterien-Steine, welche die Schräge des Dachs an den Ecken der Frontons durch eine horizontale Fläche abschließen, zum Theil im vollkommensten Niveau. Löcher, welche zum Heben und Versetzen der Quader gedient haben könnten, findet man nicht; ohne Zweifel ließ man bey der ersten rohen Bearbeitung der Quader vorspringende Zapfen stehen, welche zum Umlegen der Seile dienten, und dann, wenn die Quader dadurch an ihre Stelle gesetzt worden waren, abgeschliffen wurden. Solche Zapfen finden sich noch an Sicilischen Tempeln, welche der letzten Vollendung entbehren; wir fügen hinzu, daß nach der Inschrift vom Tempel der Polias auch das Schleifen der Flächen (das *λείν*, *καταλείν*) nicht an den einzelnen Steinen, sondern an der stehenden Mauer im Ganzen besorgt wurde (*τὸν τοῖχον τὸν πρὸς νότον ἀνέμων ἀνατάσσον*, §. 6. bey Böckh). Wie alle sichtbaren Flächen, so sind auch die im Innern der Mauer befindlichen Horizontalflächen, die sogenannten Lagerfugen der Quader, geschliffen; an den Verticalflächen dagegen, welche man Stoßfugen nennt, sind die Steine nur am Rande

in der Breite von einigen Zoll poliert, in der Mitte dagegen rauh bearbeitet (mit einem feinen Hammer gestockt), welche Art der Bearbeitung man bey den Steinblöcken der Säulen auch in der Mitte der Horizontalfugen angewandt findet, wahrscheinlich aus dem Grunde, damit ein sehr feiner Kitt hier um so fester haften könne. Das bey erinnert sich der Ref. an die in der eben erst angeführten Inschrift vorkommenden Steine (ob von der Mauer oder dem Gebälke, lassen wir hier dahin gestellt), bey denen die Fuge der einen Seite und die Fugen der Rückseite als unvollendet angegeben werden (τοῦτων ἐνάντιον οὐκ ἐτελείεσθαι ὁ ἄρμος ὁ ἔτερος οὐδὲ οἱ ἐπιδεν ἄρμοι, §. 10. bey Böckh), und wirft die Frage auf, ob diese ἄρμοι nicht eben diese polierten Ränder der Stoßfugen bezeichnen. Da doch an jeder Stoßfuge vier solche Ränder sind: so kann die Mehrzahl der ἐπιδεν ἄρμοι nicht befremden; auf der andern Seite begreift man aber, warum die eben so beschaffenen Fugen der rechten und linken Seite durch den Singular bezeichnet werden; nämlich um die eine Seite der andern durch ὁ ἔτερος ἄρμος entgegengesetzt zu können. Der Steinmeh, denken wir uns, hatte den Quader bisher bloß auf einer seiner Flächen vor sich liegen gehabt, um auf der entgegengesetzten die Stoßfuge zu bearbeiten; der Stein mußte aber noch zweymal umgewandt werden (was nicht ohne Vorsicht geschehen durfte), um die andern ἄρμοι zu erhalten; die Politur der vierten oder äußern Seite erhielt er erst zuletzt mit der ganzen Mauer. Doch wird sich auch für die Meinung Manches sagen lassen, daß ἄρμοι die rechtwinklichen Einschnitte in den Stein bezeichne, in welche dann die oben erwähnten eisernen Klammern eingelassen wur-

Es ließe sich noch manches andere bei
aus hervorgeht, daß dem Werke
Schärfe und Genauigkeit fehlt. 2
nerung, daß wir es mit einem I
schiedenen zu thun haben, wollen in
Mängel des vorliegenden Werkes
lieber dankbar und wehmüthig zugl
was für einen durch rühmliche B
fassender Gelehrsamkeit ausgezeichnet
dienten Theologen, die Evangelische
nemarks und Deutschlands an Ruh
und verloren hat.

B e r l i n.

Bei E. W. Gröblich u. C. 1832.
gr. 8. Anton Augustin und sei
scher Nachlaß. Eine Erinnerung
an seine Verdienste um das Civi
Dr. Chr. Ludw. Neuber.

Der Erzbischof von Tarragona,
austinus, welchen man schon so

n hat. Freylich war es nur ein einzelner Abdruck
 nes Aufsatzes im Gothaischen Mag. d. Künste
 Wissenschaften B. II. Der Verfasser, der
 h unter der Vorrede nur mit dem Anfangsbuch-
 sten unterzeichnet, war Christ. Jac. Wagens-
 il, der hauptsächlich den Mayansius benutzte,
 er noch mit einigen Blumen wie sie 1779 Mode-
 aren. Er spricht zwar von den engen Grenzen
 iner Arbeit, aber doch auch davon daß er Lust
 hab habe den Catalog von Augustinus Bi-
 othek, der in der Literaturgeschichte noch neuerlich
 wähnt worden ist, mit abdrucken zu lassen. Auch
 r. D. N., welcher sich schon 1806 um den äl-
 rn Theil der civilistischen Literaturgeschichte durch
 ine juristischen Classifier verdient zu ma-
 en gesucht hat, geht nicht darauf aus, Al-
 s zu sammeln und zu sichten was über A.
 sagt worden ist, wo namentlich der von
 ndres erst noch 1804 herausgegebene Band
 riefte manche Nachträge zu den früheren Lebens-
 schreibungen geliefert hätte. Die Hauptsache sind,
 id dieß fängt an, die Nachrichten von
 den (zwey postuma mitgerechnet) in das Civil-
 cht einschlagenden Schriften Augustin's, mehr
 n verschiedenen Ausgaben nach, als nach ihrem
 lerthe, so wohl an sich als für die damalige Zeit.
 on den Ausgaben bemerkt der Vf. bey mehreren,
 s er sie selbst besitze oder sie bey Savigny
 er auf der Berliner Bibliothek gesehen habe,
 ngelehrt aber auch wohl, daß sie ihm noch gar
 cht vorgekommen seyen. Eine der merkwürdigsten
 uriositäten, die hier erwähnt werden, ist ein auf
 r Berliner Bibliothek befindliches Exemplar ei-
 r Ausgabe der ganzen emendationes et opi-
 ones zu Lyon 1574, welches der ehemalige
 rediger Wiedekind in Berlin, weil bey der
 hl 7 ein Fehler bey dem Abdrucke (ein Druck-
 hler im eigentlichen Sinne des Wortes) vors-

als dieser das Buch gegeben
daß es doch noch eher zu
nicht zu der wahren Jahrzahl
nämlich zu 1543 paßt. Die
chen Wagenfeil S. 18 u
nichtig verbessert, mag sein
dahin gestellt bleiben, und n
seyn, wie die Jahrzahlen,
Widers auch in der gelehrten
mer zu einander passen; b
sind außer allem Zusammen
fluß geirrt habe, wie es b
so ausgemacht nicht, denn
Mayansius ein Exemplar
Dah 7 wie eine 3 aussah?
ter veranlaßt ja gar leicht a
gen Abdruck oder einen so
unsere Bibliothek hat übrige
merkwürdige Ausgabe nicht, d
die Vermuthung wahrscheinl
scheinlich machen könnte. —

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.

Den 31. May 1832.

G ö t t i n g e n.

Herr Baurath Fr. Heger zu Darmstadt, welcher im Jahre 1818 in Verbindung mit mehreren andern Architekten, namentlich mit Herrn Thürmer (jetzt Professor in Dresden) und Herrn Hübsch (Baurath in Carlsruhe), eine Reise nach Griechenland unternommen hatte, um die Griechischen Architecturdenkmäler an Ort und Stelle zu studieren, hat der hiesigen Gesellschaft der Wissenschaften durch den Unterzeichneten eine schriftliche Abhandlung mit dem Titel: Der Tempel der Minerva genannt Parthenon, mit XII Kupfertafeln, vorgelegt, für welche der Verf. schon damals in Athen die wichtigsten Vorarbeiten gemacht hatte, an deren Vervollständigung und der Herausgabe des Werks ihn bis auf die letzten Jahre Berufsgeschäfte verhindert haben. Damals, als Herr Heger sich in Athen aufhielt, war das Technische dieses herrlichsten unter allen Griechischen Bauwerken noch wenig untersucht und durch kundige Archi-

saßer schließen lassen und in
den Messungen und Untersuch-
ungen übereinstimmen; wir be-
zogen, welchen diese Englische
gänglich ist, auf die in der
deutsche Uebersetzung, welche als
aufgenommen hat. Bd. I. S.
Brundstedt, im zweyten Bande
et Recherches dans la Grèce
von Godeffroy aufgenommenen
Plan des Parthenon herausgege-
mehreten Punkten, namentlich
Disposition der Marmorplatten,
boden bilden, meistens mit
Aufnahmen und Untersuchungen
jedoch haben die letztern auch hi-
genthümliche, und liefern über-
noch ganz unbekannte Detail, v
durch genaue Risse und Zeichnun-
auch zuerst die technischen Eigen-
structionellen Motive des Roues

von Hallerstein, ausgeführt hatte, dem Publicum nicht von dieser Seite mitgetheilt werden sollen, indem der in Nürnberg lebende Bruder des Verstorbenen, welcher die Herausgabe der übrigen Papiere mit ausnehmender Sorgfalt vorbereitet, die Bekanntmachung aller architectonischen Untersuchungen dem Englischen Architekten Codrrell überlassen will, mit welchem Haller jene zum größten Theile gemeinschaftlich angestellt hatte.

Um nun zu einer nähern Beschreibung des Werks überzugehen: so enthält der Text desselben, nach einer die Geschichte des Parthenon kurz erörternden Einleitung, erstens eine genaue Beschreibung des Zustandes in dem sich der Tempel im J. 1818 befand, wobey alle für die Construction wichtigen Theile besonders ins Auge gefaßt werden; dann eine Ergänzung des Tempels nach seinem ursprünglichen Zustande, wobey der Verf. von dem Grundplane aufsteigend auch die Decke und Bedachung, so wenig Spuren auch auf die Beschaffenheit dieser Theile schließen lassen, möglichst genau zu bestimmen sucht. Von den dazu gehörenden Zeichnungen soll das erste (uns nicht vorliegende) Blatt eine perspectivische Ansicht der Ruine geben; das zweyte, besonders wichtige, gibt die Disposition der Stufen und Marmorplatten, welche den Fußboden bilden, in dem von dem Vf. vorgefundenen Zustande, Tafel III. u. IV. Details der Gebälk- und Dach-Construction, Taf. V Details über die Verbindung und Verklammerung der einzelnen Quader, Tafel VI einen restaurierten Grundriß des Tempels, Taf. VII. VIII. IX einen Aufriß der Vorderseite, einen Querdurchschnitt und Längendurchschnitt des restaurierten Tempels, T. X. eine Restauration der Decke und des Dachs, T. XI Des-

taits über die Gossiten des Plafonds und die Verbindung der Dachziegel; T. XII war nicht unter den uns mitgetheilten Blättern.

Ohne uns nun an die Folge der Kapitel des Textes oder der Zeichnungen genau anzuschließen, wollen wir in der Absicht, das Interesse der Leser für die Arbeiten Herrn Hegers anzuregen und zu steigern, einige von den Aufschlüssen kurz bezeichnen, welche wir durch das vorgelegte Werk über diesen classischen Bau erhalten.

Das Fundament des Parthenons besteht aus Quadern von Muschelfalk, welcher, leicht zu behauen, sich an der Luft verhärtet; dagegen ist Alles an diesem Bau, was über der Erde hervortritt, Penthelischer Marmor, aus welchem auch die Platten des Fußbodens durchweg bestehen. In der Mitte der Cella jedoch tritt in einem viereckigen Raum, der zwar nur an einer Ecke untersucht werden konnte, aber sich auf 24 Fuß in der Breite and Länge berechnen läßt, der lebendige Fels der Akropolis hervor (wo Cockerell und, nach einem unter den Papieren Hallers befindlichen Plane, auch dieser Architect Quader von Euf zu erkennen glaubte); es ist die Stelle, wo das colossale Bild der Pallas aus Gold und Elfenbein gestanden haben muß. Gewiß wird man, wenn auch neuen Untersuchungen mit Begierde entgegensehend, doch im voraus für die Vorstellung eingenommen seyn, daß die an Colossalität wenigen Statuen in Griechenland, an Kostbarkeit keiner andern weichende Pallas des Phidias hier unmittelbar auf einen planierten Vorsprung des Burgfelsens selbst gestellt war, um durch ein solches Fundament allem Weichen und Wanken möglichst entzogen zu seyn.

Daß nun der Tempel aus einem alle vier Seiten umschließenden Säulenumgange (Ptero-

ma), aus einer dahinterliegenden zweyten Säulenhalle an den beiden schmalen Seiten gegen Osten und Westen, aus der Haupt-Cella und der Nach-Cella (Opisthodomos), welche sich westlich an jene anschloß, bestanden habe, darin stimmt der Plan von Herrn Heger völlig mit dem Stuart'schen und Cocherell'schen überein. Zwischen den Säulen jener zweyten Halle hat Herr Heger Spuren der Befestigung eines bronzenen Geländers (clathra) gefunden, welches diese Halle von dem Säulenumgange absonderte (vergl. auch Stuart in der deutschen Ausg. Bd. I. S. 337. 345); dadurch wurde das προνάριον gebildet, in welchem nach den auf Stein erhaltenen Verzeichnissen auch ein Theil der Weihgeschenke des Parthenon aufbewahrt wurde (Corp. Inscr. p. 176).

Die Säulen des Umganges und dieser Hallen bestehen aus neun oder zehn übereinandergesetzten Steinblöcken; ein Block bildet das Capital nebst dem Halse, dessen Fuge gegen den Schaft durch einen Einschnitt markiert ist. Die andern Fugen sind aufs sorgfältigste geschliffen und noch jetzt so dicht, daß, wo nicht Ecken abgesprengt sind, das Auge sie kaum erkennen kann. Die Cannelierung der Säule ist nach der Ansicht des Verfs. erst gearbeitet worden, nachdem die einzelnen Steinblöcke schon übereinander gesetzt waren. Dieß stimmt auch sehr wohl mit der architectonischen Inschrift über den Tempel der Pallas Polias (welche wir noch, wo möglich, von Herrn Heger berücksichtigt zu sehen wünschten) überein, in welcher schon aufgestellte Säulen deutlich als noch nicht canneliert, ἀρράβωτοι, bezeichnet werden (Corp. Inscr. p. 277).

Die Mauern bestehen theils aus hindurchgehenden, theils aus in der Mitte zusammenstoßenden Steinblöcken, welche im Innern der Mauer

ist, daß das Gebäude gegen
den Einwirkungen der Natur
Jahrtausenden zu trohen; u
manchen Erdbeben, nachdem
die Explosion einer Bombe z
und sonst durch Menschenhän
ist, liegen die Akroterien. E
Schräge des Dachs an den C
durch eine horizontale Fläche
Theil im vollkommensten Nivea
zum Heben und Versetzen d
haben könnten, findet man n
ließ man bey der ersten rohen
Quader vorspringende Zapfen
Umlegen der Seile dienten, un
Quader dadurch an ihre Ste
waren, abgeschliffen wurden.
den sich noch an Sicilischen Ze
lehten Vollendung entbehren;
daß nach der Inschrift vom 2
auch das Schleifen der Flächen

in der Breite von einigen Zoll polirt, in der Mitte dagegen rauh bearbeitet (mit einem feinen Hammer gestockt), welche Art der Bearbeitung man bey den Steinblöcken der Säulen auch in der Mitte der Horizontalfugen angewandt findet, wahrscheinlich aus dem Grunde, damit ein sehr feiner Kitt hier um so fester haften könne. Da bey erinnert sich der Ref. an die in der eben erst angeführten Inschrift vorkommenden Steine (ob von der Mauer oder dem Gebälke, lassen wir hier dahin gestellt), bey denen die Fuge der einen Seite und die Fugen der Rückseite als unvollendet angegeben werden (*τοῦτων ἐκείνων οὐκ ἐκείρυονται ὁ ἄρμος ὁ ἔτερος οὐδὲ οἱ ἐπιδερ ἀρμοί*, §. 10. bey Böckh), und wirft die Frage auf, ob diese ἀρμοί nicht eben diese polirten Ränder der Stoßfugen bezeichnen. Da doch an jeder Stoßfuge vier solche Ränder sind: so kann die Mehrzahl der ἐπιδερ ἀρμοί nicht befremden; auf der andern Seite begreift man aber, warum die eben so beschaffenen Fugen der rechten und linken Seite durch den Singular bezeichnet werden; nämlich um die eine Seite der andern durch ὁ ἔτερος ἀρμός entgegensetzen zu können. Der Steinmeh, denken wir uns, hatte den Quader bisher bloß auf einer seiner Flächen vor sich liegen gehabt, um auf der entgegengesetzten die Stoßfuge zu bearbeiten; der Stein mußte aber noch zweymal umgewandt werden (was nicht ohne Vorsicht geschehen durfte), um die andern ἀρμοί zu erhalten; die Positur der vierten oder äußern Seite erhielt er erst zuletzt mit der ganzen Mauer. Doch wird sich auch für die Meinung Manches sagen lassen, daß ἀρμοί die rechtwinklichen Einschnitte in den Stein bezeichne, in welche dann die oben erwähnten eisernen Klammern eingelassen wur-

da der Baumeister diese nicht in
Sicht der Mauer vermieden,
die Absicht überwogen hätte,
Einzug an dieser Stelle die
Feuchtigkeit auszutrocknen und
selben derselben zu verhüten.
Nachdem wir uns durch
Anweisungen Herrn Hegers über
die Mauern haben belehren la-
sen zu einem Punkte, welcher
die Richtung des ganzen Gebäudes
die Richtung des Episthodomos
cella. Daß im Episthol
Nachcelle vier Säulen die De-
ckung des vorliegenden Werk
und Haller's Plan (während
Säulen angenommen werden);
hier durch ihre Dimensionen
sehr verschiedene Platten des Fu-
ßbodenigen Vertiefungen, in we-
schaft einzuweisen.

durch das Oeffnen der Thürflügel entstanden zu seyn scheinen. (Der Hallersche Plan zeigt solche viertelkreisförmige Einschnitte an der großen Thür zwischen dem Opisthodomos und Prostyl, nach der Seite des Opisthodomos hin.) Herr Heger glaubt aber hier nicht eine Thür annehmen zu müssen, deren Breite unverhältnißmäßig groß seyn würde, sondern zwey durch ein Mauerstück getrennte Thüren neben einander: wofür außer den vom Verf. beygebrachten Gründen auch die geringe Stärke dieser Quermauer spricht, welche sich allerdings mit einer sehr großen und weiten Thür nicht wohl zu vertragen scheint.

Daß in der Hauptcella Säulen standen, und zwar wahrscheinlich in doppelter Reihe über einander, welche die Decke unterstützten, wird nach der Breite der Cella, von beynähe 60 Fuß, mit Sicherheit angenommen; und nur darüber ist es schwer ins Klare zu kommen, wie viele solcher Säulen den mittlern Raum der Cella von den Seitenschiffen derselben trennten. Herr Heger legt dabey die freylich ziemlich flüchtig entworfene Beschreibung des Tempels, welche Spon und Wheler vor der Zertrümmerung desselben gegeben, zum Grunde, nach welcher im Innern 22 Säulen in der untern Reihe, 23 in der obern standen, indem nämlich bey der Einrichtung des Parthenon zur christlichen Kirche eine Säule in der untern Reihe hinweggenommen war, damit der gegen die Westseite gelegte Eingang nicht verstellt würde; denn daran ist natürlich nicht zu denken, daß eine Säule in der obern Reihe ursprünglich ohne eine das Gebälk an demselben Punkte unterstützende in der untern Reihe angebracht gewesen wäre. Diese drey und zwanzig Säulen werden dann so gestellt, daß gegen Westen fünf (von welchen fünf die mittlere, wie

nit, der sich mitunter als Sneus gestaltet, an beiden Ufern des Bogß, der sein Flußbett meist in ihm wälzt, zu Tage anstehend. Dieses Gestein bildet hier oft sehr schroffe Felsen, über die der Strom zuweilen hinunter stürzt und bedeutende Wasserfälle bildet. Die Quelle dieses Flusses, die Hochebene Awratyn, der höchste Punkt Wolhyniens, ist eine, ungeachtet ihrer bedeutenden Höhe, von vielen Sümpfen durchschnittene unfruchtbare waldlose Steppe, deren Länge etwa einen Breitengrad (vom 43° — 44°) einnimmt, deren Breite aber nur gering ist. Diese Hochebene bildet die eigentliche Grenzscheide zwischen dem Baltischen und schwarzen Meere, indem die auf ihrer nördlichen Abdachung entspringenden Flüsse zu jenem, die auf der südlichen ihr entspringenden zahlreichern und größern hingegen zu diesem hinstürzen. Von dieser Hochebene aus läßt sich der Granit längs dem Bog und Boshet bis zur Mündung des Wertwowot in den Bog verfolgen. Südlich von Nicolajew findet sich an beiden Ufern des Bogß bis zu seinem Ausfluß ein dunkel schwarzer Magneteisenstein von rundlichem Korn und mit kleinen weißlichen, gelblichen und röthlichen Quarzkörnern durchmengt. — Eben so häufig trifft man den Granit in größern oder geringern Entfernungen vom Bog im Wolhynischen, Podolischen und Kiowschen Gouvernement; indeß findet er sich am rechten Ufer dieses Flusses, in größerer Entfernung von ihm außerordentlich selten, weil er hier meist von andern jüngern Gebirgsmassen bedeckt wird. — Am linken Ufer des Slutsch, dem Dorfe Biltshali gegenüber findet sich ein merkwürdiges großes Graphitenlager in zerfallenem Sneus; der im Allgemeinen reine Graphit ist bald mit Quarzkörnern bedeckt, bald findet man ganze

Schichten eines reinen Eisenerzes in ihm, bald wechseln Sandsteinschichten und Lehmlager mit Graphitenlagern ab. — Porphyrkuppen, in denen sich Opal, oft in zollthicken Massen, und Schwarzeisenstein vorfindet, zeigen sich an der Gränze Wolhyniens im Kiowschen Gouvernement. — Porcellanerde, die bald kleine, seltene Quarzkörner, seltener deutliche Quarzcrystalle, mitunter sogar Pflanzenfasern und selten Glimmerschüppchen enthält, findet sich häufig; die beste, schneeweiße, zuweilen ins Graulichweiße, niemals aber ins Röthliche sich ziehende, sieht man Burtin gegenüber, 40 Werste von Nowgorod Wolhynsk. Diese letztere ist es, welche hauptsächlich in den beiden Fabriken von Baronowka und Korez, so wie in der zu Korez gehörenden Fayencefabrik von Gorodniza verarbeitet wird.

Das Uebergangsgebirge. So wie am Bog und in dessen Stromgebiete die Urgebirgsbildung vorherrscht, so zeigt sich am Dnester vorzüglich eine vorherrschende Formation der Uebergangszeit, die offenbar auf demselben Urgebirge aufruht, das indeß nicht überall zu Tage ansteht. — Unmittelbar auf den Granit folgt zunächst eine Grauwacke, die meist grobkörnig ist und aus ziemlich großen Stücken Quarz und röthlichen Feldspathtrümmern besteht, oft horizontal geschichtet erscheint (Grauwackenschiefer) und in diesem Falle mehrmals mit einem feinsblättrigen Thonschiefer der Uebergangszeit (der ein sehr verschiedenes Gefüge und verschiedene Farben hat und dessen Schichten mitunter 10 — 30 Klafter mächtig sind) abwechselt; meist ist sie von einem Lehmlager mit sehr vielen Feuersteingeschieben, von oft ungeheurer Größe, wohl 8 Ellen im Durchmesser haltend, bedeckt. Auf dem Wege von Kurplowce nach Werbowez

... Art eine bewundernswürdige
Frontons mit dem Giebel genau
genau erbauet und durch Zeichnung
licht. Die quadratischen Felder
den nach den Dimensionen der R
einzelnen Spuren von Trägern
ordnet; dabey wird der Tempel des
Muster genommen, in welchem
decke, von der im Parthenon N
ist, noch wohl erhalten hat. M
hieben, wie bey dem Schnitt und
menfügung der Marmorziegel des
noch die *Unedited antiquities of*
rückfichtigt zu sehen, welches Werk
die in derselben Perikleischen Zeit a
gerade über diese Theile der Cons
Belehrung gewährt.

Aber der schwierigste, unbekannte
selbsteste Theil der alten Tempelconst
welchem kein Denkmal eine unmittel
schauung gemäht ... den nach

a Griechenland ein Hypäthron immer mit den
 Säulenstellungen im Innern der Cella verbun-
 den gewesen zu seyn, wenn nicht, wie bey dem
 Beihetempel von Eleusis, eigenthümliche Zwecke
 des Tempelbaus eine besondere Einrichtung for-
 derten, aus welcher Quatremère: de: Quincy, in
 einer Abhandlung über die Tempelbeleuchtung
 bey den Alten, ohne hinlängliche Begründung
 allgemeine Regeln über die Tempel-Architectur
 entwickeln wollte. Natürlich ist es anzunehmen,
 daß der ganze Raum zwischen den innern Sä-
 lenstellungen, in der Länge von 57, in der
 Breite von 32½ Fuß, unter freyem Himmel,
 ab divo nach Vitruvius Ausdruck, gewesen sey.
 Dann würde auch der chryselephantine Coloss
 der Pallas unter keinem Dache als dem des
 Himmels gestanden habe; und dieß schließt Herr
 Heger auch noch daraus, daß die Decke über
 der Cella, wo diese nämlich bedeckt war, eben-
 so wie über dem Opisthodom und den äußeren
 Hallen, nur 40 Fuß 2 Zoll vom Fußboden ent-
 fernt gewesen sey; die Statue der Pallas aber,
 sammt ihrem Fußgestell, 47 Pariser Fuß in der
 Höhe gehabt habe. Nun ist es freylich noch
 nicht so ausgemacht, ob bey den von Plinius
 für die Höhe der Statue angegebenen 26 cu-
 dita (37 Pariser Fuß) das Postament mitge-
 rechnet sey oder nicht, welches letztere von Herrn
 Heger bey seiner Rechnung angenommen wird;
 auch scheint für die Stellung der Statue un-
 ter einer Decke oder einem Siebel die Verglei-
 chung des Olympischen Zeus zu sprechen, wel-
 cher sicher unter einem ὀροφος stand (vgl. Bö-
 lers Archäologischer Nachlaß Heft 1. S. 8):
 indessen gesteht der Unterz. auf die Frage, wie
 dieß bey der oben festgesetzten Stellung des Co-
 losses in Mitten des von den doppelten Sä-

zu entfernen, nach welcher der
auf dem feuchten Grunde des
des Dels, die Pallas im Par
ihrer Stellung auf trockenem
Begießung mit Wasser zur Er
Auch sey zum Zwecke der Abfi
fers der Boden der Cella, dere
Vertiefung eine Art von com
ein wenig nach der Mitte hin
eine Art von Rinne dadurch e
wir aber auch hiernach die Bel
einen leichten Sommerregen als
sam zulassen, werden wir doch
um die Regengüsse des Winters
schließen; und, wofern keine soli
gemittelt werden kann, benutzen
die Leppiche oder Parapetasmata
Seger, mit zu dem Zwecke der
der Cella, rings um den Hypät
der Höhe aufhängt, indem er üb
der doppelten Säulenast...

86. 87. St., den 31. May 1832. 863

αλτα) unter dem von Phidias geleiteten Künstlerheer genannt werden, zum Schutze der Bildsäule gebraucht worden seyn. Nur, fügen wir hinzu, darf man diese Parapetasmaen nicht mit dem Panathenaischen Peplos verwechseln, welcher nicht der Pallas im Parthenon, sondern ihrer Nachbarin, der Athena Polias, dargebracht und als solcher Wahrscheinlichkeit nach auch umgelegt wurde (Minervae Poliadis aed. p. 25); wobey indeß zugegeben werden kann, daß man zugleich mit diesem Peplos auch allerley Vorhänge und Teppiche für den Tempeldienst verfertigte und weihte.

Wenn wir diesen letzten Theil der Erörterungen des Verfassers mehr als eine freye Fortführung des durch sichere Reste bekannt gewordenen Baues betrachteten, bey welcher architectonischer Sinn und antiker Geschmack etwas sehr Befriedigendes, aber doch nichts gegen jede Bedenklichkeit Gesichertes gewähren können: so glauben wir dagegen in dem Vorhergehenden hinlängliche Proben von den auf die vorhandenen Reste gegründeten Untersuchungen des Herrn Baurath Heger über die Technik der alten Architektur vorgelegt zu haben, um auch in unsern Lesern den Wunsch zu erregen, daß dieser kundige und sinnreiche Architect sein Werk bald durch Druck und Stich dem Publicum mittheilen möge.

J. D. M.

S t e f f e n.

Von Herrn Dr. Geiß, Lehrer am academischen Gymnasium daselbst, erhalten wir bey Gelegenheit der Ankündigung der öffentlichen Prüfung eine Einladungsschrift: Disquisitiones Homericæ überscriben. Sie ist ganz grammatisch

Disputatur de vocabuli
pósis. — Das διαπερὲ
aus δια, ἀνὰ und πέρας
bis ans Ende. Dieß w
spiele bewiesen. Das π
Pfeil gebraucht, sey nur a
geschwind zu erklären,
fiederte Pfeile nicht kenne
Rhapsodia quinta, mul
dente. Diese singularia
zeln sonst nicht vorkomme
Verzeichniß gegeben wird;
eigenen Bedeutung vorkom
namen, auf eigene Weise g
lich in grammatischen Form
ist nicht nur fleißig gesam
erörtert. Der Verfasser zeig
ten Bekanntheit mit dem
nicht geringere mit den alten
Lexicographen. Wir haben
merkt, daß solche ana sneri

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1832.

W i l n a.

Beym Verfasser, und Leipzig bey Voß:
Naturhistorische Skizze von Eirthauen, Polh-
nien und Podolien, in geognostisch-mineralogi-
scher, botanischer und zoologischer Hinsicht ent-
worfen von Eduard Eichwald. 1830. 256 S.
nebst 3 lithographierten Tafeln in 4.

Das vorliegende Werk enthält die naturhisto-
rischen Resultate einer viermonatlichen Reise des
Verfs. in die genannten Gegenden. Den In-
structionen der Universität Wilna zufolge sollte
der Reisende ein vorzügliches Augenmerk auf die
geognostische Lagerung der dortigen Gebirgsmassen
richten, welche bis dahin noch größtentheils un-
bekannt geblieben waren. Wir glauben, daß die
Wahl zu einer solchen Reise keinen besseren als
den kenntnißreichen und emsigen Vf. treffen konnte,
welcher zunächst im ersten Abschnitt (von S. 2
bis 104) seine mineralogisch-geognosti-
schen Bemerkungen mittheilt. — Was das
Urgebirge anbetrifft, so findet man den Gra-

nit, der sich mitunter als Gneus gestaltet, an beiden Ufern des Bogß, der sein Flußbett meist in ihm wälzt, zu Tage anstehend. Dieses Gestein bildet hier oft sehr schroffe Felsen, über die der Strom zuweilen hinunter stürzt und bedeutende Wasserfälle bildet. Die Quelle dieses Flusses, die Hochebene *Uwratyn*, der höchste Punkt *Polhynniens*, ist eine, ungeachtet ihrer bedeutenden Höhe, von vielen Sümpfen durchschnittenen unfruchtbare waldblose Steppe, deren Länge etwa einen Breitengrad (vom 43° — 44°) einnimmt, deren Breite aber nur gering ist. Diese Hochebene bildet die eigentliche Grenzscheide zwischen dem Baltischen und schwarzen Meere, indem die auf ihrer nördlichen Abdachung entspringenden Flüsse zu jenem, die auf der südlichen ihr entquellenden zahlreichern und größern hingegen zu diesem hinstürzen. Von dieser Hochebene aus läßt sich der Granit längs dem Bog und *Boshet* bis zur Mündung des *Mertwowot* in den Bog verfolgen. Südlich von *Nicolajew* findet sich an beiden Ufern des Bogß bis zu seinem Ausfluß ein dunkel schwarzer Magneteisenstein von rundlichem Korn und mit kleinen weißlichen, gelblichen und röthlichen Quarzkörnern durchmengt. — Eben so häufig trifft man den Granit in größern oder geringern Entfernungen vom Bog im *Polhynischen*, *Podolischen* und *Kiowschen Gouvernement*; indeß findet er sich am rechten Ufer dieses Flusses, in größerer Entfernung von ihm außerordentlich selten, weil er hier meist von andern jüngern Gebirgsmassen bedeckt wird. — Am linken Ufer des *Slutsch*, dem Dorfe *Biltshaki* gegenüber findet sich ein merkwürdiges großes Graphitenlager in zerfallnem Gneus; der im Allgemeinen reine Graphit ist bald mit Quarzkörnern bedeckt, bald findet man ganze

sten eines reinen Eisenerzes in ihm, bald in Sandsteinschichten und Lehmlager mit bitenlagern ab. — Porphyrokuppen, in sich Opal, oft in zollviden Massen, und arzeisenstein vorfindet, zeigen sich an der je Wolhyniens im Kiowschen Gouverne-

— Porcellanerde, die bald kleine, feinkörniger, seltener deutliche Quarzcrystalle, oder sogar Pflanzensfasern und selten Glimmkrüppchen enthält, findet sich häufig; die schneeweiße, zuweilen ins Graulichweiße, ins aber ins Röthliche sich ziehende, steht Burtin gegenüber, 40 Werste von Nowgopolhynsk. Diese letztere ist es, welche hauptsächlich in den beiden Fabriken von Baronowka Korez, so wie in der zu Korez gehörenden Porcellanfabrik von Gorodniza verarbeitet wird.

is Uebergangsgebirge. So wie am und in dessen Stromgebiete die Urgebirgsformation vorherrscht, so zeigt sich am Dnestergleich eine vorherrschende Formation der Uebergangszeit, die offenbar auf demselben Urgebirge aufruht, das indeß nicht überall zu Tage tritt. — Unmittelbar auf den Granit folgt zunächst eine Grauwacke, die meist grobkörnig und aus ziemlich großen Stücken Quarz und Feldspathkrümmern besteht, oft horizontal geschichtet erscheint (Grauwackenschiefer) in diesem Falle mehrmals mit einem feineren Thonschiefer der Uebergangszeit (der sehr verschiedenes Gefüge und verschiedene Schichten mitunter 10 — 12 Fuß mächtig sind) abwechselt; meist ist sie einem Lehmlager mit sehr vielen Feuersteinen, von oft ungeheurer Größe, wohl 10 — 12 Fuß im Durchmesser haltend, bedeckt. Auf dem Wege von Kurplowce nach Werbowez

Pyriten von ansehnlicher Größe und Eisennieren enthält, so wie vom Sandstein, von den Braunkohlenlagern, dem Muschelfalk, den Sand- und Lehmlagern, und über die in diesen verschiedenen Formationen vorkommenden merkwürdigen, vielen und mannigfaltigen Versteinerungen gesagt ist, müssen wir unsere Leser auf die gründliche Abhandlung selbst verweisen.

Das aufgeschwemmte Land. Das zeigt sich überall da in ganz besonderer Ausdehnung, wo sich tiefe Thäler oder große, sich weit erstreckende Ebenen vorfinden. Aus diesem Grunde herrscht es auch vorzüglich in Lithauen und Polhynien vor, und erstreckt sich gleich von Wilna aus nach allen Richtungen hin. Der Sand ist, vorzüglich am Niemen, zuweilen so sehr ausgebreht, daß er nicht nur alle Vegetation unterdrückt, sondern auch den öffentlichen Verkehr stört. Was man von Bergen findet sind nur Sandhügel, manchmal, z. B. der Kreuzberg bey Wilna, von 200 Fuß Höhe. Diese Hügel führen durchaus keine Thierreste und bildeten nach dem Verf. einzelne aus dem urweltlichen Meere hervorragende Sandbänke. An den Ufern der Wilna finden sich unfern der Sandhügel fossile Thierreste, z. B. Elephantenknochen, viele Pflanzenthier, auch Schaalthiere; eben so trifft man als Geschiebe große Trümmer des Uebergangskalksteines der Ostseeprovinzen mit besondern Arten Tenebrateln und Trilobiten an; auch Granitblöcke, wohl 6 Klafter quadrat, und andere Gerölle, so wie auch Bernsteinstücke bis zur Größe von $\frac{1}{2}$ Fuß, indeß sehr stark gefärbt und daher undurchsichtig, und nur höchst selten Insecten einschließend, werden sehr häufig bemerkt. Salzquellen sind so ganz selten nicht; z. B. in der Nähe von Grodno im aufgeschwemmten Schlammfande fließend; viele große

Seen, z. B. nordwestlich und nordöstlich von Wilna; Erdfälle in Gypslagern, z. B. bey dem Dorfe Meluzi; kalte Schwefelwässer, unter andern nicht weit von der Kreisstadt Wieg. — Die südwärts von Wilna gegen Pinsk zu vorherrschende Sandbildung, wechselt hin und wieder mit einem Lehmboden ab. Die größte Sumpfebene ist die bey Pinsk, dem tiefsten Punkte Lithauens, wohin sich vorzugsweise viele Flüsse concentrieren, welche südwärts der allmählich sich senkenden Awratynschen Hochebene jenseits Kremenez entströmen. Im Frühjahr ist diese ganze Gegend nach allen Richtungen unter Wasser gesetzt, so daß man viele Meilen weit durch zusammenhängende Seen fahren muß. Dagegen kann diese Gegend auch nur durch Faszinen und zahlreiche Kanäle vor der Zerstörung geschützt und dadurch allein ein ungehindert sicherer Verkehr bezweckt werden. — Von den verschiedenen Quellen dieses Landes ist die Quelle Duka an der Gränze Polyniens bey dem Dorfe Donskoje, in einer sandigen, etwas hügeligen Gegend die merkwürdigste; sie stellt sich dar als grundloser Spalt in der Erde, aus dem ein geschmack- und geruchloses, krystallhelles Wasser mit einer solchen Gewalt hervorsprudelt, daß nichts Leichtes unter sinken kann. Ein Tau von 300 Ellen, in die Quelle gesenkt, findet keinen Grund; daher erscheint auch das Wasser in der Mitte ganz schwarz. Man findet auch Eisensquellen, z. B. bey Schepetowka; das Sumpfeisen dieser Gegend wird mit Vortheil zu Eisen verschmolzen. — Der Boden der Hochebene Awratyn ist meist sandig, auch lehmig und mit vielen Sümpfen versehen. Weiter hin nach Podoien findet sich aber eine sehr fruchtbare schwarze Erde mit Lehm vermischt, wohl Knochen von

eines Landes sehr abhängig. In den an Sümpfen reichen Gegenden Lithauens finden sich Süßwassermuscheln zahlreicher als Erdschnecken, die dagegen in den wärmern Gegenden Volhyniens und Podoliens häufiger vorkommen, während diese Länder von Lithauen an Reichthum der Süßwasserfische bey weitem übertroffen werden. Unter den vorkommenden Amphibien herrscht eine große Einförmigkeit, indem Lithauen kaum eine ausgezeichnete Art hat; Podolien besitzt die Amphibien des südlichen Deutschlands. Was die Vögel anbetrifft, so gibt es keine eigenthümlichen Formen derselben, da diese, oft großen Wanderungen sich unterziehenden, Bewohner der Luft meist auf größeren Strecken leben und selten ein beschränktes Vaterland anerkennen. Auch an Säugethieren haben die genannten Länder vor den angränzenden nichts voraus, außer daß Lithauen das einzige Land ist, welches in seinen Wäldern zur Zeit noch Auerrudeln enthält. Die hier weiter mitgetheilten speciellen zoologischen Bemerkungen, welche eigentlich ein Supplement zu des Verf. 'Zoo-logia specialis' ausmachen, mit dem Bemerkten übergehend, daß der Verf. viele neue Formen, namentlich unter den Mollusken entdeckt und beschrieben hat, können wir nicht umhin die Aufmerksamkeit unserer Leser auf ein paar Augenblicke noch für ein Thier in Anspruch zu nehmen, welches zur Zeit der Geburt Christi, ja sogar, wie man geschichtlich nachweisen kann, vor noch nicht tausend Jahren auch unsere deutschen damals ausgedehnten Wälder bewohnte, und dessen Reste als fossile Knochen gar nicht selten aus den jüngsten Erdlagern hervorgezogen werden. Dieses Thier ist der Auer (Bos Urus), der nur noch in dem Walde von Bialowesha, dem

inzigen Urwalde Europas, so wie in einem andern kleinen von jenem nur 1 Werst entfernten Walde vorkommt; dort befinden sich nach der Zählung vom J. 1828 an 696, hier eben 30 — 40 Stück. Gewöhnlich ist man der Meinung, daß dieses Thier auch ein Bewohner des Kaukasus sey, indeß hat der Vf. daselbst durchaus keine bestimmten Nachrichten über sein Vorkommen einziehen können. — Die jungen (10 bis 12jährigen) Auer leben meist in kleinen Heerden von 20 — 40 Stück; die ältern trennen sich von ihnen und leben einzeln. Im August, worin die Brunstzeit fällt, sammeln sie sich alle zu Herden und bleiben den ganzen Monat über zusammen. Während dieser Zeit streiten sie sich sehr, wobey die alten stärkern, aber nicht mehr fortpflanzungsfähigen, Männchen den jüngern fortpflanzungsfähigen häufig bedeutenden Schaden zufügen; die Trächtigkeit soll bis Ende März (also nur 7 — 8 Monate) dauern; sie werfen nur ein Junges, welches bis zur neuen Paarungszeit, also 5 — 5½ Monate, saugt, alsdann aber durch das Männchen von der Mutter getrieben wird. Niemals hat man es dahin bringen können, daß sich ein Auermännchen oder Weibchen mit einer gewöhnlichen Kuh oder einem Ochsen begattete; derartige Versuche sind jetzt aufs strengste verboten. Die Auer, denen die Ausdünstung des Rindviehes zuwider seyn muß, fliehen dieses, oder schlagen es mit den Hörnern zu Tode. Das dickste und schönste Haar besitzen diese Thiere im November; mit dem ersten einfallenden Schnee erscheint es, und verliert sich meist schon wieder im Februar beim ersten aufthauenden Schnee; der Haarverlust soll erst binnen 2 bis 3 Tagen vollendet seyn. Das Alter soll sich auf etwa 40 Jahre belaufen; bis

sich als denkender Lehrer der Geographie gezeigt hat, ist durch sich selbst klar; so wie der Erfolg den diese Arbeiten bisher gehabt haben, uns der Bemühung überhebt sie anzupreisen. Wir haben nur das Eigenthümliche dieses dritten Cursus genauer anzugeben. Er ist für die obern Classen der Gymnasien bestimmt, und erforderte also bereits eine gelehrte Behandlung. Diese zeigt sich theils in der größern Ausführlichkeit und Mannigfaltigkeit der Angaben, theils darin, daß auch in einem gewissen Grade die alte und die mittlere Geographie mit hereingezogen ist. Dieß war hier allerdings die schwierigste Aufgabe, da es hier nicht sowohl auf neue Forschungen, die man nicht erwarten wird, als auf das nicht zu viel und nicht zu wenig ankam. Der Vf. hat sich darüber mit vieler Bescheidenheit in der Vorrede erklärt. Er ist weit entfernt, dieses Werk für ein eigentliches Lehrbuch der mittlern und alten Geographie ausgeben zu wollen; es soll nur diejenige Kenntniß derselben darbieten, welche in den höhern Gymnasien-Classen mitgetheilt werden sollen. Aus diesem Gesichtspunct wird man es also zu betrachten haben. Es werden daher außer den neuern, auch die Namen aus der alten Geographie der Griechen und Römer mitgetheilt; die Angaben aus dem Mittelalter aber, sollen nur 'als der Uebergang aus der alten in die neuere Zeit' betrachtet werden. Keineswegs also soll dadurch einem eigenen Handbuch der Geographie des Mittelalters, worin noch so große Lücken auszufüllen sind, vorgegriffen seyn. Nach der Einrichtung unsers höhern Schulunterrichts kam es hier hauptsächlich auf die alte Geographie, als Hülfsbuch für Lesung der Classiker, an; und dafür wird man dem Vf. um so mehr verbunden seyn, da auch ein genaues Register der alten und neuen Namen hier das Auffinden erleichtert.

Gn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 4. Junius 1832.

H a m b u r g.

Ben Perthes: Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter, außerordentl. Prof. an der Universität zu Berlin. 1. Theil XXIV und 614 S. 2. Th. XII und 494 S. 3. Th. XVI und 719 S. Octav. 1829 — 31. Auch unter dem Titel: Geschichte der Philosophie alter Zeit 1. 2. und 3. Theil.

Der geschätzte Verf., der sich schon durch mehrere Monographien (Gesch. der Ionischen Philosophie; Gesch. der Pythagoreischen Philosophie) einen geachteten Namen unter den Geschichtschreibern der Philosophie erworben hat, hat in den oben genannten Bänden ein die gesammte Geschichte der Philosophie umfassendes Werk begonnen und fortgesetzt, das sich durch selbstständiges, fleißiges Quellenstudium, und daraus hervorgegangene eigenthümliche Ansichten, endlich auch durch einen lobenswerthen Vortrag auszeichnet. Durch letzteres, so wie dadurch, daß der Verf. eine gewisse Mäßigung in der Anführung der

Quellen behauptet, scheint dieses Werk sich einen größern Kreis gebildeter Leser gewinnen zu wollen, als die Geschichte der Philosophie sonst zu haben pflegt, während eine in demselben gleichsam im Stillen fortlaufende Opposition gegen manche in diesem Gebiete herrschend gewordene Ansichten, und selbst die Würdigung der — nicht immer richtigen, genauen und entschiedenen — Citate doch wiederum Leser fordert, welche schon mit der Sache genauer bekannt sind. Gewiß ist es dem Rec., daß dieses Werk die zuletzt im Gebiete der Geschichte der Philosophie unternommen nicht bloß an Umfang übertreffen, sondern auch das Fortschreiten in der geschichtlichen Betrachtung der Philosophie, wenigstens im Einzelnen, bedeutend fördern wird.

Der Verf. theilt dasselbe in zwey Abtheilungen: Geschichte der alten und Geschichte der neuen oder christlichen Philosophie. Wahrscheinlich wird erstere, so viel sich nach den hier vorliegenden Bänden muthmaßen läßt, in 4 Bänden beschloffen seyn.

Der Verf. theilt seine Darstellung in Bücher ab. Das erste enthält 1) eine allgemeine Einleitung in die Geschichte der Philosophie, oder vielmehr eine Erklärung über einige Hauptpunkte, welche in eine solche Einleitung fallen, woben sich die individuelle Ansicht des Vfs. über die Geschichte der Philosophie, welche bey dieser Bearbeitung zu Grunde gelegt werden soll, ausspricht. Er hebt besonders solche Punkte hervor, in welchen er mit neuern Ansichten im Gegensatz steht, z. B. über Construction der Geschichte; aber auch solche, welche die Grundlage der folgenden Entwicklung rechtfertigen müssen, z. B. das Verhältniß der Philosophie zur Religion und Poesie, von welcher Gränzbestimmung

Betrachtung dessen, was orientalische Philosophie genannt zu werden pflegt, so wie da, von dem Ursprunge der griechischen Philosophie die Rede ist, eine treffende Anwendung gesetzt worden ist. Das Literarische hat der Vf. dieser Eintheilung ganz ausgeschlossen; eben eine Kritik der Arbeiten dieses Fachs. 2) Uebersicht und Eintheilung der Geschichte der Philosophie überhaupt. Bey dieser Uebersicht geht Verf. davon aus, 'daß wir, die christlich gebildeten Völker Europas uns als den Mittelpunkt des geistigen Bestrebens in der ganzen Geschichte denken'; die Hauptaufgabe der Geschichte daher zu entwickeln, was zu unserer Bildung gehört habe. Nach diesem subjectiven, aber wie Verf. hinzufügt, nothwendigen, ja unvermeidlichen Standpuncte wird die ganze Weltgeschichte in drey 'Hauptgegenstände', Geschichte des Morgenlandes (welches nur einen mittelbaren Einfluß auf unsere Bildung geäußert), Geschichte der Griechen und Römer, und Geschichte der neuern christlichen Völker, abgetheilt, woben vorausgesetzt wird, daß die Erscheinung Christi überhaupt eine neue Periode in der Geschichte der Menschheit beginne. Bey Anwendung dieser Eintheilung spricht der Vf. sehr treffend über die chronologische und ethnographische Handlung (S. 39). Nach diesen Grundsätzen net er nun zur ältern Geschichte diejenigen Philosophien, welche sich nicht dem Christenthum angeschlossen, auch wenn sie in die neuere Zeit fallen (die arabische ausgenommen); zur neuern die philosophische Entwicklung unter den Christen (den christlichen Griechen, Römern, unter den neueren christlichen Völkern), so wie die arabische Philosophie, weil diese in die Entwicklung der christlichen eingreift.

Das zweite Buch enthält das 'Vorgeschichtliche' der alten Philosophie und ihre Eintheilung. Die Darstellung mußte hier in eine Kritik dessen eingehen, was man bisher altorientalische Philosophie genannt hat; aber beschränkt sich darauf, zu zeigen, daß die bis jetzt von den Orientalisten für den Ursprung der Philosophie im Orient dargebotenen Gründe nicht genügen. Die Aegyptier, Phönicier und Chaldaer werden von der Betrachtung ausgeschlossen; über die Hebräer, Perser und Meder, und über die Chinesen, in Beziehung auf ihren Anspruch an die Geschichte der Philosophie, werden einige Bemerkungen gemacht. In Betreff der sogenannten persischen Philosophie, oder die Spuren speculativer Lehren in den heiligen Schriften des medisch-persischen Volks, hat der Verf. die eigenthümliche Hypothese, daß dieselbe nicht ganz unabhängig von der griechischen Philosophie entstanden sey. Der Grund dieser Vermuthung ist, daß diese Spuren in dem Bundehesch vorkommen, der in der Pehlvisprache geschrieben sey, welche Sprache erst unter der parthischen Herrschaft Schriftsprache geworden seyn soll. Die Zoroastrische Grundlehre wird darum hier nicht aufgestellt. Ein besonderes Kapitel von großer Ausführlichkeit widmet der Verf. dagegen der Kritik über das Alter der indischen Cultur, Literatur und Philosophie. Durch verschiedene Voraussetzungen, nämlich daß die Abschnitte der Veda's, welche einen dogmatischen Character haben, spätern Ursprungs, als die andern seyen, daß die Verordnungen des Menu, aus welchen Viele das Alter der indischen Philosophie haben beweisen wollen, sich als Werk der späteren Literatur der Hindus darstellen (wiewohl das Spätere bey einem Werke, welches auch unser Verf. eine Zusammensetzung aus vie-

len verschiedenartigen Bestandtheilen nennt, ja auch späteres Einschleßel seyn kann), daß auch die übrige höhere Bildung (z. B. die des Drama) bey den Indiern später gewesen sey, als bey den Griechen (die Ueberlieferung von einer Bearbeitung der indischen Grammatik vor Kalidasa's Zeit bezweifelt der Vf. ebenfalls) &c. Durch diese und andere Prämissen kommt der Vf. zu der Hypothese, die eigentliche Philosophie habe bey den Indiern erst da anfangen, wo der Buddhismus unter ihnen bekannt wurde und religiöse Secten eintraten, wobey die Philosophie das Geschäft der Ausgleichung zu übernehmen aufgefordert war. Zu der Zeit wo die Griechen mit den Indiern bekannt geworden, habe unter letztern wahrscheinlich schon eine Spaltung in Secten Statt gefunden, aber welche Art von Philosophie, bleibe ungewiß. Wahrscheinlich sey uns nur die spätere bekannt. Die vollkommene Entwicklung der Philosophie falle wahrscheinlich erst nach Kalidasa's Zeit oder in dieselbe (und dazu rechnet der Verf. die Systeme der Mimansa, Sankja, Nijaja &c.; die indische Philosophie gewinne erst um Christi Geburt Einfluß auf die uns bekannte Entwicklung philosophischer Lehren, wo sich griechische Bildung mit orientalischer vermischte. Die Darstellung dieser ausgebildeten indischen Philosophie verschiebt der Verf. also bis dahin und gesteht S. 122, daß er diese kritischen Vermuthungen hier nur aufgestellt habe, um die Ordnung seiner Geschichtserzählung zu rechtfertigen. Den Sitz jener ältesten indischen Philosophie dagegen, deren Grundzüge S. 126 — 135 der Verf. zusammenzufassen sucht, findet er in dem Upanishadas, wiewohl diese nicht alle alten Ursprungs sind. Er vermuthet, daß diese älteste indische Philosophie der ältesten griechischen ungefähr gleichzeitig gewesen seyn möge.

Ein drittes Kapitel handelt von dem Ursprunge der griechischen Philosophie. Hier betrachtet der Verf. zuerst das, woran in der geistigen Entwicklung der Griechen die Philosophie sich anschließen konnte; nämlich a) religiöse Vorstellungen. Die Anregungen zur Philosophie in der öffentlichen Religion werden als untergeordnet betrachtet. Die religiösen Vorstellungen, aus welchen die griechische Mythologie erwachsen ist, sagt der Verf., waren zu den Zeiten des Thales etwas Veraltertes und halb Vergessenes, halb Vernachlässigtes, kurz was nicht mehr lebendig in die Entwicklung des griechischen Geistes eingriff. Die Griechen bildeten die ersten Linien der Mythologie, die aus Asien nach Griechenland gekommen, zu edler, heiterer Kunstgestalt aus. In dem Maße aber als die Gestalten der Götter der Kunst gerecht wurden, wurden sie zur Erregung philosophischer Gedanken unpassend. Was aber das Verhältniß der Philosophie zu der geheimen Gottesverehrung, oder den Mysterien anlangt, so ist des Verfs. Meinung, daß diese sich im Uebergange zur Philosophie ausgebildet und dem philosophischen Gedanken vorgearbeitet haben, ohne doch selbst auf den Namen der Philosophie Anspruch zu machen. b) Poesie um die Zeit des Thales, welche einen nachdenklichen Character hat. Gnomische Dichtkunst und Lebensregeln der sieben Weisen. c) Wissenschaftliche Bestrebungen damaliger Zeit, wozu die Anfänge der Arzneykunde und der Geschichte gehören. Dann wird von dem fremden Einfluß gesprochen, welchen man bey dem Ursprunge der griechischen Philosophie behauptet hat. Der Verf. bestreitet die Annahme einer Ableitung der griechischen Philosophie aus der orientalischen überhaupt mit Recht, und wendet sich dann im Einzelnen gegen die Ueberlies-

ferungen, welche den Thales, die Atomenlehre und den Pythagoras betreffen; leitet, wie es dem Rec. scheint, nicht mit gewichtigen Gründen, und gegen die Vermuthungen der Neueren in dieser Hinsicht. Die ersten Anfänge der Philosophie bey den Griechen — ist das Ergebnis seiner Untersuchung — sind so einfach und so ganz von allem Ueberlieferten frey (?) daß sie durchaus ersten Versuchen gleichen. Hiermit ist auch die Anregung einzelner griechischer Philosophen durch orientalische Lehren nicht ausgeschlossen. Der Eintheilung der griechischen Philosophie im letzten Kapitel dieses Buchs, legt der Vf. die Stufen der griechischen Volksbildung zum Grunde.

Im dritten Buche beginnt die Abhandlung der griechischen Philosophie. Vorher geht eine Eintheilung der vorsocratischen Periode, welche der Verf. zunächst auf die Stammesverschiedenheit der Jonier und Dorier stützt, von welchen jene in ihrer Philosophie (nach S. 190) sich mehr beschäftigt haben mit der Weise des Geschehens, diese mehr die inneren Gründe der Weltentwicklung gesucht haben sollen. Der Verf. meint aber unter dorischer Philosophie die pythagoreische, obgleich er sich genöthigt sieht zu bemerken, daß diese eigentlich 'von einem ionischen Manne ihren Ursprung ableitete', und die Ausbildung derselben in Pflanzstädten Statt gefunden habe, die nicht einmal rein dorischen Geblüts gewesen, wie denn überhaupt der Gegensatz unter den Stämmen in der geschichtlichen Zeit sich schon sehr gemäßigt habe. Nach einem innern Princip wird dann die eleatische Schule, als dialectische, jenen beiden hinzugefügt; und, als Ausartung der früheren Schulen und Uebergang in die folgende Periode, die Sophistik. — In der Anordnung der ionischen Philosophen weicht der Verf. von der gewöhnlichen bedeutend

ab, indem er sie nach dem Gesichtspuncte der dynamischen und mechanischen Physik classificiert, woben freylich die Voraussetzung gemacht wird, daß beide Erklärungsarten schon von den Alten hinlänglich unterschieden worden, und Anaximanders Lehre namentlich zur Kategorie der mechanischen Physik gehöre, was sich nicht sicher nachweisen läßt; da vielmehr der Entstehungsproceß, welchen dieser annimmt, ein chemischer zu seyn scheint.

In Hinsicht des Thales ist es uns mit dem Herrn Verf. wahrscheinlich, daß er die Welt als ein lebendiges Wesen angesehen habe, das sich aus einem unvollkommenen Zustande entwickelt habe. Mit Recht verwirft der Verf. die späteren Angaben über diesen Philosophen (vgl. S. 209 Anm.), indem er bloß Aristoteles als sichern Führer anerkennt. Dahin gehört jedoch nicht die Annahme 1) die Dinge würden wieder in Wasser aufgelöst, 2) das Wasser verwandle sich durch Verdichtung und Verdünnung in die drey Elemente. Denn was das Erste anlangt, so behauptet ja Aristoteles Met. 1, 3 dasselbe, wenn er von den ältesten Philosophen, was doch gewiß auf Thales zu beziehen ist, sagt, das woraus Alles wirklich entstehe und worin es zuletzt vergehe, während die Wesenheit bleibe, die Affectionen sich verändern, sey das Princip des Seyenden; das Zweyte aber stimmt wenigstens überein mit *de coelo* III, 5. *de gen. et corr.* II, 3. *phys.* 1, 4. wo Ar. berichtet, daß diejenigen, welche aus einem Materialprincip Wasser, Luft &c. Alles erzeugen, durch Verdünnung und Verdichtung das Viele hervorbringen, — wenn gleich nicht ausdrücklich gesagt wird, daß die andern drey Elemente aus dem einen hervorgingen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 7. Junius 1832.

H a m b u r g.

Schluß der Anzeige: Geschichte der Philoso-
von Dr. Heinrich Ritter u. u.
arauf folgt die Lehre des Anaximenes und
Diogenes von Apollonia. Daß ersterer den
nd alles Werdens als einen von Ursprung
entwickelten gedacht zu haben scheint, kann
aus dem Gegensatz mit Thales, der auf
Annahme des Wassers als Grundprincip durch
Analogie des unentwickelten Zustandes, — des
iens kam, nicht gefolgert werden. — Hier ha-
wir zugleich über eine Mangelhaftigkeit die-
Buchs zu klagen, welche darin besteht, daß
Vers. häufig nicht genau citiert, und Stellen,
e weniger leicht zu finden sind, oder auf
e er doch ein eigenes Urtheil gründet, in den
erkungen nicht mittheilt. So heißt es z. B.
14 Note 2. 'Orig. phil. 7. ungenau, aber
anders erklärbar' ohne weitere Angabe der
te; ferner S. 215 Note 4: 'Falsches steht
pl. de coelo f. 46 a)' wo dem Leser die

Stelle dieser pagina mitgetheilt werden mußte, wenn die Bemerkung für ihn einen Werth haben sollte. So ist S. 213 Note 2 ganz falsch citirt: Ar. de coelo II. 13, 22. III, 15, und die Stelle bey Stob. Note 3 ist nicht p. 796 sondern p. 296. — Bey der Lehre des Diogenes von Apollonia haben wir zu bemerken, daß der Vf., besonders um die bekannte Behauptung des Nicolaus von Damascus und Porphyry über jenen Philosophen zu erklären, die Luft nicht mit ihrem einfachen Begriffe, sondern die dünnere, durch Wärme entzündete Luft, zum Princip desselben macht, obgleich die Worte des D. selbst lehren, daß er sich hierbey an die allgemein geltende Bedeutung des Wortes *αἴρ* angeschlossen habe. Die Luft soll nach Diogenes auch nur die Bedingung der *νοῦς* seyn und viel Intelligenz enthalten, nicht die höchste Intelligenz selbst seyn. Die *διακρίσις τοῦ κοσμοῦ* — so nennt D. nach Pseudoplatarch die Gestirne — übersetzt der Vf. ohne Grund durch Athemwerkzeuge statt Ausathmungen der Welt, in welcher Hypothese D. wohl dem Xenophanes sich näherte.

Die Untersuchung über Heraclit verräth ein lebendiges Zurücksehen auf den eigenen Standpunct des alten Denkers mit sicherer Benützung der Quellen verbunden. Im Einzelnen hätte Rec. hier nur Folgendes zu bemerken. S. 259 behauptet der Verf., auf Diog. L. IX, 7 gestützt, Heraclit habe besonders das Zeugniß des Gesichtes verworfen; S. 260 heißt es aber (nach einem Fragmente des H.) die Augen sind genauere Zeugen, als die Ohren. Der Widerspruch läßt sich wohl lösen, wenn man annimmt, daß bey Diogenes vom Gesicht nicht im Gegensatz anderer Sinne die Rede ist, sondern das Gesicht, wie oft geschieht, für die äußern Sinne

überhaupt gesetzt ist (dann aber muß das 'besonders' wegfallen).

Die Weltverbrennung, welche Heraclit nach einigen Zeugnissen der Alten gelehrt haben soll, betrachtet Hr. R. im Gegensatz der Weltbildung als eine Rückkehr der Welt ins Feuer, die aber nur einen Uebergangspunct zu einer neuen Weltbildung ausmache (S. 255). Da jedoch, nach Heraclits Fragmenten, die Weltbildung niemals anfängt, und die Welt selbst ein ewig lebendes Feuer ist, so konnte jene Rückkehr doch nur ein periodisches Vorherrschen des Feuers im engeren Sinne, und so 'der Verwandlung nach oben', ohne Aufhebung der entgegengesetzten Bewegung seyn, was wiederum zu Schleiermachers Ansicht zurückführt. — Die allgemeine und göttliche Vernunft, sagt der Vf. S. 262, dem Sext. E. allzu wörtlich folgend, nennt Heraclit das Kriterion der Wahrheit. Den Ausdruck und Begriff des κοινος λογος, oder nach ion. Form εἶνος λογος, obgleich er, wie ich anderwärts bemerkt habe, erst bey den Stoikern herrschend wurde, finden wir zwar in den Aussprüchen des H., aber der Vf. hätte nicht sagen sollen, H. habe diesen z. A. das Kriterion der Wahrheit genannt, denn dieß ist bloß ein Kunstwort, dessen sich Sext. Emp., weil es ihm geläufig war, bediente, und findet sich in keinem Fragmente des H., so wenig als der Ausdruck εἰσπρωσις, wie der Vf. richtig bemerkt.

Ueber die Ansicht des Verf. von dem Anaximander, welcher an die Spitze der mechanischen Physiker gestellt wird, hat Rec. anderwärts gesprochen. Es ist ihm vorgekommen, als ob der Verf. in dessen Lehre den Gegensatz des Außern und Innern S. 281 mit einiger Künstlichkeit gesucht, von einer eigentlichen mechanischen Erklä-

rungsweise im Einzelnen aber nur dürftige Spuren aufgefunden hätte, z. B. das Mitwirken des Schweren und Leichten, was auch im chemischen Proceß vorkommt. Ohne Zweifel war es auch zu gewagt, die Hypothese des A. über die Bildung lebendiger Wesen, durch eine ähnliche bey Diodor Sic. I, 7 zu erklären, welche Wesseling dem Anaxagoras beygelegt hat; und es würde gar eine starke *petitio principii* seyn, wenn sie der Wf. darum auch dem Anaximander zuschreiben wollte. — Hierauf folgt nun die Lehre des hundert Jahre spätern Anaxagoras. Als Grundsatz der mechanischen Naturerklärung wird hier an die Spitze gestellt der Satz, daß alles Werden ein Gemischtwerden und das Vergehen ein Geschiedenwerden sey. Es wird aber hierbey der untergeordnete Grund der Anaxagoreischen Homoiomerien, nämlich, daß aus Allem Alles werden könne, auch das Verschiedene auseinander entstehe, (s. Tennemann Gesch. d. Phil. 2. Ausg. S. 382), übergangen. Den Beweis der unendlichen Kleinheit der (seiner) Elemente aus der unendlichen Theilbarkeit der wahrnehmbaren Dinge betreffend, so ist zu bemerken, daß die letzten Worte der in der Anm. 1. S. 296 angeführten Stelle *ei γαρ παν — μεζονος* Worte des Simplicius sind. Vieles gründet der Wf. auf das von ihm bey Anaxagoras wahrgenommene Streben, die Einheit und den Zusammenhang aller Urbestandtheile festzuhalten (S. 297), z. B. den Satz: in allen Dingen sey ein Theil von Allem, welcher Satz ihm den Sinn hat: durch den durchgängigen Zusammenhang der Urbestandtheile unter einander sey die Wirksamkeit aller in einem jeden. Noch mehr hängt dieß wohl mit des A. Ansicht von der Materie als dem Gemischten und Ungeordneten, im Gegensatz des ordnenden und

scheidenden *ποικ* zusammen. Anax. mußte, wie auch Ar. Met. 1, 7 erklärt, um eine Ordnung der Dinge hervorzubringen, den Stoff zuvor als unbestimmt setzen. Diese Unbestimmtheit besteht aber eben darin, daß nichts an sich geschieden ist, und in dieser Beziehung heißt es auch in dem bekannten Fragmente des Anax.: da die Dinge sich so verhalten (d. h. wohl: da sie ursprünglich eine Mischung darstellen) so muß man annehmen, daß Vieles und Verschiedenes in allem Gemischten ist und Samen aller Dinge *ic*.

In Hinsicht des Anfangs der Weltbildung ist es des Verfß. Meinung, daß Aristoteles sich zu wörtlich an die Äußerungen des Anaxagoras von einem frühern Zustande der Bewegungslosigkeit der Materie gehalten habe (S. 309), und daß, weil nach demselben doch die Wirksamkeit des Geistes rückwärts betrachtet immer geringer wird, die Weltbildung auch ohne plötzlichen Anfang zu denken sey. Indessen da das ganze Alterthum dem A. die Lehre von einem Anfange der realen Weltbewegung, in Uebereinstimmung mit den uns aufbewahrten Aussprüchen des A. beylegt, so möchten, wir um der bloßen Consequenz der Lehre willen, solchen Zeugnissen nicht widersprechen, um so weniger, da als erste Scheidung Luft und Aether ausdrücklich angegeben wird; denn auch in dem Fragment, wo gesagt wird, daß Dichte, das Feuchte, das Kalte und Finstere sey zusammengetreten an der Stelle der Erde, und diesem das Leichte, Wärme, Trockene als das nach dem höhern Raum hinstrebende entgegengesetzt wird, finden wir denselben Gegensatz wieder, und diesen Hauptgegensatz spricht auch Theophrast in einer bisher noch nicht beachteten Stelle *de sensu* §. 59 als Gegensatz des A. aus: — *οτι το μεν μακρον και λεπτον θερμον,*

genommen, während es die Pythagoreer (nach Arist. phys. III, 4) ursprünglich zwar außerhalb des Himmels oder der geordneten Welt, aber als *ovvia* sehen und das Leere, d. i. den Raum und die Zeit, nur aus dem *απειρον* in die gleichsam athmende Welt eingehen lassen (Arist. phys. IV, 6. Stob. ecl. p. 380). Was der Vf. gegen den natürlichen Sinn dieser Stelle S. 396 sagt — das Unbestimmte könne keine Arten haben, das Bestimmte nicht mit andern Bestimmten in dem Unbestimmten seyn — trifft nicht, weil ja Raum und Zeit als Gränzenloses in einander sind und unter dem Begriffe des *απειρον* zusammengefaßt werden konnten, wie denn auch die Zeit von den Pythagoreern Sphäre des Umfassenden genannt ward (vgl. Böckh Philol. S. 98 f. u. 108). Die Deutung des *απειρον* durch die unbestimmte Zweyheit, welche sich selbst bey Böckh noch findet (S. 55. 65) und auf die weitere Erklärung manchen Einfluß gehabt hat — Ref. hat die Gründe warum er denselben nicht für altpythagoreisch hält in seiner Comm. de rer. principiis etc. p. 20 angegeben — hat unser Verf. nicht berührt. Eben so vermiste Ref. hier eine bestimmte Angabe über das Verhältniß der pythagoreischen zu der ionischen Lehre. Ref. hatte gesagt, die Pythagoreer seyen bey der Betrachtung der Principien der Dinge zuerst über das Sinnliche und Körperliche hinausgegangen (weil, wer das Allgemeine oder die Form des Sinnlichen faßt, wie der Vf. die Zahl und Größe selbst nennt, es nicht mehr mit dem Reinsinnlichen und Einzelnen zu thun hat), er hatte, sich erinnernd an Plato's Ausdruck (Ar. Met. I, 6) gesagt, daß die Principien der Pythagoreer gleichsam zwischen dem Sinnlichen und Uebersinnlichen liegen; für bestimmter und

adäquater hält es der Verf., zu sagen (S. 607): 'mit dem Heraclitus, dem Anaximenes, dem Diogenes von Apollonia und dem Anaximandros stimmen die Pythagoreer darin überein, daß ein Uebersinnliches Grund des Sinnlichen sey'. Also z. B. die Lust des Anaximenes sey ein Uebersinnliches? Dagegen gehe man noch nicht über das Sinnliche hinaus, wenn man auf Zahl und Größe komme? — Als den Pythagoreern eigenthümlich betrachtet es der Verf., 'daß sie auf ethische Zwecke, auf eine wahre innere Tugend die Erscheinungen in der Welt zurückführten', während was einige Jonier bepläufig vom Sittlichen verhandelten, ganz die Farbe des Physischen an sich trägt. Wir räumen dieß gern ein, bemerken aber doch, daß die Lehre der Pythagoreer das Ethische noch im Symbol verhüllt und die Farbe des Mathematischen an sich trägt.

Hierauf folgt eine kurze und klare Darstellung der Philosophie der Eleaten, wobey wir uns nur einige Bemerkungen erlauben. Der Verf. legt dem Xenophanes die Verneinung alles Werdens und aller Vielheit bey. Dieß gründet sich vornehmlich auf den von Simplicius und in der angeblich aristotelischen Schrift de Xenophane etc. gebrauchten Schluß, daß das Werden (Gottes) weder aus Gleichem noch Ungleichem, oder aus Nichtseyn erfolgen könne. Aber der Verf. jener letztern Schrift bezieht in seiner Kritik dieses Schlusses denselben offenbar nur auf Gott, und alle älteren Zeugnisse lassen sich damit übereinstimmend erklären. Indessen gesteht der Vf. doch auch: die natürliche Vielheit mochte ihm als eine unvollkommene und gleichsam theilweise Enthüllung des göttlichen Wesens erscheinen (Seite 460). Ferner behauptet er Xe-

merken, wie E. einen Gegensatz zwischen menschlicher und göttlicher Erkenntniß mache, und diese, den eleatischen Lehren gemäß, als die Erkenntniß Gottes, des einen, welcher Alles regiert, betrachte. Allein der Grund, welchen Sertus Bericht bey dieser Unterscheidung unterlegt, scheint weiter kein anderer zu seyn, als daß E. von beschränkter menschlicher Erkenntniß redet, in deren Gegensatz Einige nun annehmen, daß E. eine unbeschränkte göttliche behauptet habe. Auch finden wir diesen Unterschied bey keinem andern ältern Schriftsteller hervorgehoben, ja Aristoteles bemerkte vielmehr, daß nach Empedokles des seligsten Gottes Einsicht beschränkt seyn müsse — denn es stehe ja der Haß außer ihm. Nun hält zwar E., den Denkern seiner Zeit und den von ihm in diesen Stellen wahrscheinlich nachgeahmten Xenophanes und Parmenides gleich, die verkörpernden Vorstellungen von Gott ab; aber das, was er über die Gottheit Positives sagt, ist wohl zu geringfügig, um darauf die Annahme zu bauen, daß jene Unterscheidung dieser Lehre characteristisch sey. (Beiläufig bemerkt Ref., daß der Ausdruck 'der eine, welcher Alles regiert' und die Uebersetzung des $\phi\gamma\gamma\upsilon$ $\epsilon\pi\eta$ durch 'heiliger Geist' dem ursprünglichen Colorit der alten Lehre fremd, artig sind.) Diese Annahmen weiter verfolgend unterscheidet unser Verf. nun weiter ein weltliches Erkennen, daß keine Ruhe und Sicherheit des Denkens vergönne und überall auf sinnliche Wahrnehmung hinauslaufe, die also nur Meinung, nicht wahres Wissen gewähre, und eine Erkenntniß durch die Vernunft; und von beiden sagt Herr R., sie gelten dem Empedokles für zwey ganz verschiedene Gebiete des Wissens (S. 537) — offenbar um E. den Eleaten näher zu bringen. Aber Ref. ersucht bloß den Verf., ihm

eine Stelle des Empedokles oder einen ältern Bericht zu zeigen, nach welchem Sinneskenntniß und Vernunftkenntniß bey E. zwey ganz verschiedene Gebiete des Wissens sind; im Gegentheil lehren Aristoteles und Theophrast daß die *αισθησις* und *φρονησις* ihm dasselbe sind. Verrathen wir aber mit dem Verf. in der Annahme zusammen, daß E. auch eine Reinigung der Sinneskenntniß durch die Vernunft angestrebt habe. — Mit der priesterlichen Weise des E. weiß der Vf. nicht wohl zu reimen, daß E. von Aristoteles Erfinder der Rhetorik genannt worden seyn soll; er erklärt dieß durch Mißverständnis oder Scherz (S. 510 Anm. 6); Ref. hat es auf mündliche Vorträge bezogen und stützt sich dabey auch auf den von dem Verf. übersehenen Vers des Epigrammen Dichter *Εμπεδοκλ. αγοραιων κλητης επων*; denn Satyros nannte ihn nach Diog. L. nur vermuthungsweise *ρητορα αριστον*. Vergl. auch Quinctil. inst. or. III, 1.

Die sechste Abtheilung schließt die Geschichte der vorsocratischen Philosophie mit den Atomisten und Sophisten. Der Verf. aber rechnet die ersteren zu den letzteren, gegen den Sprachgebrauch der Socraticer, weil er in der Atomistik selbst eine gegen die Wissenschaft gerichtete Denkart erblickt, ungeachtet er gestehen muß, daß die atomistische Denkart nicht mit dem Bewußtseyn dieser hervorgetreten sey. Beyläufig bemerken wir hier, daß er die sophistische Rednerey mit Schloffer von Antiphon her datiert (S. 545), was vielleicht auf einer Verwechslung des Redners Antiphon mit dem bey Xenophon, in den Memorabilien, vorkommenden Sophisten dieses Namens beruht, während jener, der würdige Lehrer des Thucydides (Thucyd. VIII, 68), auch von Cicero (Brut. XII) nach Protagoras und Gorgias

gestellt wird. Die Gründe der Zeitrechnung (S. 558), welche den Verf. bestimmen, der Axiomenlehre die Stellung in der sophistischen Uebergangsperiode zu geben, können sich nicht auf Zenon beziehen, auf Demokrit aber nicht viel mehr, als auf andere, welche der Zeit des Perikles angehören. Hier wollen wir übrigens nur bemerken, daß unser Vf. Ansicht über Demokrit mit der der Alten über diesen Philosophen gar nicht übereinstimme. Man vergleiche z. B. Aristoteles Met. IV, 5, wo er, nebst Anaxagoras, von den sophistischen Lehrern unterschieden wird, und Cic. Ac. Qu. IV, 5. Aelian V, H. IV, 20. und Suidas. Der Vf. will zwar den Demokrit unter die Sophisten nicht wegen der Absicht, sondern wegen der Folgen seiner Lehre setzen; gleichwohl redet er doch von einer Absicht, die lebendige Seelenthätigkeit als etwas ganz Gemeinsames erscheinen zu lassen, ja von einer Feindseligkeit gegen die höhern geistigen Erscheinungen (S. 575), er sagt, D. habe sich 'nicht verhöhlet, daß alle wahre Wissenschaft durch seine Lehre aufgehoben werde' (S. 576). Diese Uebertreibungen werden aber wieder durch diejenigen Stellen corrigiert, in welchen nur von einem halben Bewußtseyn des D. (vergl. 558 S.) die Rede ist. Unter den Sophisten hebt Hr. K. noch Protagoras, Gorgias und Euthydem hervor, und gibt am Schlusse des ersten Bandes eine Uebersicht der vorsokratischen Periode.

Der zweite und dritte Band, über deren Inhalt wir nur zu berichten genöthigt sind, umfassen die zweite Periode der griechischen Philosophie, oder die Geschichte der sokratischen Schulen. Sie wird im siebenten Buch nach einer Vorerinnerung über ihren Character mit Sokrates und den unvollkommenen Sokratikern (d. i. den

cyrenaischen, cynischen, megarischen und damit verwandten Schulen) begonnen. Sehr besonnen ist die Schilderung des Sokrates; nur der einzige Punkt, in welcher Weise Sokrates die Tugend Wissenschaft nannte, und Aristoteles ihn deshalb tadelt (S. 75) scheint dem Ref. nicht zur Klarheit gebracht worden zu seyn. Das achte Buch verbreitet sich über Plato und die ältere Academie. Hier ist vorzüglich der Zusammenhang zu loben, in welchem der Vf. die platonischen Lehren nach der zum Grunde liegenden Eintheilung in Dialectik, Physik und Ethik vorgetragen und eine klare Uebersicht dem Leser möglich gemacht hat. Dieselbe Eintheilung und Anordnung verfolgt der gelehrte Verf. mit großem Glück bey Aristoteles, von dessen Lehre und Schule das neunte Buch handelt. Es kann hier vorzüglich darauf aufmerksam gemacht werden, daß durch diese Forschung die Logik des Aristoteles ganz als etwas anders erscheint, als wofür sie gewöhnlich genommen wird (vgl. III, 6 S. 65), und daß die Untersuchung, welche späterhin Metaphysik genannt worden ist, hier an ihrem wahren Orte erscheint, wo sie an die Stelle der platonischen Dialectik tritt. Ueber Einzelnes wird sich Ref. vielleicht an einem andern Orte erklären.

Mit Recht erblickt der Vf. den Keim der echten griechischen Philosophie in der Jünglingsseele des greisen Sokrates, welche in dem Drange nach der Erkenntniß seiner selbst alle Wissenschaft und Tugend von vernünftiger Einsicht abhängig macht, und die Entwicklung des sokratischen Bewußtseyns (S. 701) in Plato, der das Höchste im Auge, sich jugendlich der Zukunft zuwendet, während der männlich besonnene Geist des Aristoteles die gegenwärtige Wirklichkeit von der Idee durch-

wirkt sieht, ohne daß diese die Materie nach seiner Weltansicht ganz zu beherrschen im Stande wäre. Mit dem Verfall des freyen griechischen Lebens hängen dann die antiphilosophischen Richtungen zusammen, welche nach Aristoteles Zeit bestimmter hervortreten, und die der Verf. in den folgenden Abtheilungen schildert. Im zehnten Buche nämlich entwickelt er die Ansicht der Skeptiker und des Epikur. Im elften handelt er von der Lehre der Stoiker, wobei er die ältern Stoiker, deren Logik, Physik und Ethik er genauer verfolgt (die Frage wie sich der *ορδος λογος* zur *φαντασια καταληπτική* verhalte, bedürfte noch weiterer Untersuchung), von der der späteren Stoiker gehörig unterscheidet, und von der neueren Academie, mit welcher dieser Abschnitt schließt. In diesen Lehren nun zeigt sich die Idee mit der Wirklichkeit zerfallen und der Blick von der verachteten Gegenwart auf die Vergangenheit zurückgewendet. In eklektischer Gelehrsamkeit ging das wissenschaftliche Streben unter.

Wir können nur wünschen, daß uns der Fleiß des Verfassers bald mit dem vierten Bande dieses Werks, welcher ohne Zweifel die Philosophie in dem Kreise der römischen Welt und die Alexandrinische Philosophie schildern wird, beschenken möge.

Wendt.

Ö. 829 B. 17 I. Zeichen st. Ziehen
Casper st. Caspar

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Junius 1832.

Berlin.

Im Verlage von C. C. Nauck, 1830: Lexicon Taciteum sive de Stilo C. Cornelii Taciti, praemissis de Taciti vita, scriptis ac scribendi genere prolegomenis, scripsit Guil. Bötticher, philos. doctor, AA. LL. M., Gymnasii quod Berolini floret Friderico-Guilielmini professor. XIV praef. CII proleg. und 499 Seiten in Octav. Mit dem Motto aus Tacit. Dial. de or. cap. 18: Hoc interim probasse contentus sum, non esse unum eloquentiae vultum, sed in illis quoque, quos vocatis antiquos, plures species deprehendi, nec statim deterius esse quod diversum est.

Was J. A. Ernesti und Schüz durch die Clavis Ciceroniana, A. G. Ernesti und seine neuesten Nachfolger durch das Glossarium Livianum, oder, um die prominentesten Beispiele in Bezug auf die Griechische Literatur zu wählen, was Sturz durch sein Lexicon Xenophonticum, und Schweighäuser durch sein Lexicon Hero-

doteum und Polybianum geleistet hat, dasselbe sucht jetzt Herr B. durch vorliegendes Lexicon Taciteum zu leisten.

Die lexicalische Darstellung der Tacitischen Sprache eigenthümlichkeiten in ihrem ganzen Umfange nebst einer beyläufigen Vergleichung des Sprachidioms früherer und gleichzeitiger Schriftsteller, nicht aber ein vollständiges Verzeichniß aller in den Werken des Tacitus vorkommender Wörter, ist Zweck dieses Versuches, den man, sollte er auch als der erste in seiner Art noch nicht in jeder Einzelheit den wünschenswerthen Grad von Vollkommenheit erreicht haben, gewiß überall mit Dank aufnehmen wird.

Die Grundzüge zu einem solchen Unternehmen sind schon in den größern Sprachschätzen, besonders in Forcellini, enthalten, und Manches liefern auch die neuern Grammatiken und ausführlichern Werke über die Römischen Partikeln, ohne die Commentatoren des Tacitus selbst zu erwähnen, die, wären ihrer mehrere von demselben Tacitischen Geiste beseelt gewesen, wie einst Lipsius, und unter unsern Zeitgenossen Walch, noch weit mehr in dieser Rücksicht hätten vorarbeiten können. Um nun alle frühern Leistungen mit den reichhaltigen Ergebnissen eigener Studien zu einem brauchbaren Ganzen zu vereinigen, bedurfte es eines ordnenden Princip, welches, da es der Verfasser nirgend mit Bestimmtheit ausgesprochen hat, wir nur aus der Behandlung der einzelnen Artikel abnehmen können. Hier finden sich nun neben vielen vortrefflichen Beobachtungen manche Verstöße gegen die streng logische Anordnung der verschiedenen Bedeutungen irgend eines Tacitischen Wortes, namentlich in der Erforschung und Feststellung der Grundbedeutung und in der vernunftgemäßen Entwick-

seiner entfernteren und schwächern ja oft unkenntlichen Schattierungen — Mängel, da man sie fast in jedem Lexicon mehr oder ger nachweisen kann, hier um so weniger reden dürfen, da gerade Tacitus dem Lexicographen in dieser Hinsicht die größten Schwierigkeiten in den Weg legt. Dem aufmerksamen: genügt es bey vielen Artikeln schwerlich, bloße Verweisung auf den frühern und gewöhnlichen Gebrauch eines Wortes bey Livius, Cicero, u. s. w. zu finden, ohne zugleich diesen auch mit ein paar Worten angedeutet zu sehn, damit die Grundlage nicht fehle, auf welcher das Gebäude selbst aufgeführt werden soll. So geht uns der ursprüngliche Sinn eines Wortes so wird uns die empirische Zusammenstellung des abweichenden Gebrauchs desselben bey Tacitus und einem einzelnen Schriftsteller nie einen richtigen und richtigen Begriff von diesen Eigenheiten verschaffen können.

Die besondere Aufmerksamkeit hat der Verf. der Behandlung der Casus, der Präpositionen der Partikeln überhaupt gewidmet, ohne hier überall die kleinen Nachlässigkeiten zu verzeihen kommen zu lassen, die der geneigte Leser in andern Theilen des Buchs kaum übersehen kann. Am ausführlichsten ist die Darstellung der Eigentümlichkeiten des Accusativs, dessen Gebrauch in der That bey Tacitus nach dem Vorgange der ältern Römischen Dichter, zu dessen sich seine Sprache überhaupt auch in vielen andern Einzelheiten hinneigt, und aus denen manchen damals veralteten Ausdruck durch überraschende Wendungen mit Glück zurückgerufen und mit neuer Kraft belebt hat, vorherrschend ist. Nachdem Herr B. hier zuerst über die Form des Accusativs in in und is, ferner

über dessen Begriff und Verhältniß zum Dativ bemerkt gemacht, und die Aufmerksamkeit gelegentlich auf den Griechischen Sprachgebrauch hingelenkt hat, geht er die einzelnen Klassen von Zeitwörtern durch, die bey Tacitus vorzugsweise mit dem Accusativ verbunden werden, und beleuchtet dann die übrigen Verhältnisse dieses Casus, in deren Darstellung man aber hier und da das leitende Princip vermißt, und nicht selten auf Beweisstellen stößt, deren Richtigkeit in dieser Rücksicht noch keineswegs durch handschriftliche Auctoritäten oder durch die übereinstimmenden Ansichten der gelehrten Herausgeber erwiesen ist. Es bleibt auch sonst bey der stillschweigenden Anwendung mancher vielbesprochenen Stelle des Tacitus ungewiß, welchem Texte des Verfassers Urtheil den Vorzug vor allen andern eingeräumt hat, oder ob er überhaupt irgend einen der vorhandenen für den richtigen anerkennt. Uebrigens wird man es nur billigen können, daß der Verf. die mit dem Accusativ verbundenen Präpositionen, wie *ad*, in mit in das Gebiet dieses Casus aufgenommen hat.

Sehr zweckmäßig hat der Verf. die wichtigsten Punkte über Tacitus' Leben und Werke und über die Eigenthümlichkeiten seiner Schreibart in eben so lehrreichen als ausführlichen Prolegomenen unter eine allgemeine Uebersicht zu bringen gesucht, deren lakophonische Bezeichnung auf dem obigen Titel des Buchs: *de scriptis — scribendi genere — scripsit B.* übrigens kein ungünstiges Vorurtheil gegen das Ganze erwecken darf.

Das Geburtsjahr des Tacitus wird auf 52 p. Ch. zurückgesetzt, und hauptsächlich nach dem Geburtsjahre des jüngern Plinius bestimmt, welches ohne Widerspruch in 62 fällt. Es versteht

ich von selbst, daß dieß bloß eine muthmaßliche Angabe ist, die ihre Hauptstütze in einem Briefe des Plinius an Tacitus findet (7, 20), wo jener diesen seinen etwas ältern schon berühmten Zeitgenossen nennt. Den Unterschied auf 7 oder 10 Jahre anzugeben, ist ziemlich willkürlich, wenn nicht andere Umstände bestimmter für das eine oder das andere sprechen, oder zu einer verschiedenen Annahme zwingen. Aus hist. 1, 1., wo Tacitus sagt, Galba, Ottho, Vitellius wären ihm weder durch Wohlthat noch durch Kränzung bekannt, geht wenigstens so viel hervor, daß der Geschichtschreiber schon 68, wo Galba zum Kaiser ernannt wurde, ein erwachsener Jüngling gewesen; und wenn er ebendasselbst bemerkt, seine Würde hätte unter Vespasian begonnen, so bleibt es, obgleich wir wissen, daß niemand vor dem 25ten Jahre zur Quästur gelangen konnte, doch ungewiß, ob Tacitus gerade im 25ten Lebensjahre und im 8ten Regierungsjahre des Vespasian Quästor geworden. — Ueber den Geburtsort, die Erziehung, und den Lebenslauf des Tacitus überhaupt werden die wenigen bekannten Notizen noch einmal wiederholt. So ungenügend und mangelhaft nun auch die Nachrichten über Tacitus' äußere Lebensumstände seyn mögen, so gibt es doch fast keinen Schriftsteller des Alterthums, der uns in seinen Werken ein deutlicheres und reineres Bild der eigenen geistigen Individualität hinterlassen hätte, als gerade Tacitus; und diese darzustellen, sollte billig das höchste Ziel seiner Biographen seyn. Was für ein herrlicher Stoff für den nachdenkenden und nicht empfänglichen Forscher! Und doch ist er erst in den neuesten Zeiten von Wenigen richtig aufgefaßt, und nur theilweise benutzt worden. Die Schriften über den Kunstcharacter und

die Bestanschauung des Tacitus sind sehr werthvolle Beyträge zu einer künftigen Biographie, die sich des großen Geschichtschreibers würdig erweisen will.

Zunächst folgen einige Bemerkungen über Tacitus Schriften, und zwar besonders über den *dialogus de causis corruptae eloquentiae*, für dessen Verfasser man den neuesten Untersuchungen zufolge wiederum den Tacitus anerkennt, nachdem man, durch Rhenanus' und noch mehr durch Lipsius' Ausspruch verleitet, ihn lange Zeit als ein pseudonymisches Werk betrachtet hatte, das einige als ein höchst nüchternes und incorrectes Nachwerk verschrien — ein Urtheil, welches noch neulich die Breslauer Bearbeitung und Gutmann in der Drellischen Ausgabe mit verstärkter Bitterkeit wiederholt hat. Herr B. stimmt mit A. G. Lange, dessen gründliche Vertheidigung eine Hauptzierde der Dronkischen Ausgabe bildet, und die wir nächstens zum dritten Male in dem angekündigten Nachlasse von Lange gedruckt sehen werden, für Tacitus, und sucht die Hauptstützen dieser Meinung theils in der Uebereinstimmung sämtlicher Handschriften (auf die auch Drelli den größten Werth legt S. LXIV), die ohne Ausnahme den Namen Tacitus vor der Stirn tragen, und theils in allgemeinen Ansichten und in der Sprache selbst, die hier dieselbe Farbe trägt wie in den übrigen Tacitischen Schriften, wie Wopken's einerseits und Walch andererseits durch genaue Nachweisungen dargethan hat. Zuletzt wird noch die durch Lange mit cap. 12 dieses Dialogs verglichene Stelle des jüngern Plinius (9, 10) als entscheidender Beweis hinzugefügt, den aber Herr Gutmann in Zürich (S. 112 ed. Orell), der für Lipsius Meinung neue Gründe aufgefunden zu haben

glaubt, neulich dadurch gänzlich zu zernichten strebte, daß er jenen Brief des Plinius mit unglaublicher Kühnheit für ein Product des Tacitus erklärte, indem er sich darin unvereinbare Widersprüche schafft, wenn man ihn als Plinianischen gelten läßt. Uebrigens kann das Zeugniß des Julius Pomponius Sabinus, der *calamistros* aus cap. 26 dieses Dialogs des Tacitus citiert, von gar keiner, wenigstens von keiner größern Bedeutung seyn, als das der ältesten Ausgaben, da jener Gelehrte, der sich auch Julius Sanseverinus, oder Vicentinus, oder auch Eätus nannte, zwey und zwanzig Jahre nach dem Erscheinen des ersten Druckes der Tacitischen Schriften starb (1494). Drelli, dem dieses nicht entging (S. LXV) entscheidet sich bey diesem Zwiespalt der Meinungen für Lange's Urtheil, und macht einige sehr treffende Bemerkungen über diese Streitfrage.

Von den übrigen historischen Schriften des Tacitus wird uns in der größten Kürze nur die Zeit ihrer Abfassung gemeldet. Wie der gedachte Dialog etwa im 24sten Lebensjahre des Autors geschrieben seyn soll, so wird die Biographie des Agricola ins 45ste verlegt, die Schilderung Deutschlands zwey Jahre später, ferner die Geschichtsbücher ins 50ste Jahr, und bald darauf die Annalen.

Hiernach stellt der Verf. einige Betrachtungen über die historische Glaubwürdigkeit seines Schriftstellers an, und weist die Quellen nach, die dieser theils benutz zu haben versichert, theils nach Gründen der Wahrscheinlichkeit benutz hat. Durch eine Vergleichung der Quellen können wir selbst freylich, da diese sämmtlich verloren gegangen sind, zu keinem entscheidenden Urtheile gelangen, und müssen uns daher auf Tacitus eigene Aus-

sage meistens allein verlassen; indessen leuchtet uns aus allen seinen Schriften ein solcher Wahrheitsinn entgegen, daß selbst die eigensinnigste Zweifelsucht sich scheu vor ihm zurückzieht. Hr. B. hat sich nur mit einer Andeutung der Quellen im Allgemeinen begnügt, da es doch bey der großen Verschiedenheit der von Tacitus behandelten Stoffe sehr wünschenswerth gewesen wäre, die Quellen jeder einzelnen Schrift, so weit es möglich ist, zu erforschen und zu würdigen. Hier ist außer dem, was Meierotto und Just geleistet haben, auch noch Manches im Einzelnen, namentlich für die Germania und Agricola's Biographie von sachkundigen Männern vorgearbeitet worden. Eine Berücksichtigung hätte wenigstens auch die neulich von Juden ausgesprochene Ansicht von der Germania als einem untergeschobenen Schriftlein, verdient, und wäre es auch nur der Sonderbarkeit wegen geschehen.

Die historische Kunst des Tacitus in ihrer ganzen Herrlichkeit zu begreifen und mit Würde zu schildern, erfordert ein so reges geistiges Leben, eine so vielseitige Bildung und so tiefe Einsicht in die geheimsten Triebfedern der menschlichen Handlungen, daß man sich nicht wundern darf, wenn sich bisher nur Wenige an dieses periculosae plenum opus aleae gewagt, und, wie es zu geschehen pflegt, die ignes suppositos cineri doloso zu sehr gescheut haben. Es war ein glücklicher Gedanke Fr. Roth's, vergleichende Betrachtungen über Tacitus und Thukydides anzustellen; auch ist durch Gordon's Scharfsinn und Süvern's geistreiche Forschungen manches politische Geständniß des großen Historikers in seinem wahren Lichte dargestellt worden. Man hüte sich aber, den mit dem edelsten Sinne nach geistiger Unabhängigkeit Strebenden in einen un-

sonnenen Freyheitsprediger, dessen Schwäche Niemand besser durchschaute, als Tacitus selbst, umzudeuten. Gegen andere Bewundigungen, die zum Theil schon das Alter, um dem Tacitus gegenüber stellte, ist dieser von oft, und jetzt auch wieder von Herrn B. Schutz genommen.

Die zweyte Hälfte der Prolegomenen beschäftigt sich mit der Sprache des Tacitus, und sucht dasjenige unter bestimmte Gesetze zu bringen, was im Lexicon selbst keine Erklärung finden konnte. Wie innig die Sprache des Tacitus mit seiner geistigen Individualität zusammenhängt, und wie die Eigenheiten und Merkwürdigkeiten jener nur in dieser einen befriedigenden Aufschluß finden, könnte man noch mehr an Einzelnen und mit noch überzeugendern Gründen darthun, als dieß bisher von Lundblad, Lunde, von Buhle, L. Roth und Günther geschehen ist. Herr B. gibt uns mit Ausfertigung dessen, was Tacitus mit Cicero und andern frühern Historikern, Livius und Sallustius, gemein hat, eine vierfache alphabetische Liste von einzelnen Tacitischen Ausdrücken, die von der gewöhnlichen Latinität abweichen, und sich 1) nur bey den frühern Dichtern finden; oder 2) als Eigenthümlichkeiten des Tacitischen Zeitalters zu betrachten sind; oder 3) bey den spätern Schriftstellern wiederkehren; oder endlich 4) von Tacitus allein angewandt worden sind. Unter die grammatischen Eigenheiten werden nach Günther vorzugsweise die Hauptwörter pro, io, mentum, ilis, ferner eine Anzahl zusammengesetzter Zeitwörter statt der einfachen, und umgekehrt; endlich der überaus häufige Gebrauch der Frequentativa gerechnet. Diese Beobachtungen bilden mit der folgenden Darstell-

lung der Hauptmomente der Syntax sehr lichtvolle Umriffe einer Tacitischen Grammatik, um so mehr da sich Herr B. die Mühe gegeben hat, die einzelnen Theile der Syntax in die hergebrachte grammatische Ordnung zu bringen; also in Syntax der Casus, der Adjective und Pronomina, und in Syntax der Verba und Partikeln. Die Geseze der Tacitischen Darstellung und die damit zusammenhängenden Merkwürdigkeiten des Tacitischen Styls findet Herr B. nun überhaupt in Mannigfaltigkeit, Kürze und poetischer Farbe. Das Gesez der Mannigfaltigkeit sucht er nicht nur in dem Gebrauche einzelner Wörter und Redensarten, sondern auch in der grammatischen Composition der Wörter und in der Bildung der Perioden nachzuweisen. Das Gesez der vielgepriesenen, aber nicht immer verstandenen, und überhaupt noch nicht in allen Puncten durchdrungenen Kürze wird erstens in der *constructio praegnans* dargelegt, wovon dieses zu den merkwürdigsten Beispielen gehört, Ann. 1, 59: *subjectus servitio uxoris uterus i. e. uxor praegnans et partus quem editura erat*. Hierauf folgen einige Proben der *Syllepsis* und des *Zeugma*. Wie nun ferner auch das *ἐν διὰ δύοιν*, die *Anadiplosis* und der *Pleonasmus* dem Geseze der Kürze unterworfen werden können, wie dieß in den Prolegomenen geschehen, möchte wohl bey dem ersten Anblick etwas paradox erscheinen. Größere Kraft und Lebendigkeit gewinnt freylich die Rede durch zweckmäßige Anwendung jener Figuren; aber wird man sie deswegen zur *Brachylogie* rechnen können? besonders die *ubertas orationis*, oder Zusammenstellung sehr sinnverwandter Begriffe, die so häufig in den rhetorischen Stellen vorkommt? — Uebrigens

sind die verschiedenen Arten der Ellipsen ausführlich behandelt. — Das letzte Kapitel endlich über die poetische Farbe des Tacitischen Stils stellt einige poetische Ausdrücke und Wendungen so wie auch eine kleine Anzahl Hellenismen zusammen; läßt aber auch hier, wie schon oben vom Lexicon bemerkt worden ist, Manches zu wünschen übrig.

G. H. B.

L e i p z i g.

Bey Göschen: Klopstock's Oden. Mit erläuternden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters von J. G. Gruber. 1. Bd. XVI 150 und 334 Seiten. 2. Bd. 389 S. 1831. Octav.

Eine neue Ausgabe der Klopstock'schen Oden mit erläuternden Anmerkungen, kann wohl, und zwar in einem vorzüglichen Sinne, zeitgemäß genannt werden. Denn es ist das deutsche Vaterland und seine Freyheit, deutsche Zunge und Bildung, deutsche Freundschaft und Liebe, welche die fromme Muse des gefeyerten Dichters im Morgenstrahle der neu erwachten deutschen Dichtkunst sang. Welchem Jüngling, der seiner Nation wahrhaft zugethan und von jenen Idealen erfüllt ist, sollte es jetzt nicht frommen, sich von dem keuschen, auf Christus Religion vertrauendem Geiste anwehen zu lassen, der nicht nur jenes erhabenen Vorsängers Weisen beseelte, sondern überhaupt sein ganzes Daseyn trug und zu jenen würdigen Zwecken die edelste Richtung gab? Ein Rückblick auf solche Größe ist kein Rückschritt; denn so hoher Sinn trägt ein unvergängliches Leben in sich und der Dichter konnte wohl mit Recht sa-

gen (Ode 109) 'Die Erhebung der Sprache, Ihr gewählterer Schall, Bewegterer, edlerer Gang, Darstellung, die innerste Kraft der Dichtkunst; Und sie, und sie, die Religion, Heilig sie und erhaben, Furchtbar und lieblich, und groß und hehr, Von Gott gesandt, Haben mein Maal errichtet.' Auch mag mancher lernen von ihm, wie ein edler Geist die Freyheit liebt, aber die Frechheit verabscheut.

Aber es gibt auch zu lernen an Klopstocks Sprache, auf positive und negative Weise, und wenn einerseits oft die schmucklose Kraft erfreut, so gibt es auch Härten und Räthsel zu erklären, welche sein so weit getriebenes Streben nach Erhabenheit durch lakonischen Wortklang, hervorgebracht hat. Zu beiden Zwecken können erläuternde Anmerkungen dienen. Auch ist ja die Zeit gekommen, wo das Studium der deutschen Classiker nicht mehr von der Lesung der Alten verdrängt wird. Ja selbst Fremde, die den deutschen Dichtergeist kennen zu lernen bemüht sind, und hier größere Schwierigkeit, als anderwärts, zu erwarten haben, möchten einen fortlaufenden Commentar gern annehmen. Die Verlags-handlung hat dazu einen befähigten Mann erwählt, der nicht nur überhaupt in diesem Felde bewandert, sondern, wie er in der Vorrede erklärt, auch durch seine frühe Liebe zu Klopstocks Oden bewogen wurde, sich einst des Dichters eigene Erläuterungen über Manches zu erbitten, die dieser auch freundlich mittheilte. Auch unterstützte ihn Welterlein's ausführlicher Commentar, den er jedoch, wie Gramer's und Delbrück's Werke, mit freyem Urtheil benutzte.

Welche Schwierigkeiten es hat, zu Oden, die in einer lebenden, und vorzüglich in der deut-

schen Sprache geschrieben sind, erläuternde Anmerkungen zu geben, springt in die Augen. Obzuehin wird die erklärende Umschreibung eines poetischen, und besonders des erhabenen Ausdrucks, meist mit Ungunst betrachtet, obwohl es nicht darauf abgesehen ist, damit einen Stellvertreter für den ganz eigenthümlichen Ausdruck des Dichters zu geben, sondern die Schwierigkeit, die das Verständniß des Eigenthümlichen haben kann, zu heben, und durch allgemeine Andeutungen an das Besondere zu erinnern. Dazu kommt, daß das Verständniß des Eigenthümlichen, um so schwieriger ist, je mehr es, wie hier oft, den Anschein des Sonderbaren hat. Oft sind mehrere Deutungen möglich, und eine nur im Sinne des Dichters die richtige, oft vereinigt auch des Dichters prägnanter Ausdruck mehrere Bedeutungen. Hierin nun finden wir uns von unserm Commentator meist befriedigt. Es gibt aber Fälle, wo der Sinn wohl klar und unzweideutig, aber die Construction es nicht ist, Fälle, wo der Dichter von dem regelmäßigen Sprachgebrauche abweicht, und wo der Leser wissen möchte, wie jener Sinn sich durch die Sprache rechtfertigen läßt, ob der Dichter eine neue Bahn des wahren Ausdrucks, im Geiste der Sprache, gebrochen, oder ob er vielleicht durch Streben nach Kürze oder nach Wohlklang der Bewegung in Sonderbarkeit und nicht nachahmungswerthe Härte verfallen sey — welche Nachweisung bey einer lebenden Sprache, die eine äußere Autorität nicht anerkennt, und wo der Uebergang aus dem Kräftigen und Kühnen in das Härte, aus der freien Bewegung ins Launenhafte und Gesetzwidrige, die feinste Beurtheilung in Verlegenheit setzen kann. So z. B. heißt es gleich in

der ersten Ode: 'und der lächelnde Blick einer nur schönen Frau, der zu dunkel die Singer ist.' Eine Anmerkung sagt zum ersten Verse: 'eine Frau, die weiter nichts ist als schön'; — kaum würde ein Leser für diese erste Zeile einer Erklärung bedurft haben — aber die folgende, wie läßt sie sich grammatisch erklären? Vergebens bezieht man den Artikel der als Nominativ, wie es am natürlichsten wäre, auf den Blick; der Dichter aber hat die lateinische Wendung im Sinne gehabt *qua obscurior* — est, d. i. die durch ihre Schönheit noch berühmter ist, als die Singer; oder er meint damit: der (d. i. welcher schönen Frau — Dativ) die Singer noch zu dunkel = unberühmt scheint. Die Anmerkung aber sagt davon nichts. — Es ist ganz richtig, wenn der Verf. zur Erklärung der Anfangsworte der LVI. Ode: 'Schrecket noch andrer Gesang dich' 2c. sagt: 'wenn dir die Poesie eines andern Volks, als der Griechen, unübertrefflich scheint' 2c.; aber wie der, alles dieß in einem Wort zusammenfassen wollende Dichter diesen Gedanken an jenes Wort (schrecket) knüpfen konnte, wird sich der Schüler nicht erklären, und auch der ausgebildete Leser erst, nachdem er die ganze Ode durchlesen, und vielleicht noch weiter darüber nachgedacht hat, finden können. — Ein anderes Beispiel: In der XCVI. Ode heißt es 'Eut erscholl's seit grauer Zeit, gebot Folgerung —: nichts ist ohne Ursach!' In der erklärenden Anmerkung heißt es nur: 'Gebot Folgerung = es wurde als Grundsatz aufgestellt'. Der Sinn ist richtig aufgefaßt; aber es hätte zur grammatischen Erklärung angeführt werden müssen, daß das 'gebot' von dem wiederholten 'es' welches in dem erscholl's liegt, abhängig gedacht werden

muß, dann aber auch bemerkt werden, daß Folgerung als Accusativ zu nehmen ist, = es gebot Folgerung d. h. zu folgern, für die Folgerung (der Ruf, der Grundsatz:) nichts ist ohne Ursach. Wie diese Seite der Erklärung, die dem Jüngern oder Fremden, welcher die Sprache studiert, um so wichtiger seyn muß, je mehr auf das Sprachverdienst dieses Dichters hingewiesen wird, in diesen Anmerkungen nicht gehörig beachtet ist, und unser Commentator den Tadel des Dichters in ästhetischer Hinsicht, der bei einer solchen Erklärung auch zuweilen nicht zu vermeiden ist, zu sehr gescheut hat; so hätte auch die rhytmische Seite der Klopstock'schen Odenpoesie Gegenstand mancher dankenswerthen Belehrung werden können, z. B. in den Fällen wo der Dichter das Grundschema in der Strophe verläßt, wo er mit verschiedenartigen Strophen frey wechselt, ja in die Prosa übergeht.

Eine sehr schätzbare und nicht unwesentliche Zugabe ist die von dem Herausgeber vorangestellte Biographie, da derselbe nicht bloß aus den vollständigen Quellen schöpfte (die Verlagsangelegenheit betreffend, in deren Hinsicht dem Ref. Klopstock's Recht noch zweifelhaft geblieben ist, benutzte der Herausgeber eine ihm von der Buchhandlung Hemmerde mitgetheilte Correspondenz), sondern auch diese Schilderung in besonderer Beziehung auf die lyrischen Gedichte Klopstock's abgefaßt, und durch sie das Verständniß derselben sehr befördert hat, so wie gegenseitig diese Gedichte jene Schilderung fördern. — Die Verlagsbandlung hat dieser, nicht theuern Ausgabe auch ein anständiges Außere gegeben.

Eben d a s e l b s t.

Ben Barth: Systematische Darstellung der Fortpflanzung der Vögel Europa's mit Abbildungen der Eier. Im Vereine mit L. Brehm (und) G. H. W. Thienemann herausgegeben von F. A. L. Thienemann. Vierte Abtheilung: Körnerfresser. Sumpfvögel. 1830. 54 Seiten, nebst 6 illuminierten Kupfertafeln in 4.

Dieses Heft beginnt mit dem Reste der Körnerfresser (m. f. gel. Anz. 1831. St. 126. 127. S. 1261), handelt sodann von den Alcedoriden und Laufvögeln und schließt mit den Sumpfvögeln. Die darin abgehandelten Gattungen sind: *Pterocles* (2 Arten), *Perdix* (6 A.), *Hemipodius* (2 A.); *Glareola* (1 A.); *Otis* (3 A.), *Cursorius* (1 A.); *Oedicnemus* (1 A.), *Calidris* (1 A.), *Himantopus* (1 A.), *Haematopus* (1 A.), *Charadrius* (5 A.), *Vanelus* (2 A.), *Strepsilas* (1 A.), *Grus* (3 A.), *Ciconia* (3 A.), *Ardea* (8 A.), *Phoenicopterus* (1 A.), *Recurvirostra* (1 A.), *Platalea* (1 A.), *Ibis* (1 A.), *Numenius* (2 A.), *Tringa* (8 A.); *Totanus* (10 A.), *Limosa* (2 A.), *Scolopax* (5 A.), *Rallus* (1 A.), *Gallinula* (5 A.), *Porphyrio* (1 A.). — Die Zahl der beschriebenen Eier beträgt demnach 79, die der abgebildeten aber nur 53. Wir wünschen daß der Schluß des ganzen Werkes, nämlich das 5te und 6te Heft, bey dessen Anzeige wir auf das Ganze noch einmal einen Rückblick zu werfen gedenken, bald nachfolgen möge.

Bd.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 11. Junius 1832.

Berlin.

Ben Stühr: William Scot's amtlicher Bericht über die epidemische Cholera. Deutsch bearbeitet von Dr. F. J. Behrend, bevorwortet und mit Anmerkungen begleitet von Dr. Moritz Heinrich Romberg, dirigierendem Arzte des Cholera-Hospitals N. 1. zu Berlin etc. 1832. VIII u. 156 S. n Octav.

Nachdem dem Herausgeber eine reichhaltige Gelegenheit zur Beobachtung der asiatischen Cholera zu Theil geworden, sah er sich (Vorrede S. V.) auf dem angeschwemmten Literaturgebiete dieser Krankheit nach einer Schrift um, welche sowohl zur Anreicherung als zur Vervollständigung der Ergebnisse eigener Erfahrung dienen konnte. Allein abgeschreckt, wie er sagt, von den Compilationen jener Autoren, welche, je unbekannter mit ihrem Gegenstande sie sind, um so länger und dünner den Faden spinnen, nicht begnügt von den aus Autopsie geschöpften Schil-

derungen, denen der Stempel der Unreise angedrückt ist, unmutig über das nutzlose Streben Anderer, den Laien Aetherweisheit vorzuschwätzen und in der Beschreibung des Grausenhaften sich zu überbieten, zog er es vor Belchrung in den vor mehreren Jahren in Indien erschienenen Sammlungen zu suchen. Vor allem fesselte seine Aufmerksamkeit Will. Scot's Abhandlung, welche den zu Madras im Jahre 1824 herausgegebenen Berichten über die Cholera vorgedruckt ist, deren von Behrend, jedoch mit Weglassung der von den Englischen Aerzten eingereichten speciellen Berichte und der historischen bereits aus anderen Werken bekannten Untersuchungen, besorgte Bearbeitung er mit aus seiner Erfahrung gezogenen Anmerkungen begleitet hier erscheinen läßt.

Da das Original des allerdings sehr schätzbaren von Scot besorgten Report on the epidemic Cholera nicht in den Buchhandel gekommen, früher selbst nur einzelne Exemplare als Geschenke nach England geschickt worden sind, so daß es auch die hiesige Universitätsbibliothek erst im vorigen Jahre erhalten hat, werden gewiß Viele dem Herausgeber wie dem Uebersetzer für die Mittheilung dieser Abhandlung dankbar seyn. Obgleich aber Rec. nach seiner Ueberzeugung dem Verf. nicht die erste Stelle unter den Englischen Schriftstellern über die Cholera zugestehen kann, und in manchen Puncten eine abweichende Ansicht hat, man demselben besonders auch in Bezug auf das Practische bald den Mangel eigener Erfahrung ansieht, so erkennt er es doch gern, daß der Verf. seine Darstellung nach den zu Gebote stehenden Berichten mit großer Sorgfalt, Einsicht und Beurtheilung ausgeartet. Da übrigens ein Auszug dieser Abhandlung

schon im Jahre 1825 in Gerson's und Julius Magaz. der ausländ. Literat. der Heilk. u. in v. Froriep's Notizen a. d. Gebiete d. Natur- und Heilkunde mitgetheilt, auch das Original bereits in unseren Anzeigen (1831. St. 41 — 45) angezeigt worden ist, kann Rec. sich der Mühe eines Auszuges überheben, und will daher besonders nur auf die von dem Herausgeber, dem sein Wirkungskreis in Berlin so ansehnliche Gelegenheit darbott, Erfahrungen über diese Krankheit zu machen, beygefügt Anmerkungen Rücksicht nehmen.

Die erste Anmerkung bezieht sich auf den Namen der Krankheit. Die von Cruikshank wegen der Hemmung oder völligen Unterdrückung des Pulses der Krankheit gegebene Benennung Cholera Asphyxia ist bekanntlich von Scot u. A. angenommen worden. Der Beyname asphyctica scheint dem Herausgeber (S. 4. 5) aber zur allgemeinen Bezeichnung der Krankheit deshalb nicht geeignet zu seyn, weil er nur auf ihren höchsten Grad sich beziehe und die Prodromalzustände und leichteren Formen ausschliesse.

Nach Scot u. A. soll die Cholera ganz plötzlich, ohne Vorboten, meistens in der Nacht oder gegen Morgen ihren Anfall machen. Nach den genaueren Beobachtungen Annesley's, die auch in Europa bestätigt worden sind, gehen aber vor der völligen Ausbildung des Anfalls oft gewisse Symptome her, deren Erkenntniß für die zeitige und zweckmäßige Behandlung der Krankheit höchst wichtig ist. Bey den von dem Herausgeber im Hospitale behandelten Kranken gelang es (S. 5. 6) nur selten über die Vorboten eine genügende Auskunft zu erhalten, indem theils der vorgerückte Zeitpunkt der Krankheit, in welchem die Aufnahme mehrentheils erfolgte, theils der psychi-

sche Zustand der Kranken und die Unaufmerksamkeit der niedrigen Volksklasse auf die vorhergehenden Zufälle dieß vereitelten. Jedoch hätten die meisten Kranken eines kurze Zeit vorhergegangenen Durchfalles Erwähnung gethan, den er aber nicht als Vorläufer, sondern als Beginn der Krankheit betrachte, da er fast immer mit Durst oder schmerzhaftem Ziehen in den Wadenmuskeln und anderen Zufällen verbunden sey (?). Nach anderen Beobachtungen geht aber oft ein wenn auch mäßiger, doch höchst schwächender Durchfall, auch ohne andere Symptome selbst mehrere Tage vor der Ausbildung der Cholera her.

Daß Erbrechen und Durchfall gleichzeitig Statt fanden (was allerdings von Anderen beobachtet worden ist), hat der Herausg. (S. 6) niemals gesehen, sondern es stellten sich diese Ausleerungen nach kürzeren oder längeren Zwischenräumen, jede für sich ein. — Auch das Eintreten einer Ohnmacht hat er nie beobachtet, weder im Beginne, noch im ferneren Verlaufe der Krankheit, selbst nicht bey sehr copidisen Ausleerungen.

In Bezug auf Scot's Behauptung, daß die Haut, welche voller Runzeln werde und das Ansehen habe, als wenn sie gesotten wäre, empfindungslos selbst gegen die Einwirkung chemischer Reagentien sey, sagt der Herausg. (S. 7), daß obgleich die Haut durch die Application der mit Wasser bereiteten und mit Cantharidentinctur geschärften Sinapismen schnell geröthet worden, doch in keinem von ihm beobachteten Falle eine Blasenbildung durch Vesicatorien erfolgt sey. (Auch von Scot ist S. 27 bemerkt worden, daß die gewöhnlichen blasenziehenden Mittel alle Wirkungskraft verlieren). Der Behauptung der Empfindungslosigkeit der Haut müsse er nach seiner Erfahrung widersprechen, jede un-

sanfte Berührung der Haut habe die Kranken afficiert und er habe nur einen, bey welchem kurze Zeit vor dem Tode eine Arteriotomie vorgenommen wurde, mit vollkommenem Bewußtseyn unempfindlich bey dem Hautschnitte und der Zerrung der Nervenstämmen verharren gesehen. Den empfindungslosen Zustand der Haut nimmt aber Scot, wie aus dem von ihm (S. 135) über die epispastischen Mittel-Gesagten erhellet, nur bey vorgerückter Krankheit an. Eine große Empfindlichkeit der Haut gegen die durch Senfteige und auf andere Weise erregten Schmerzen ist übrigens auch in den Beobachtungen der Aerzte Riga's (S. 20) als auffallend angegeben worden. Nach Annesley (S. 151 — 152) war es nicht selten der Fall, daß Einreibungen, Senfumschläge und Blasenpflaster nicht die geringste Wirkung auf der Haut hervorbrachten; daß aber die Blasenpflaster in vielen Fällen doch gezogen haben, obgleich die Feuchtigkeit von der gewöhnlich hervorgebrachten verschieden war, ist auch von demselben schon bemerkt worden.

Den die Augen betreffenden Zeichen fügt der Herausg. (S. 8) ein von Scot nicht erwähntes bey, daß er ungemein oft beobachtet habe, nämlich das Aufwärtsrollen des Augapfels bey voneinander klaffenden Augenlidern, wobey gewöhnlich das untere Segment der Horn- und Regenbogenhaut sichtbar bleibe. Es sey damit keinesweges ein soporöser Zustand verbunden; es scheine vielmehr, daß bey der Erschöpfung, welche die willkührlichen Bewegungen des Augapfels und der Augenlider schwäche (daher er auch sehr selten ein Einzelnes bey Cholera-kranken wahrgenommen habe), die unwillkührlichen Bewegungen des Augapfels um so mehr hervorträten. — Daß die Hornhaut weiß und glanzlos werde,

allgem. Cholera. Zeitung
Auge das matte glanzlo
dem Tode verlieren, so
bener meistens denen Lebe

Sehr selten war (S. 9)
vorgekommenen Fällen die
der aus den Därmen en
war gewöhnlich von gelbli
be mit grauen schwärzliche
vermischt, die er auch b
oft auf der innern Fläche
sah (was Kunesley in
Gedärmen bemerkt hat), w
ge von der bekannten, Reiz
schaffenheit waren.

Eine blutige Beschaffe
leerungen, auf welche man
sicht genommen habe, soll
die Prognose von der außer
Nach der Beobachtung des
jeningen Kranken, bey weld
sich zeigten, unrettbar verli
übrigen Symptome eine ac

Fovius (S. 105) gesagt: 'Das übelste (Symptom) war eine blutige Diarrhöe, oder das wiederholte Abweichen eines venösen Blutes, in einer Menge von 4 bis 6 Unzen. Dieses höchst gefährliche Zeichen ward in etwa 10 Fällen beobachtet, von denen keiner glücklich endete.'

Außer den schmerzhaften Contractionen der Wadenmuskeln wurden Krämpfe anderer Muskeln von dem Herausg. (S. 57) nicht häufig beobachtet.

In Bezug auf einen Fall, wo bey einem freylich im Todeskampfe ins Hospital gebrachten Kranken die Haut bis zum letzten Augenblicke heiß und trocken und der Puls fast 120, voll und kräftig war, und wobey Scot den Zweifel äußert, ob dieser Fall wirklich zur Cholera gehöre und nicht etwa eine Verwechselung mit dem Sonnenstiche Statt gefunden habe, bemerkt der Herausg. (S. 24. 25), daß nach seiner Erfahrung dergleichen anomale Formen vorkommen könnten, obgleich äußerst selten, da er sie in einer Zahl von 400 Fällen nur drey bis viermal beobachtet habe (was Rec. im Verhältnisse zu den bisherigen Beobachtungen und da Scot aus den vielen ihm zu Gebote stehenden Berichten nur einen zweifelhaften Fall hat anführen können, viel findet). Eines der auffallendsten Beyspiele habe er noch kürzlich bey einem 24 jährigen im dritten Monate schwangeren Frauenzimmer gesehen, bey welchem nebst den charakteristischen Ausleerungen, äußerst heftigen Krämpfen der oberen und unteren Extremitäten und den zurückgesunkenen, von einem lividen Rande umgebenen Augen, ein so frequenter, voller Puls, warme Haut, beschleunigter und beengter Athem vorhanden waren, daß er in Zeit von drey Ta-

gen sechs starke Venäsectionen verordnen mußte, bevor der Orgasmus des Blutes sich gelegt hatte. Die Kranke sey vollkommen hergestellt worden bey ungestörtem Fortgange der Schwangerschaft. Zur gehörigen Würdigung solcher Fälle sind wohl für den, welcher sie nicht selbst beobachten kann, genaue Krankheitsgeschichten nöthig. Wenn man sie unter der von Harless (über die Indische Cholera S. 106. 188. 189) sogenannten Cholera paraphlogistica begreifen wollte, so würde der zuletzt angeführte Fall des Herausgebers doch durch die längere Dauer des entzündlichen Zustandes sich unterscheiden.

Bei der Betrachtung des Zustandes der Haut wird (S. 26) als eines der beständigsten Merkmale der Cholera, worauf Casper zuerst aufmerksam gemacht habe, angeführt die Eigenthümlichkeit der Haut sich leicht in Falten schieben und aufheben zu lassen, die sich nur langsam wieder senken und verwischen. Da die Haut, wie von den meisten Beobachtern angegeben worden ist, sich von selbst faltet oder voll von Runzeln wird, so ließ es sich erwarten, daß sie sich auch in Falten schieben lassen werde. Auch ist Letzteres schon früher bemerkt worden, so wie dann namentlich Barchewitz (die Behandlung d. Cholera S. 2) sagt: 'die Haut an Händen und Füßen faltet sich von selbst, während schon früher sie leicht in den Falten liegen blieb, die man ihr gab.'

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stüd.

Den 14. Junius 1832.

Berlin.

Schluß der Anzeige: William Scot's
icher Bericht über die epidemische
era. etc. etc.

wird (S. 29) für einen großen Irrthum
Mißbrauch erklärt, wenn man das Chole-
st eine Facies hippocratica nennt. Der
stliche Zug des letzteren, daß durch Zusam-
allen der Nasenflügel bewirkte Spizwerden der
sehle dort ganz und gar; auch seyen die Schlä-
sten eingezogen. (Das hippokratische Antlig
ekanntlich außer der spizen Nase noch gar
he andere Zeichen, und darunter allerdings
solche, wie sie bey der Cholera vorkom-
Der Character der Choleraphysiognomie
e hauptsächlich auf dem Eingesenkenseyn
Kugen, dem dunkel schattierten Rande im
eise derselben und dem Hervortreten der
gentknochen, wodurch in markierten Fällen
Gesicht etwas Mongolenartiges bekomme.

Was den streitigen
trifft, so hat Scot si-
tet worden ist, bestim-
selben ausgesprochen,
dafür und dawider an-
theilt, geäußert, daß in
in der Geschichte der
nach keiner von diesen A-
und daß bey einer sol-
gegen einander streitend
sich so widersprechenden
los, wo nicht verwegen
ein entscheidendes Urtheil
einem, wie bey den auf-
hängten Verbesserungen ges-
in den Text gerathenen, zu
Sage soll vorläufig die Frage
bleiben. In dem weiter i-
sagen zeigt sich jedoch der-
neigt die Contagiosität an-
theilungen, welche dafür s-
hen sich theils auf Erkrank-
im Hospitale angestellten m

St. 42 — 44) gewürdigt und gezeigt hat, daß sie keine Ansteckung beweisen und auch bey durch- aus nicht ansteckenden epidemischen Krankheiten vorkommen können, will er sich hier auf das gegen diese und andere für die Ansteckung angeführten Gründe Gesagte beziehen und sich jetzt einer weiteren Beurtheilung um so mehr enthalten, als der Glaube an Ansteckung und besonders bloß durch Ansteckung bewirkte Verbreitung der Cholera (wozu sich auch der Herausgeber nicht bestimmt bekennt) immer mehr abgenommen hat. Wie übrigens eine genauere Würdigung der örtlichen Verhältnisse und anderer Ursachen in Bezug auf die Wiederholung von Erkrankungen in denselben Häusern und Familien und die Verbreitung der Krankheit durch eine Stadt ganz andere Resultate gibt, als ein strenger Contagionist, welcher nichts als Ansteckung zu sehen geneigt ist und sich um die Erforschung anderer Ursachen nicht bekümmert, wohl glaubt, ist unterdessen auch durch die diesen Gegenstand betreffenden musterhaften Untersuchungen eines von Baer, Burdach, Rhadeß u. bestätigt worden.

Die letzte Anmerkung (S. 143 — 154) betrifft die Behandlung der Cholera. Der Herausg. bemerkt vorerst, daß dem unbefangenen Beobachter schon die Menge der gegen die Cholera empfohlenen Mittel eine trübe Aussicht gewähre, und daß das im Allgemeinen nicht sehr abweichende Mortalitäts-Verhältniß in den Hospitälern verschiedener Länder ihm kein sonderliches Vertrauen zu einer bestimmten Methode einflößen könne. Anfangs habe er zu der peripherisch-reizenden Behandlung und zum Gebrauche des Opiums, der Säuren, des Camphers seine Zuflucht genommen. Bald habe er aber die Er-

ten in gelinderen Fällen, die aber seltener in den Hospitälern vorkämen. Das Einreiben von aromatischem Spiritus sey überflüssig. Das Getränk müsse weder heiß noch kalt seyn. Mehrere Mittel, namentlich das Wismuth, hätten einen unverdienten Ruf erhalten.

In schwereren Fällen suchte er das peripherische Leben kräftiger zu wecken und wandte anfangs zu diesem Behufe nächst den sauren Bädern, den Sinapismen und Frictionen das Dampfbad, den Campher und das Ammonium an. Die heißen Wasserdämpfe verursachten aber den meisten Kranken große Beschwerde und hatten, wie spätere Erfahrungen lehrten, keinen Antheil an der Heilung, möchten aber wohl, was er leider zu vermuthen Grund habe, den unglücklichen Ausgang in vielen Fällen befördert haben. Daher habe er ihren Gebrauch ganz aufgegeben, und hoffe und wünsche, daß den Ländern, welche die Cholera auf ihrem Zuge noch berühren wird, die dortige Erfahrung frommen und der unglückliche Wahn von einer durch den Schweiß zu bewirkenden Krise nicht neue Opfer durch Dampfbäder fordern möge. (Sie sind auch nach anderen Berichten an anderen Orten meistens aufgegeben worden. Auch warme Wasserbäder sind zwar von Manchen als nützlich gerühmt, von anderen aber nicht sonderlich wirksam befunden oder ebenfalls ganz aufgegeben worden, weil ihre Anwendung angreifend sey, oft große Beängstigung erzeuge, auch leicht Erkältung dabey entstehe. Daß übrigens der Schweiß auch wirklich wohlthätig seyn kann, hat der Herausg. später S. 154, wo er von der Behandlung der sich entwickelnden Cholera handelt, selbst anerkannt, indem er hier außer dem im Anfange der Krankheit oft die

Symptome wie durch Sauber beseitigenden Brechmittel und bey plethorischen Individuen einem Aderlasse zur Beförderung des sehr erleichterten Schweisses warmes Getränk, Einhüllen in wollene Decken, unter den Arzneimitteln aber besonders den Spirit. Minder. und Ligu. C. C. succin. empfiehlt.) — Der Campher wird für eines der kräftigsten Mittel zur Bezwingung der Cholera occritica erklärt; allein der Herausg. sah nach dem Gebrauche desselben (besonders nach den von ihm anfangs angewandten wohl zu starken Gaben von 6 — 8 Gran alle 2 Stunden) öfters den typhösen Zustand rasch eintreten und den Tod herbeyführen. (Nach dem in Radius allgem. Cholera: Zeit. B. 1. S. 83 Mitgetheilten wurde der Campher von dem Herausg. in allerdings etwas starken Gaben, zu einer Drachme in 3 Unzen Wasser mit 1 Unze Syrup und noch 2 Drachmen Ligu. C. C. succ. Eßlöffelweise gegeben.) — Das Ammonium zeigte keine Wirkung, wo man sich auf seinen Gebrauch allein verlassen wollte; schien aber als adjuvans, in der Form des Ligu. C. C. succin. zu 15 — 20 Tropfen stündlich oder zweyständlich gegeben, nicht ungünstig zu wirken.

In der asphyctischen Form wurden auch das Glüh Eisen, die Mora, das Strychnin und Einathmungen von Aether vergebens zu Hülfe gezogen. In drey Fällen erfolgte nach dem Gebrauche der Tinct. ferr. acet. aeth. die Heilung, in zwey Fällen wurde dadurch zwar der Anfall der Cholera gehoben, aber es folgte eine tödtliche Hirnaffection. Bey fortgesetzten Versuchen blieb der erwartete Erfolg aus; so daß der Herausg. den Mitteln nicht die günstige Wirkung zuschreiben zu können glaubte. Er entschloß sich darauf zur Anwendung der Kälte nach dem

Anwendung derselben wohl am meisten Bedenken erfordern möchte), schon während der Kranke im warmen Bade sitze; aber sie haben dabei doch andere Mittel nicht aufgegeben, sondern den Nutzen gar mancher auch in schweren Fällen anerkannt.

Uebrigens wird noch in einem Nachworte des Bearbeiters bemerkt, daß es nicht seine Absicht gewesen sey, eine wörtlich treue Uebersetzung zu liefern, sondern nur eine deutsche Bearbeitung. Sie ließt sich im Allgemeinen gut, wiewohl Rec. in Bezug auf manche Stellen eine mehr treue Uebersetzung vorziehen möchte, z. B. in Bezug auf S. 116 — 117, wo die Worte des Originals: *for, while the tendency of the disease is, in almost every case, toward a fatal termination etc.* gegeben werden durch: denn während fast in jedem Falle der gewöhnliche, man möchte sagen der natürliche Ausgang der Cholera der Tod ist. *rc.*

J. W. H. Conradi.

L o n d o n.

Bey W. Nicol: Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1827. Part I and II. 388 Seiten in 4. 1827.

Ueber die gegenseitige Einwirkung der Theilchen magnetischer Körper, und über das Gesetz, nach welchem die in verschiedenen Entfernungen, durch Drehung hervorgebrachten magnetischen Kräfte sich ändern von Christie. Schon früher hatte der Verfasser in einem Schreiben an Herschel, welches in diesen Transactionen abgedruckt wurde, einige Versuche bekannt gemacht, welche sich auf die magnetischen Kräfte

gezogen, die durch Drehung im Kupfer und andern Metallen hervorgebracht werden. Bey diesen Versuchen bediente der Verfasser sich theils einer dicken Kupferplatte, die sich unter einem Magnetenadel drehte, theils einiger Magnetstäbe, die sich unter kupfernen Scheiben drehten, worin aber die Resultate der Versuche nicht sehr übereinstimmend ausfielen. Er änderte die Versuche daher dahin ab, daß an die Stelle der kupfernen Scheibe, bloß ein kupferner Ring gemacht wurde, und die Erwartung, daß auf diese Art eine bessere Uebereinstimmung in den Resultaten hervorgebracht werden würde, wurde auch nicht getäuscht. Die mit dieser Einrichtung angestellten Versuche sind es nun, welche der Verfasser in dieser Abhandlung beschreibt. Bey einigen vorläufigen Versuchen mit dünnen lachen Ringen, zeigte sich, daß die Wirkungen viel geringer ausfielen, als bey vollständigen Scheiben von gleichem Gewicht, und hierdurch wurde der Verfasser auf den Gedanken gebracht, zu untersuchen, in wiefern eine Aufhebung der Continuität in kreisförmigen Scheiben vermittelt gemachter Ausschnitte die Wirkungen abändert. Die hierüber angestellten Versuche legen deutlich vor Augen, daß die Intensität des bey der Drehung entwickelten Magnetismus nicht nur durch Aufhebung der Continuität an den Stellen, welche in der Bahn der Pole des Magneten liegen, bedeutend vermindert wird, sondern auch durch Aufhebung der Continuität an solchen Stellen, die auf Kreisen liegen, welche mit der besagten Bahn concentrisch sind. Bemerkungen über eine Verbesserung der Sonnenafeln, die den Beobachtungen South zufolge, nothwendig ist, von Airy. Aus der Vergleichung der von South in den Jahren 1821 und

Lieutenant Forsters Beobachtungen über die atmosphärische Strahlenbrechung in Port Bocan, nebst Zusätzen zu der Tabelle der magnetischen Kraft an demselben Ort von Forster. Verbesserung eines Fehlers, der in einer Abhandlung der Transactionen über die Parallaxe der Fixsterne vorkommt, von Herschel. Ueber die Störungen der Lage der Passageinstrumente durch den Einfluß der Temperatur von Woodhouse. Ueber einige Verbindungen des Chromium von Thomson. Regeln und Grundsätze zur Bestimmung der Brechkraft des Glases, und zur Berechnung der Krümmungshalbmesser achromatischer Objectivgläser von Barlow. Ueber die Veränderung des Gefieders einiger Fasanarten, von Charrell. Ueber die secundären Abweichungen, die bey einer Magnetnadel durch eine eiserne Kugelschale, in Folge einer ungleichen Vertheilung des Magnetismus in ihren beiden Hälften hervorgebracht werden, und die zuerst von Wilson bemerkt wurden, von Barlow. Einige Beobachtungen über die Resultate, wenn man die Nerven der Lungen trennt, und letztere der Einwirkung der Voltaischen Säule aussetzt, von Philip. Ueber die Wirkungen, welche in den Luftzellen der Lungen hervorgebracht werden, wenn die Circulation in den Lungen zu sehr vermehrt ist, von Home. Ueber die erste Zusammensetzung der einfachen nährenden Substanzen, nebst einigen vorläufigen Bemerkungen über die Analyse der organischen Körper von Prout.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1832.

Göttingen.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Ueber den gegenwärtigen Zustand und die Wichtigkeit des Hannoverschen Harzes. Von Dr. J. Fr. E. Hausmann, Kön. Großbrit. Hannov. Hofrath und ordentlichem Professor an der G. A. Universität zu Göttingen. XX und 411 Seiten in Octav. Mit sechzehn Anlagen. 1832.

Obgleich die Naturschönheiten und die Bergwerke des Harzes viele Reisende, oft aus sehr entfernten Gegenden anlocken und es an Schriften nicht fehlt, in denen die Merkwürdigkeiten dieses Gebirges beschrieben worden, so ist doch eine genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen des dortigen Bergwerkshaushaltes wenig verbreitet. Im Hannoverschen selbst spricht sich nicht nur diese Unbekanntschaft mit den Einrichtungen, der Verfassung und Verwaltung des vaterländischen Berg- und Hüttenwesens oft aus, sondern man vernimmt hier auch nicht selten sehr irrtümliche Urtheile über die Verhältnisse, in de-

nen der Harz zum übrigen Lande steht, indem man die Meinung hegt, der Harz sey eine Last für das Land; seine Bergwerke seyen im Verfall; der Haushalt derselben werde mit Schaden betrieben; er erfordere bedeutende Zuschüsse aus der Staatscasse und werde nur erhalten, um eine zahlreiche Bevölkerung vor dem Hungertode zu schützen. Solche Urtheile sind besonders in neuester Zeit aus- und nachgesprochen, in welcher die Sucht, Gebrechen des Staates aufzuspüren und aufzudecken, die freudige und dankbare Anerkennung des wahrhaft Guten und Beglückenden im Vaterlande häufig verdunkelt und in welcher das Bestehende von denen nicht selten am lautesten und bittersten getadelt wird, welche am wenigsten gründlich damit bekannt sind. Die Verlegenheit, in welcher der Harzhauhalt durch die Stockung des Handels mit seinen Producten sich gegenwärtig befindet und die Nothwendigkeit, Maßregeln zu ergreifen, welche die Wiederbelebung des Producten-Handels und die Erhaltung der Berg- und Hüttenwerke bezwecken, geben einer genauen Bekanntschaft mit den Verhältnissen und dem Zustande des Harzes und der Anerkennung seiner hohen Wichtigkeit für das Königreich Hannover, besondern Werth. Der Wunsch, zur Aufklärung der sehr verwickelten Verhältnisse des Harzhauhaltes und zur richtigen Würdigung seines Einflusses auf das übrige Land beizutragen, hat obige Schrift veranlaßt. Dem Verf. ist die hohe Begünstigung zu Theil geworden, authentische Nachrichten benutzen zu dürfen, wodurch er nicht allein in den Stand gesetzt worden, seiner Arbeit den ihrem Zwecke entsprechenden Grad von Vollständigkeit, Genauigkeit und Zuverlässigkeit zu geben, sondern auch viele Haushalts-Resultate mitzutheilen,

welche zuvor nicht zur öffentlichen Kunde gekommen waren. Anderen Blättern muß das Urtheil überlassen bleiben, ob es dem Verf. gelungen, ein jener ausgezeichneten Unterstützung würdiges Werk zu liefern. Hier müssen wir uns darauf beschränken, eine kurze Uebersicht des Inhaltes der Schrift zu geben.

Der Verf. hat geglaubt, der Darstellung des Haushaltes des Hannoverschen Harzes eine kurze Schilderung der Natur des Gebirges überhaupt voran senden zu müssen, weil er die Ueberzeugung hegt, daß es nicht möglich ist das Leben und den Verkehr der Bewohner einer Gegend, ihre Gewerbe, den Zusammenhang ihrer Productionen, Fabricationen und ihres Handels vollkommen und richtig zu verstehen, wenn man nicht die Beschaffenheiten und Verhältnisse der Natur kennt, welche darauf vom größten Einflusse sind. Die vielen und großen Eigenthümlichkeiten des Harzhaushaltes stehen im genauesten Zusammenhange mit der eigenthümlichen Form und Zusammensetzung des Gebirges, mit dem was sein Inneres enthält, seine Oberfläche trägt und den übrigen Verhältnissen, die von seiner Gestalt und Lage abhängen. Der Verf. hat in der ersten Abtheilung seiner Schrift diese Beziehungen in allgemeinen Umrissen angedeutet. Auf eine kurze Uebersicht der politischen Eintheilung des Harzes, folgt eine Characteristik des Hannoverschen Harzes. Hieran reiht sich zunächst eine Darstellung der Verhältnisse der Bewohner. Um die gegenwärtige Lage derselben richtig zu beurtheilen und von dem Wahne zurückzukommen, daß sie durch ihre Privilegien vor den Bewohnern des Landes auf eine ungerechte Weise bevorzugt seyen, muß man einen Blick auf den Ursprung des Bergbaues und der Bevölkerung am Harze,

auf die Entstehung der Bergstädte und der Bergfreiheit werfen und damit vergleichen, wie viel die Harzbewohner von den ursprünglichen Begünstigungen durch die Zeitumstände verloren haben; worin ihre Erwerbsquellen, ihre Arbeiten bestehen; in welchem Verhältnisse ihr Verdienst zur Größe der mit ihren Arbeiten verknüpften Kraftanstrengungen und Gefahren steht; von welcher Art ihre Bedürfnisse und die Mittel zur Befriedigung derselben sind. Wenn man alles dieses erwägt, so wird man die Harzbewohner wegen ihrer Lage wahrlich nicht beneiden können, wohl aber sie glücklich preisen, daß die Liebe zu ihrem Berg- und Hüttenmännischen Gewerbe, das Selbstgefühl, womit sie der tägliche, siegreiche Kampf mit Mühseligkeiten und Gefahren erfüllt, der Gemeingeist, welcher aus dem Zusammenhange ihrer auf einen gemeinsamen, großen Zweck gerichteten Thätigkeit entsprungen, durch die eigenthümliche, jene Thätigkeit regelnde Verfassung genährt wird — ihnen Lebensmuth und heiteren Sinn verleihen.

Der große, ausgedehnte und zusammengesetzte Haushalt des Hannoverschen Harzes hat zwey Hauptzweige, die zwar einem gemeinschaftlichen Stamme angehören und auch bey einer Trennung von demselben unaussbleiblich zu gründen aufhören würden — von denen doch aber ein jeder auf ganz verschiedene Weise sich ausbreitet, verästelt und daher auch einer ganz abweichenden Behandlung und Pflege bedarf. Bergwerkshaushalt und Forsthaushalt bilden zusammen als ein unzertrennliches, unter einer Oberbehörde vereinigt, übrigens aber in ihrer inneren Verwaltung scharf gesondertes Ganzes, den Harzhaushalt. Die Berg- und Hüttenwerke des Harzes können ohne die Forsten nicht

bestehen und auf der anderen Seite werden die Forsten, indem ein großer Theil ihrer Producte bey den Berg- und Hüttenwerken verwandt wird, höher genützt, als es auf irgend eine andere Weise möglich wäre.

Der Bergwerkshaushalt des Hannoverschen Harzes besteht aus zwey völlig geschiedenen Haupttheilen: dem Haushalte der Oberharzischen Berg- und Hüttenwerke und dem des Communion-Unterharzes, bey welchem der Hannoversche Antheil $\frac{1}{2}$ beträgt. Der Oberharzische Bergwerkshaushalt begreift zwey Haupt-Betriebszweige: den Haushalt der Silber-, Bley- und Kupferwerke und den der Eisenwerke. Wie bey beiden die Natur und das Vorkommen der Erze verschieden, so auch die Art ihrer Gewinnung und Zugutemachung. Auch sind bey beiden die Verhältnisse des Besizes und die damit zusammenhängende Verfassung und Verwaltung gänzlich abweichend, indem die ersteren größtentheils gewerkschaftlich sind, wogegen bey den letzteren die Gruben beynahe durchgehends von Eigenthümern, die Hütten ganz auf herrschaftliche Rechnung betrieben werden. Zur Verwaltung dieser gehört auch die bey Uslar am Sollinge gelegene Eisenhütte.

In der Darstellung des Haushaltes der Silber-, Bley- und Kupferwerke folgt auf eine allgemeine Uebersicht, eine Entwicklung ihrer Verfassung und Verwaltung, nebst einer Schilderung ihres technischen und oconomischen Zustandes. Es sind die bewundernswürdigen Fortschritte nachgewiesen, welche in neueren Zeiten das Berg- und Hüttenwesen des Oberharzes in allen seinen Hauptzweigen gemacht und die wichtigsten neueren Anlagen kurz beschrieben. In dem von

den Eisenwerken handelnden Abschnitte ist zuerst der Eisensteinsbergbau und darauf das Hüttenwesen betrachtet, woben der kurzen Darstellung des Haushaltes der einzelnen Werke, eine allgemeine Schilderung des Zustandes der Eisenhütten und der bedeutenden Bervollkommnung ihres Betriebes vorangeht. In dem vom Communions-Unterharze handelnden Abschnitte ist zuerst eine Uebersicht des Haushaltes nach seinen drey Hauptzweigen, dem Rammelsbergischen Bergbaue und dem damit in Verbindung stehenden Hüttenwesen, dem Gitteldeuschen Eisenwerk und der Saline Juliusshall gegeben, und darauf die Verfassung und Verwaltung dargelegt. Am Schlusse des dem Bergwerks Haushalte gewidmeten Abschnittes ist von den Fabriken die Rede, welche auf Rechnung der Berghandlung betrieben werden, von der Lautenthaler Pulvermühle und den Communions-Berghandlungs-Fabriken, der Messinghütte und dem Kupferhammer zu Oker.

Es folgt die Darstellung des Forstwesens, der Eigenthümlichkeiten der Verwaltung und Bewirthschaftung der Harzforsten, eine Uebersicht ihres Flächeninhaltes und Bestandes; worauf dann von der Bewirthschaftung der Fichtenwälder, des Buchen-Hochwaldes, der Nieder- und Mittelwaldwirthschaft im Besonderen gehandelt wird. Daran reihet sich eine Uebersicht der Holzabgabe, des Sägemühlenwesens, der Köhlerey und verschiedener Nebennutzungen; wonach von der Organisation der Forstverwaltung und den oconomischen Verhältnissen des Forstwesens die Rede ist. Am Schlusse dieses Abschnittes findet sich eine Schilderung des Zustandes der Wege am Harz.

Dem Handel mit den Bergwerks-Producten

ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, in welchem zuerst der Handel mit den eigentlich sogenannten Bergwaaren, den Producten der Silber-, Blei- und Kupferwerke, sodann der Eisenhandel beleuchtet worden. Der erstere wird ganz unabhängig von der Verwaltung des Bergwerks Haushaltes, durch eine besondere Behörde auf herrschaftliche Rechnung betrieben, wogegen der letztere unmittelbar von den Eisenhütten ausgeht. Jener ist vorzüglich dem Auslande, dieser größtentheils dem Inlande zugewandt. In der Darstellung des gegenwärtigen Zustandes des Bergwaarenhandels sind die verschiedenen Hauptzweige desselben berücksichtigt und es ist gezeigt, welchen Einfluß die in neuerer Zeit außerordentlich vergrößerte Bleiproduction im südlichen Spanien auf den Bleihandel im Allgemeinen äußert und wie sehr dadurch der Handel mit dem Harzblei gelähmt worden. Daran sind Untersuchungen über die Mittel gereiht, welche zur Verbesserung der Lage, in welcher sich der Bergwaarenhandel und dadurch der Haushalt der Hannoverschen Bergwerke befindet, anzuwenden seyn dürften. Bey der Betrachtung des Eisenhandels sind ebenfalls nicht bloß die allgemeinen Verhältnisse desselben, sondern auch die jedes einzelnen Hauptzweiges berücksichtigt; es sind die großen Nachtheile der Concurrenz des Englischen Stabeisens geschildert, dessen geringe Güte im Vergleich mit der des inländischen Eisens durch Versuche dargethan worden; und es ist gezeigt, daß in einer angemessenen Impostirung des ausländischen Eisens das einzige wirksame Mittel liegt, dem inländischen Stabeisen wieder Absatz zu verschaffen.

Die letzte Abtheilung enthält eine Entwicklung der Verhältnisse, in denen die hohe Wichtigkeit des Harzes für das Land begründet ist.

Wenn gleich dieser und der vorlezte Abschnitt in Beziehung auf den Hauptzweck der Schrift als die wichtigsten erscheinen müssen, so sind doch zum Verständniß ihres Inhaltes die früheren Mittheilungen unentbehrlich; daher der dadurch herbegeführte, größere Umfang des Buches wohl nur von solchen Lesern getadelt werden wird, deren Aufmerksamkeit allein durch Zeitungs-Artikel, Journal-Aufsätze und Flugschriften von wenigen Bogen gefesselt werden kann. Es ist zunächst der Standpunct bezeichnet, von welchem der Harz hinsichtlich seines Werthes für das übrige Land zu betrachten. Darauf folgt eine Darlegung der Wichtigkeit des Harzhaushaltes in Beziehung auf die Versorgung der Harzbewohner, welche auch von denen, die übrigens den Harz als eine Last für das Land betrachten, nicht bezweifelt wird. Um das Irrige dieser Ansicht zu erweisen, wird gezeigt, wie die Bewohner des Königreichs Hannover dadurch großen Gewinn aus dem Harzhaushalte ziehen, daß nicht allein die Producte des Gebirges ihnen Mittel für verschiedenartigen Erwerb, Material zu mannigfaltigen Arbeiten darbieten, sondern daß besonders auch der Harz den Absatz der Erzeugnisse des Landes sehr befördert und daß der Harzhaushalt sogar vielen Landbewohnern durch unmittelbare Darbietung von Arbeit und Verdienst Vortheile gewährt. Es folgt hierauf die Entwicklung des Einflusses, den der Harzhaushalt auf die Erhaltung und Vermehrung des Nationalvermögens hat; die Bestimmung des Werthes, der durch die Productionen des Harzes dem Nationalvermögen jährlich zugeht; die Darstellung der Wichtigkeit der Productionen des Harzes in Beziehung auf die Handelsbilanz des Königreichs und der Einwirkung des dortigen Haus-

halten auf die Selbirculation im Lande. Die falsche Behauptung, daß die Harzbergwerke bisher nur durch Zuschüsse im Gange erhalten seyen, wird durch eine authentische Nachweisung der reinen Ueberschüsse widerlegt, welche in einer langen Reihe von Jahren vom Harzhaushalte in die Staatscasse geflossen sind. Zuletzt ist noch die Wichtigkeit der Productionen des Harzes für die Vertheidigung des Landes und der Einfluß des vaterländischen Berg- und Hüttenwesens auf intellectuelle Ausbildung erwähnt.

Ein paar Verbesserungen mögen diese Anzeige schließen.

S. 116 ist gesagt: der Landesherr empfangen den Zehnten vom rohen Ertrage der Gruben. Dieß ist dadurch näher zu bestimmen, daß dem Landesherrn der Zehnten verfassungsmäßig nicht von den Erzen, sondern von den ausgebrachten Metallen zusteht, welche Berechtigung aber im aushaler Revier vielleicht seit 1½ Jahrhunderten nicht in voller Strenge ausgeübt worden.

S. 189 ist durch ein Versehen das der Solzer Hütte nach dem Durchschnitte der letzten 10 Jahre gelieferte Kohlen-Quantum von 8½ Karren unter den weichen Kohlen aufgeführt, da es unter den harten stehen mußte. Auch verändern sich auch die angegebenen Zahlen. Die Summe der harten Kohlen ist 7886½, die der weichen 21623½ und nun die ganze Summe 29510 Karren.

210 B. 4 v. u. sind die Worte 'pro □' euenöffnung' zu streichen.

R ö l n.

Gerhard Papperß, 1830: De varietate
um Troicarum quaestiones. Scripsit

geschichte des Atreidengeschlechts gezeigt wird); ferner 3, 193 — 8. und 234. 13, 283. 24, 20. — Die Art und Weise, wie Zeus in der Götterversammlung (1, 29 — 48) das Schicksal des Aegisthos erwähnt, möchte beynah zu dem Schlusse berechnen, als habe der Dichter auf eine der bekanntesten Rhapsodien seiner oder einer frühern Zeit anspielen wollen. Die Sendung des Hermes, um den sonst tadellosen Aegisthos vor dem Morde des Agamemnon und der Vermählung mit der Klytämnestra zu warnen; der mit verdienter Härte bestrafte Ungehorsam des Aegisthos, welcher durch seine Handlungen bewiesen hat, daß die Menschen sich durch eigene Vermessenheit selbstverschuldetes Ungemach zuziehen, und keine Ursache haben, die Schuld auf die Götter zu wälzen; endlich der weit verbreitete Ruhm des Orestes deuten auf eine durch die epische Kunst vollendete und allgemein bekannte Erzählung hin. Auch ist es hier klar genug von dem Dichter ausgesprochen, daß er sich das Verhältniß zwischen Telemachos und den übermüthig schwelgenden Freyern demjenigen ähnlich gedacht habe, welches zwischen Orestes und Aegisthos Statt fand (3, 203 — 7). Hieraus ersieht man zugleich am besten, warum Zeus seine Rede in der Götterversammlung gerade mit Aegisthos' Schicksale beginnt. — Ueberhaupt wäre es sehr zweckmäßig und belehrend gewesen, auf die Kunde der homerischen Gesänge von dem Troischen Sagenkreise fast in seinem ganzen Umfange aufmerksam zu machen, so daß die Reime fast aller kyklischen Gedichte dort verborgen liegen, von den allgemeinen Bemerkungen über die unzähligen Leiden der Achäer (Od. 3, 113) oder dem *κατὰ οἶτον Ἀργείων, Δαναῶν ἢ δ' Ἰλίου* (1, 350), welchen die Götter beschlossen und bloß deshalb den Menschen verhängten, *ἵνα ᾗσι καὶ εἰσομένοισιν δοῖται* (8, 579. ganz anders lautet indeß der Grund

bey Stasinos Schol. zu Il. 1, 5. Euripides Hel. 36. Nr. 1638. El. 1288. fr. inc. 100. S. 385 Matth.) an, bis auf den speciellen Gegenstand der Kyprischen Gesänge, den Streit des Odysseus und Achilleus (8, 73), den Waffenstreit, die List des hölzernen Rosses, die Zerstörung Iliou's (8, 492 — 520), die Rückfahrten der einzelnen Helden (1, 325. 3, 130 — 90), besonders des Menelaos (3, 276 — 302. 4, 80 — 96. 351. 126 — 32. 227 — 32. Vgl. 4, 499 — 511. 570 — 580) und sonstige Scenen, die in der Aethiopis, in der kleinen Ilias, in der Ἰλίου πέρους und in den νόστοις ausführlich besungen wurden.

Was nun ferner die zahlreichen außerhomerischen Sagen über Drestes anlangt, so gehört gewiß diese zu den wichtigern, daß er nach Hellanikos im ersten Buche der Aeolischen Geschichten (Tzet. schol. ad Lycophr. 1374 S. 1018 Müll. Sturz S. 48 ed. 2. schol. ad Pind. Nem. 11, 43) nach einem jährigen Aufenthalte unter den Arkadischen Avern (Ἀζᾶσιν Eurip. Dr. 1665 mit Schol. das.) durch ein Orakel aufgefordert worden sey, eine Kolonie zu gründen (Phot. Lex. 1, 70, 24 und Orion Theb. im Etym. M. 37, 23). Seine Pflanzzer habe er wegen ihrer Mischung aus verschiedenen Volksstämmen Aeolier genannt (Eustath. zu Dionys. Perieg. 820 S. 145 Hudf. Phot. l. l. und Menalles im Etym. M. l. l.) und dieselben nach Lesbos geführt; sey aber daselbst, ohne eine Stadt gegründet zu haben, plötzlich gestorben. Erst 100 Jahre später habe Graß, ein Urenkel (ἀπὸ γονός) des Drestes, sich der Insel Lesbos bemächtigt und daselbst eine Stadt erbaut. Die Unternehmung des Drestes setzt Strabo (13, 582 c = 872 d) 60 Jahre nach Troja, läßt aber, wahrscheinlich nach Ephoros, Drestes schon in Arkadien sterben, und zwar an einem Schlangengebisse zu Drekeion (Dionysios im 2 B. der Gigantias bey

(Steph. B. *Opkorai*) einer Stadt am *Mänales* (Thuf. 5, 64) in der Landschaft *Drestis* (Thuf. 4, 134), welche er noch vor der Entscheidung seiner Fehde mit den Eumeniden zu Athen gegründet haben soll (Eurip. Dr. 1664). Er wurde zu *Aegae* begraben, von wo man seine Gebeine in der Folge auf Befehl der *Pythia* nach Sparta brachte (Paus. 3, 3, 6. 3, 11, 10. 8, 54, 4). Nach *Pindaros* (Rem. 11, 43. od. 33. B.) gelangte *Drestes* mit dem Spartiaten *Peisandros*, welcher mütterlicher Seits aus einem im Epigonenkriege berühmten Thebanischen Geschlechte stammte, und auf dessen Nachkommen, *Aristagoras*, die erste Nemeische Siegeshymne gedichtet ist, von *Amyklä* aus nach *Tenedos*. — Der älteste Sohn und Erbe des *Drestes* und der *Hermione*, seiner rechtmäßigen Gemalin, *Lisamenos*, saß auf Sparta's Throne, als die Dorier den Peloponnes einnahmen (Paus. 3, 1, 5); und *Drestes*, der Sohn des *Lisamenos*, herrschte zu *Drestis* oder *Drestias* über die *Opkorai* (Thuf. 2, 80) im Lande der *Molossier*, wohin der Großvater nach seiner Befreyung vom Wahnsinne aus Scham geflohen war (*Theagenes* im 5. B. der Makedon. Gesch. bey Steph. B. *Opkorai*. Strab. 7, 326 b = 502 b. Solin. 8, 4 S. 84 Gdz. *Lisamenos* flüchtete bey dem Einbrange der Dorier nach Achaja (Paus. 2, 18, 8. 2, 38, 1), wurde aber dort bald von den Joniern ermordet, und in *Helike* begraben. Das Delphische Orakel befahl nachher, seine Gebeine von hier nach Sparta zu schaffen (Paus. 7, 1, 7 u. 8), wo man sein Grab zeigte (Paus. 7, 2, 3). Sein ältester Sohn *Kometes* soll sich für Kleinasien eingeschiffet haben; indeß wird sein Name in der Geschichte der Kolonie weiter nicht erwähnt. Seine übrigen Söhne *Daimenes*, *Sparton*, *Tellis*, und *Leontomenes* nebst *Damastias*, dem Sohne des *Dentphilos*, eines Bastards des *Drestes* und der

Erigone, einer Tochter des Aegisthos (Paus. 2, 18, 6 aus Kindathon's epischem Gedichte), gelangten zu großer Macht in Achaja (Paus. 7, 6, 2) als die Jonier sich in Athen festgesetzt hatten. Außer Kometes ist also von den echten Pelopiden keiner ausgewandert. Selbst Agorios, der Sohn des Penthiliden Damastias herrschte nachher mit Drylos über Elis (Paus. 5, 4, 3). Von Penthilos lauten aber die Nachrichten sehr bestimmt, er habe der Insel Lesbos die ersten Aeolischen Kolonisten zugeführt (Paus. 3, 2, 1), und auch sein Enkel Gras, Sohn des Echelaos oder Archelaos, sey später nach Troas geschifft. Hätte nun der Vf. bey der Zusammenstellung von den bunt sich einander durchkreuzenden Sagen hier so wohl wie auch sonst historische Kritik anwenden wollen, so wäre es nöthig gewesen, zu bemerken, daß die Kolonie des Drestes fabelhaft, und mit der Zeit und der wahren Veranlassung der Aeolischen Wanderung durchaus unvereinbar sey. Penthilos und die Penthiliden waren aber die eigentlichen Gründer der Aeolischen Niederlassungen.

Die Mannigfaltigkeit anderer Troischer Sagen auf ähnliche Art im Einzelnen durchzugehen, liegt nicht im Zwecke dieser Anzeige. Ref. erlaubt sich daher nur noch einige Bemerkungen zur Ergänzung der bekannten Sage über die Nichtanwesenheit der Helena in Ilion (S. 66), welche, wie es scheint, Euripides allein im Alterthum dramatisch behandelt hat, und welche Herodotos (2, 120) nach dem Zeugnisse der Aegyptischen Priester für glaubwürdiger hält, als die Homerische, von welcher er behauptet, sie habe sich für den Plan des Epos besser geeignet. Ja er glaubt in Ob. 4, 228 ff. sogar eine Bekanntschaft mit jener Sage zu erkennen; doch liegt in jener Stelle nur der Beweis für die Anwesenheit der Helena (zu irgend einer Zeit vor oder nach dem Kriege), in Ae-

Step. B. *Opéorai*) einer Stadt am Ránalos (Thuf. 5, 64) in der Landschaft Dreßis (Thuf. 4, 134), welche er noch vor der Entscheidung seiner Fehde mit den Eumeniden zu Athen gegründet haben soll (Eurip. Dr. 1664). Er wurde zu Tegea begraben, von wo man seine Gebeine in der Folge auf Befehl der Pythia nach Sparta brachte (Paus. 3, 3, 6. 3, 11, 10. 8, 54, 4). Nach Pindaros (Nem. 11, 43. od. 33. B.) gelangte Dreßis mit dem Spartiaten Peisandros, welcher mütterlicher Seits aus einem im Epigonenkriege berühmten Thebanischen Geschlechte stammte, und auf dessen Nachkommen, Aristagoras, die erste Nemeische Siegeshymne gedichtet ist, von Amyklá aus nach Tenedos. — Der älteste Sohn und Erbe des Dreßes und der Hermione, seiner rechtmäßigen Gemalin, Tisamenos, saß auf Sparta's Throne, als die Dorier den Peloponnes einnahmen (Paus. 3, 1, 5); und Dreßes, der Sohn des Tisamenos, herrschte zu Dreßis oder Dreßias über die *Opéorai* (Thuf. 2, 80) im Lande der Molosser, wohin der Großvater nach seiner Befreyung vom Wahnsinne aus Scham geflohen war (Theagenes im 5. B. der Makedon. Gesch. bey Steph. B. *Opéorai*. Strab. 7, 326 b = 502 b. Solin. 8, 4 S. 84 Gdz. Tisamenos flüchtete bey dem Einbrange der Dorier nach Achaja (Paus. 2, 18, 8. 2, 38, 1), wurde aber dort bald von den Joniern ermordet, und in Helike begraben. Das Delphische Orakel befahl nachher, seine Gebeine von hier nach Sparta zu schaffen (Paus. 7, 1, 7 u. 8), wo man sein Grab zeigte (Paus. 7, 2, 3). Sein ältester Sohn Kometes soll sich für Kleinasien eingeschifft haben; indeß wird sein Name in der Geschichte der Kolonie weiter nicht erwähnt. Seine übrigen Söhne Daimenes, Sparton, Tellis, und Leontomenes nebst Damasias, dem Sohne des Penthilos, eines Bastards des Dreßes und der

Erigone, einer Tochter des Aegisthos (Paus. 2, 18, 6 aus Kindathon's epischem Gedichte), gelangten zu großer Macht in Achaja (Paus. 7, 6, 2) als die Jonier sich in Athen festgesetzt hatten. Außer Kosmetes ist also von den echten Pelopiden keiner ausgewandert. Selbst Agorios, der Sohn des Penthiliden Damasias herrschte nachher mit Drylos über Elis (Paus. 5, 4, 3). Von Penthilos lauten aber die Nachrichten sehr bestimmt, er habe der Insel Lesbos die ersten Aeolischen Kolonisten zugeführt (Paus. 3, 2, 1), und auch sein Enkel Strab, Sohn des Echelaos oder Archelaos, sey später nach Troas geschifft. Hätte nun der Vf. bey der Zusammenstellung von den bunt sich einander durchkreuzenden Sagen hier so wohl wie auch sonst historische Kritik anwenden wollen, so wäre es nöthig gewesen, zu bemerken, daß die Kolonie des Drestes fabelhaft, und mit der Zeit und der wahren Veranlassung der Aeolischen Wanderung durchaus unvereinbar sey. Penthilos und die Penthiliden waren aber die eigentlichen Gründer der Aeolischen Niederlassungen.

Die Mannigfaltigkeit anderer Troischer Sagen auf ähnliche Art im Einzelnen durchzugehen, liegt nicht im Zwecke dieser Anzeige. Ref. erlaubt sich daher nur noch einige Bemerkungen zur Ergänzung der bekannten Sage über die Nichtanwesenheit der Helena in Ilion (S. 66), welche, wie es scheint, Euripides allein im Alterthum dramatisch behandelt hat, und welche Herodotos (2, 120) nach dem Zeugnisse der Aegyptischen Priester für glaubwürdiger hält, als die Homerische, von welcher er behauptet, sie habe sich für den Plan des Epos besser geeignet. Ja er glaubt in Od. 4, 228 ff. sogar eine Bekanntschaft mit jener Sage zu erkennen; doch liegt in jener Stelle nur der Beweis für die Anwesenheit der Helena (zu irgend einer Zeit vor oder nach dem Kriege), in Ae-

gypten, aber nicht für ihre gänzliche Abwesenheit von Troja. Als Erfinder jener Sage gilt Stesichoros, welcher etwa 120 Jahre vor Herodotos zuerst seinen sogenannten Widerruf daraus bildete (Isokrat. *ἐγκωμ.* 'Ελ. §. 28. Plato Phädr. S. 243 a), und den Paris ein Phantom nach Ilion entführen ließ (Plato de rep. 9, 586 c. Tzet. zu Lycophr. 113), während die wahre Helena auf irgend eine Art (nur nicht zu Schiffe mit Paris, wie die Aegyptische Sage will; denn Stesichoros sagt: 'Nie bestiegst du die zierlichen Schiffe') von Sparta entfernt wurde, ob durch eine Luftfahrt mit Hermes nach Aegypten zum König Proteus, wird nicht bemerkt. Herodotos, dem die sinnreichen Dichtungen des Stesichoros nicht unbekannt seyn konnten, erwähnt jenes *εἶδωλον* gar nicht, vielleicht gerade weil es ihm eine unhistorische Neuerung schien. Auch der Athener Antikleides, dessen *νόστοι* sehr berühmt im Alterthum waren, beschrieb den Aufenthalt der Helena bey Proteus (Eustath. zu Od. 4 S. 1500, 12. welcher das. B. 36 und zu Il. 3 S. 397, 44. Herodot's Erzählung und das *εἶδωλον* des Stesichoros wiederholt; vgl. Philostr. vit. Ap. 4, 16 S. 153. Heroic. 2, 20 S. 693. Sext. Emp. 7, 181. u. 252). Der Scholiast des Aristides (S. 56. From.) denkt sich unter dem *εἶδωλον* gar ein kleines Gemälde oder Bild der Helena, welches Proteus dem Paris zur marternden Erinnerung geschenkt habe. Die Sagen der Krotoniaten und der Himeräer über die Veranlassung der Stesichorischen Palinodie, welche oft sprichwörtlich angeführt wird (Dio Chrys. or. 11 S. 323 Reiske, Max. Tyr. diss. 27 zu Anfange, Aristei. 1, 430. 2, 72 u. 364 Dind.) erzählt Pausanias 3, 19, 11. Vgl. die ungemein fleißige Zusammenstellung bey Kleinfr. S. 95 — 98. G. H. B.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 18. Junius 1832.

Göttingen.

Bei Bandenböld und Ruprecht: Grundriß der allgemeinen Logik von Gottlob Ernst Schulze. Fünfte, mit mehreren Verbesserungen versehene Ausgabe. 1831. VIII und 228 Seiten in Octav.

Die Verbesserungen, womit diese Ausgabe versehen worden ist, bestehen aus genauern Bestimmungen mancher Lehren, damit sie leichter eingesehen und zur richtigen Anwendung gebracht werden können, dem größten Theile nach aber aus Zusätzen zur Angabe der Gesetze des menschlichen Geistes in Ansehung des Fürwahrhaltens. Diese Angabe ist das Wichtigste in der Logik, als einer allgemeinen Wissenschaftslehre, weil die Bewahrheitung der Sätze einer Wissenschaft in manchen Fällen sehr schwierig ist, und allererst vermittelt einer genauen Rücksicht auf jene Gesetze zu Stande gebracht werden kann. Kant nahm zwar auch die Logik für eine allgemeine Wissenschaftslehre, verwies aber gleichwohl die

bestimmten Contract zurückführen; hier an, und dieser soll denn bey den Legaten die *donatio* seyn. Allein *donatio* ist im Römischen Rechte kein eigentlicher Contract, obgleich auch wohl *donationis causa* contrahiert werden kann.

Der längste von den eigenen Aufsätzen des Herausgebers ist XV. Berichtigung der Bursähe zu dem Pandecten-Compendium des Hn. G.R. Thibaut, zumal da auch XVI. jas in personam eigentlich nur eine Anmerkung dazu ist, die zu groß war, um ohne Uebelstand unter dem Texte stehen zu können. Zuerst über das Buch überhaupt, welches 'hauptsächlich' aus den freyen Vorträgen des Hn. G.R. Th. geschöpft seyn soll, aber auch 'Dictate' genannt wird, ungeachtet bey manchem Lehrer Beides zwey ganz verschiedene Stücke Dessen sind, was Der, welcher das Collegium hört, mehr bekommt, als wer sich nur das Buch anschafft. Da Herr G.R. Th. öffentlich erklärt hat, die Abschrift des Hefes enthalte die gröbsten Fehler, so wird denn bey dieser Gelegenheit auch überhaupt von der Unzuverlässigkeit Dessen gesprochen, was ein Dritter, ohne nachherige Zuziehung des Redenden selbst, von einer Rede aufschreibt, wie wir jetzt davon nicht nur in gelehrter, sondern auch in politischer Rücksicht so viele Beyspiele haben. Der Unterz. läßt die Frage ganz dahin gestellt seyn, wer ihm Unrecht gethan habe; daß ihm in dem Buche Unrecht geschehe, will er in diesem Hefte und in der Fortsetzung zeigen. Dieß Mal ist von Dem die Rede, was er nun schon so lange, aber immer noch mit mehr Gründen, für die bestimmte und, wie hier übergangen ist, wiederholte Nachricht des Theophilus, die Obligationen gehörten nicht zu dem zweyten Theile, den Sachen, ob sie gleich auch etwas Unkörper-

litheß, also Sachen sind, sondern zu Dem, was unter dem Namen Actionen (unleugbar auch, wie die Obligationen, unkörperliche Sachen) als das Dritte genannt wird, ausgeführt hat. Statt daß er in den Zusätzen so ziemlich als der Einzige da steht, dem die jetzige Meinung des Theophilus gefalle, wird denn wieder erinnert, daß seine Meinung bis ins sechzehnte Jahrhundert, so viel er weiß, die allgemeine gewesen ist, daß noch Binnius, für seine Zeit und für Deutschland fast zu freigebig, zugibt, es sey die gemeine Meinung, und daß nun seitdem, wie es hier heißt, 'die neuen Institutionen des Gajus auch sonnenklar dieselbe Idee enthalten' sollen, ganz namhafte Schriftsteller ihm beygetreten sind, unter Andern Herr H. R. Welker, welchem man sonst wohl keine Partheylichkeit für den Unterz. Schuld geben wird. Zu den 'reichen Gründen', welche Herr H. R. W. diesem zugestelt, kommen denn hier noch vier an die acht einzeln aufgeführten sich anschließenden, wovon zwey schon in der Anzeige der Schrift des Herrn Dr. Weiß angedeutet sind, der dritte aber davon hergenommen ist, daß in keinem neuern Gesetzbuche Actionen genannt werden, so wenig wie z. B. bey Domat, daß also die eigentlichen Actionen, die man ja nicht mit dem Proceß verwechseln darf, im ältern Römischen Rechte ganz etwas Anderes waren, als bey uns und schon als zu Justinian's Zeiten. Der letzte Grund endlich ist der, daß, da die in rem actiones und ihres gleichen in den größeren Werken der Alten von den personales actiones ganz getrennt waren, jene in der pars de judiciis, diese in der de rebus vorkamen, sich doch wohl erwarten läßt, man habe auch in den Institutionen, die später etwa mit Gajus anfangen, das Eigenthum und

was dazu gehört, von allen Forderungen getrennt. — Druckfehler zu berichtigen ist wohl überhaupt und vollends in einer Anzeige, eine höchst undankbare Arbeit; allein es gehört zur Redlichkeit, die Worte eines Gegners so wenig zu verunstalten, als nur möglich ist, und so mag denn hier bemerkt seyn, nicht so wohl daß durch einen Fehler des hiesigen Abschreibers S. 288. B. 16 das Wort *persona* ausgelassen ist, denn daß dieses fehlt, läßt sich leicht errathen, sondern daß B. 14 in dem gedruckten Buche 'Demnach' statt 'Darnach' steht, und B. 7 v. u. : 'man setzt das *jus actionum*, vielleicht weil es zu beiden passend ist', statt: 'man setzte . . . weil es so weit umfassend ist'. S. 301 muß nicht nur 'nicht' wegfallen, wie schon bemerkt ist, sondern auch 'mit' daraus gemacht werden. Endlich ist S. 323 B. 3 der 'junge' Professor Dorotheus eigentlich nur der 'jüngere'. Diese Verbesserungen sind dem Unterz. aus einem andern im Winter von 1830 auf 1831 nachgeschriebenen Hefte mitgetheilt worden, und sie haben alle die größte innere Wahrscheinlichkeit, nach Dem wie es beim Dictieren zugeht, für sich. Eine ganz andere und viel weniger erhebliche Berichtigung ist die, daß S. 321 der Unterz. die gewiß lehrreiche Beurtheilung von Herrn DR. Spangenberg's Einleitung durch den sel. Wend der Leipziger L.Z. und nicht der Jena'schen, zuschreibt. — XVIII. Der *Anti-Papian*. Dieser Aufsatz über Etwas, wovon noch vor nicht gar langer Zeit fast Niemand wußte, und worunter früherhin die wenigen Schriftsteller, welche die Sache erwähnen, fast alle Falsches mischten, ist eine merkwürdige Probe von Beyträgen gar vieler Freunde des Unterz., welche ihn gewissermaßen als Dem

ansahen, dem man Nachrichten über dieses Stück der Digesten zuerst mittheilen müsse. Was bey ihm so selten vorkommt, und worin er die Ueberlegenheit Anderer so bereitwillig anerkennt, ungedruckte Handschriften, sind hier für ihn durch Herrn Dr. Heimbach verglichen worden, und Herr G. R. Wiener, die Herren Professoren von Buchholz, Kriegel, Sanio, Walch und Herr Dr. v. Meysenbug, werden nach der Reihe als die Schenker, was man in den Kirchen Donatäre nennt, aufgeführt. Auch bey den zwey letzten Aufsätzen sind fremde Beysteuern gerühmt, bey XIX. die auch bey uns Juristen so häufige Endsyllbe in ista, Buttmann, und bey XX. dem Nachtrage zu II. der älteste Zeuge über die Wiederherstellung des R. R. durch Wernerius, mehrere Ungenannte. Als Beispiele von juristisch erheblichen isten (*istis*) was hinter einem nicht Griechischen Worte ungefähr klingt, wie die französische Endung hinter einem deutschen Worte, also Bicarath-*eur* oder Mauth-*ier*, sollten auch die Naevisten, von welchen freylich jetzt gar wenig mehr gesprochen wird, und die St. Simonisten, wie man die *St. Simoniens*, Beide um so öfter, nennt, erwähnt seyn. Hugo.

E b e n d a s e l b s t.

Bev B. Ratorff u. Comp.: Magazin für die gerichtliche Arzneywissenschaft. Herausgegeben von Dr. G. F. E. Wildberg, Großherzogl. Medlenb. Strel. Ober-Medicinalrathe &c. Ersten Bandes erstes Heft. 1831. VI u. 122 S. in 8.

In dem jetzigen Zeitalter, welches mit Zeitschriften, Magazinen, Archiven, Museen, Bibliotheken, Annalen und wie die zwanglosen Hefte sonst betitelt seyn mögen, gleichsam überschüttet wird, — in dieser Zeit ist es wahrhaftig nicht zu verwundern, daß auch der gerichtlichen Medicin, einer Wissenschaft, die doch für eine, den Forderungen der Gerechtigkeit entsprechende, Anwendung der

Gefesse so häufig von der höchsten Wichtigkeit ist, auch wieder einmal ein Speicher zur Sammlung von neuen Früchten derselben geöffnet wird. Wen nun die Ueberzeugung von der großen Bedeutung dieser Wissenschaft für das Leben durchbringt, wer aber auch weiß, wie höchst nöthig und dürftig noch manches visum repertum und judicium medicum beschaffen ist, wer endlich die freylich traurige Erfahrung gemacht hat, daß die Vorlesungen über gerichtliche Medicin, wenn überhaupt dergleichen auf einer Universität im Catalog angekündigt werden, von Juristen und Medicinern entweder gar nicht besucht, oder doch häufig nur belegt werden, weil man sie testiert haben muß, — der wird gewiß dem, um diese Wissenschaft schon verdienten, Herrn Herausgeber die Eröffnung der argentinischen Zeitschrift Dank wissen. Das Magazin ist nach der Vorrede nicht bloß zur Aufnahme von Originalabhandlungen und gründlichen Erörterungen, sondern auch zur Mittheilung aller neuen Entdeckungen, Beobachtungen, und Producte der Geseßgebungen, welche den gerichtlichen Arzt interessiren können, bestimmt. Auch verspricht der Herausgeber Beispiele von guten und schlechten Obductionsberichten, Angabe der neuen Literatur u. s. w.

Schon die Inhaltsanzeige des ersten, vor uns liegenden, XI Nummern enthaltenden, Heftes gibt Zeugniß, daß der Herausg. sich bemüht habe, Interessantes zu liefern. Besonders haben dem Ref. die Vorschläge über die vom Staate zu ergreifenden Maßregeln, damit er gute gerichtliche Aerzte erhalte, die Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Gegenwart des Richters bey Obductionen in Criminalfällen, über die Frage, ob der Arzt, welcher den Erstickenen behandelte, von der Obduction auszuschließen sey, ferner über die Wirkungen des Falls eines Kindes bey der Geburt auf harte Körper, — angesprochen.

Die zuletzt aufgeworfene Frage, ob die Section eines absichtlich getödteten Menschen unterbleiben könne, wenn, wie in dem erzählten Falle, die Mutter sich heftig widersetzt und droht, sich selbst das Leben zu nehmen, möchte Ref. als Criminalist nicht unbedingt bejahen. Alles hängt dabey von den Umständen ab. Darf, wie in dem angeführten Beispiele, der Beweis, daß die Wunde die hinreichende und unzweifelhafte Todesursache war, schon durch die äußere Beschäftigung als vollkommen geliefert betrachtet werden, so kann die Section, welche kein gemeinrechtliches Gesetz vorschreibt, allensfalls unterbleiben. Eine allgemeine Bejahung könnte nur auf Kosten der Gerechtigkeit geschehen.

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 21. Junius 1832.

L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Geschichte von Frankreich, besonders der dortigen Geistesentwicklung, von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Ludwigs XV. 1829. 958 S. in 8.

Zufällige Ursachen haben die Anzeige dieses Werks verspätet, daß aber in unsern Blättern, welche zunächst den Fortschritten der Wissenschaften gewidmet seyn sollen, nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Die Leser erhalten hier zwar in Einem, jedoch wie die Seitenzahl zeigt, starken Bande eine Geschichte von Frankreich, bis auf den Tod von Ludwig XV. heruntergeführt; wobey sogleich schon das uns gefallen hat, daß der ungenannte Verfasser — wir dürfen ihn nennen, der Staatsrath Basse in Braunschweig, schon durch seine früheren Schriften über die Geschichte der ältern und neuern Staatswirthschaft bekannt — die Geschichte der Revolution davon ausschloß; denn wir haben

was dazu gehört, von allen Forderungen getrennt. — Druckfehler zu berichtigen ist wohl überhaupt und vollends in einer Anzeige, eine höchst undankbare Arbeit; allein es gehört zur Redlichkeit, die Worte eines Gegners so wenig zu verunstalten, als nur möglich ist, und so mag denn hier bemerkt seyn, nicht so wohl daß durch einen Fehler des hiesigen Abschreibers S. 288. B. 16 das Wort *persona* ausgelassen ist, denn daß dieses fehlt, läßt sich leicht errathen, sondern daß B. 14 in dem gedruckten Buche 'Dennach' statt 'Darnach' steht, und B. 7 v. u.: 'man setzt das *jus actionum*, vielleicht weil es zu beiden passend ist', statt: 'man setzte weil es so weit umfassend ist'. S. 301 muß nicht nur 'nicht' wegsallen, wie schon bemerkt ist, sondern auch 'mit' daraus gemacht werden. Endlich ist S. 323 B. 3 der 'junge' Professor Dorotheus eigentlich nur der 'jüngere'. Diese Verbesserungen sind dem Unterz. aus einem andern im Winter von 1830 auf 1831 nachgeschriebenen Hefte mitgetheilt worden, und sie haben alle die größte innere Wahrscheinlichkeit, nach Dem wie es beim Dictieren zugeht, für sich. Eine ganz andere und viel weniger erhebliche Berichtigung ist die, daß S. 321 der Unterz. die gewiß lehrreiche Beurtheilung von Herrn Dr. Spangenberg's Einleitung durch den sel. Wend der Leipziger L.Z. und nicht der Jena'schen, zuschreibt. — XVIII. Der Anti-Papian. Dieser Aufsatz über Etwas, wovon noch vor nicht gar langer Zeit fast Niemand wußte, und worunter früherhin die wenigen Schriftsteller, welche die Sache erwähnen, fast alle Falsches mischten, ist eine merkwürdige Probe von Beyträgen gar vieler Freunde des Unterz., welche ihn gewissermaßen als Den

ansahen, dem man Nachrichten über dieses Stück der Digesten zuerst mittheilen müsse. Was bey ihm so selten vorkommt, und worin er die Ueberlegenheit Anderer so bereitwillig anerkennt, und gedruckte Handschriften, sind hier für ihn durch Herrn Dr. Heimbach verglichen worden, und Herr G.M. Biener, die Herren Professoren von Buchholz, Kriegel, Sanio, Walch und Herr Dr. v. Meysenbug, werden nach der Reihe als die Schenker, was man in den Kirchen Donatäre nennt, aufgeführt. Auch bey den zwey letzten Auffähen sind fremde Beysteuern gerühmt, bey XIX. die auch bey uns Juristen so häufige Endsylbe in ista, Buttman, und bey XX. dem Nachtrage zu II. der älteste Zeuge über die Wiederherstellung des R. R. durch Wernerius, mehrere Ungenannte. Als Beyspiele von juristisch erheblichen isten (*locis*) was hinter einem nicht Griechischen Worte ungefähr klingt, wie die französische Endung hinter einem deutschen Worte, also Bierath-*eur* oder Mauth-*ier*, sollten auch die Rævisten, von welchen freylich jetzt gar wenig mehr gesprochen wird, und die St. Simonisten, wie man die *St. Simonians*, Beide um so öfter, nennt, erwähnt seyn. Hugo.

E b e n d a s e l b s t.

Bey B. Ratorff u. Comp.: Magazin für die gerichtliche Arzneywissenschaft. Herausgegeben von Dr. G. F. E. Wildberg, Großherzogl. Medlenb. Strel. Ober-Medicinalrathe etc. Ersten Bandes erstes Heft. 1831. VI u. 122 S. in 8.

In dem jetzigen Zeitalter, welches mit Zeitschriften, Magazinen, Archiven, Museen, Bibliotheken, Annalen und wie die zwanglosen Hefte sonst betitelt seyn mögen, gleichsam überschüttet wird, — in dieser Zeit ist es wahrhaftig nicht zu verwundern, daß auch der gerichtlichen Medicin, einer Wissenschaft, die doch für eine, den Forderungen der Gerechtigkeit entsprechende, Anwendung der

Gefesse so häufig von der höchsten Wichtigkeit ist, auch wieder einmal ein Speicher zur Sammlung von neuen Früchten derselben geöffnet wird. Wen nun die Ueberzeugung von der großen Bedeutung dieser Wissenschaft für das Leben durchdringt, wer aber auch weiß, wie höchst häufig und dürftig noch manches *visum repertum* und *judicium medicum* beschaffen ist, wer endlich die freylich traurige Erfahrung gemacht hat, daß die Vorlesungen über gerichtliche Medicin, wenn überhaupt verglichen auf einer Universität im Catalog angekündigt werden, von Juristen und Medicinern entweder gar nicht besucht, oder doch häufig nur belegt werden, weil man sie testiert haben muß, — der wird gewiß dem, um diese Wissenschaft schon verdienten, Herrn Herausgeber die Eröffnung der gegenwärtigen Zeitschrift Dank wissen. Das Magazin ist nach der Vorrede nicht bloß zur Aufnahme von Originalabhandlungen und gründlichen Erörterungen, sondern auch zur Mittheilung aller neuen Entdeckungen, Beobachtungen, und Producte der Gesetzgebungen, welche den gerichtlichen Arzt interessiren können, bestimmt. Auch verspricht der Herausgeber Beispiele von guten und schlechten *Obductionen* berichten, Anzeige der neuen Literatur u. s. m.

Schon die Inhaltsanzeige des ersten, vor uns liegenden, XI Nummern enthaltenden, Heftes gibt Zeugniß, daß der Herausg. sich bemüht habe, Interessantes zu liefern. Besonders haben dem Ref. die Vorschläge über die vom Staate zu ergreifenden Maßregeln, damit er gute gerichtliche Aerzte erhalte, die Bemerkungen über die Nothwendigkeit der Gegenwart des Richters bey *Obductionen* in Criminalfällen, über die Frage, ob der Arzt, welcher den Gestorbenen behandelte, von der *Obduction* auszuschließen sey, ferner über die Wirkungen des Falls eines Kindes bey der Geburt auf harte Körper, — angesprochen.

Die zuletzt aufgeworfene Frage, ob die Section eines absichtlich getödteten Menschen unterbleiben könne, wenn, wie in dem erzählten Falle, die Mutter sich heftig widersetzt und droht, sich selbst das Leben zu nehmen, möchte Ref. als Criminalist nicht unbedingt bejahen. Alles hängt dabey von den Umständen ab. Darf, wie in dem angeführten Beispiele, der Beweis, daß die Wunde die hinreichende und unzweifelhafte Todesursache war, schon durch die äußere Besichtigung als vollkommen geliefert betrachtet werden, so kann die Section, welche kein gemeinrechtliches Gesetz vorschreibt, allensfalls unterbleiben. Eine allgemeine Bejahung könnte nur auf Kosten der Gerechtigkeit geschehen.

Ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

Den 21. Junius 1832.

L e i p z i g.

Bei Brockhaus: Geschichte von Frankreich, besonders der dortigen Geistesentwicklung, von der Einwanderung der Griechen bis zum Tode Ludwigs XV. 1829. 958 S. in 8.

Zufällige Ursachen haben die Anzeige dieses Werks verspätet, das aber in unsern Blättern, welche zunächst den Fortschritten der Wissenschaften gewidmet seyn sollen, nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf. Die Leser erhalten hier zwar in Einem, jedoch wie die Seitenzahl zeigt, starken Bande eine Geschichte von Frankreich, bis auf den Tod von Ludwig XV. heruntergeführt; woben sogleich schon das ungs gefallen hat, daß der ungenannte Verfasser — wir dürfen ihn nennen, der Staatsrath Basse in Braunschweig, schon durch seine früheren Schriften über die Geschichte der ältern und neuern Staatswirthschaft bekannt — die Geschichte der Revolution davon ausschloß; denn wir haben

schaft der fränkischen Eroberer nicht viel zu sagen seyn. Die Schilderung von Carl d. G. haben wir mit Interesse gelesen; sie läßt dem großen Manne und Herrscher Gerechtigkeit widerfahren, ohne in blinde Bewunderung auszuarten. Ueber Einen Punct — freylich den schwierigsten — hätten wir wohl etwas mehr Aufklärung gewünscht; wie die Besiegten und die Sieger — Celten und Franken — sich amalgamirten; doch so daß die ersten, wie ihre Sprache zeigt, das Uebergewicht behielten; und aus dieser Mischung die Franzosen wurden. Mit ihnen beginnt S. 173 der dritte Abschnitt, und das eigentliche Hauptthema des Verfassers. Von einer Nation konnte in den ersten Zeiten schon deshalb nicht viel die Rede seyn, weil diese erst durch die Verschmelzung jener Elemente sich bildete. Dazu kam die innere Zertheilung. Frankreich bildete nicht sowohl ein Reich als ein Aggregat von größern und kleinern Lehen, deren Inhaber den König nicht viel mehr als den ersten ihres gleichen ansahen. Mit Recht hat daher der Verf. seinen Blick nicht bloß auf das Krongebiet beschränkt, sondern auch die wichtigsten Lehen und ihren Zustand mit in die Untersuchung gezogen. Indes war es doch der Zeitraum in welchem die nachmaligen Hauptbestandtheile der Nation, Adel und Ritterschaft, und ihnen gegenüber ein freyer Bürgerstand sich bildeten; so wie auch die wissenschaftlichen Institute, und auch die Bildung der Sprache durch die auflebende Nationalpoesie entstanden. Die Periode von Ludwig d. Heil. bis auf Heinrich IV. sieht der Verf. als den Zeitraum der eigentlichen Bildung der Nation, d. i. der Ausbildung des französischen Nationalcharacters an. Wir lassen ihn darüber am liebsten selber sprechen. 'Seit dem

h. Ludwig, heißt es, wird der Volksherr Herr und kräftig, und er steht unter Franz I. in seiner Blüthe. Die französische Geschichte, auch abgesehen von den Kriegen und dem Hofe, wird selbst immer interessanter. Zu den Zeiten Heinrichs IV. ist der Höhepunkt der Ausbildung erreicht, und es folgt nun die Zeit des Reichthums. Wie glänzend auch die Geschichte Frankreichs noch werden mag, ihr Interesse schwächt sich, und die größten französischen Historiker haben es vergebens versucht es zu steigern, sey es im *Siecle de Louis XIV.* oder in der *Histoire de la revolution*. Denn mit Heinrich IV. erschließt die Bildungszeit des französischen Volks; so wie der französische Mann, wie die französische Frau damals ist, so bleiben sie, und lassen sich neben den Ausländern nicht mehr verkennen. Die französische Galanterie war allerdings vor Heinrich IV. schon im Werden, sie stand aber doch noch am Scheidewege, und lebte in dem entscheidenden Momente, in welchem das französische Volk zwischen der strengern und freyern Sitte wählen sollte. Er selbst gab ihm das Beispiel vom Thron herab als ein geliebter und liebenswürdiger König, und er gab zugleich das Beispiel vornehmer Gleichgültigkeit gegen Kirche und Glauben. Frankreich feierte in ihm seinen Helden und seinen großen Mann, welcher Ordnung und Ruhe gegründet habe; er hatte sie aber nicht seinem bekanntem Wunsche gemäß, daß jeder Bauer sein Huhn im Kopfe haben solle, gegründet; er hielt sie durch eigene Kraft; man zitterte mit Recht vor der Zukunft nach seinem Tode, und glaubte und hoffte, in Rücksicht auf die kommenden Zeiten die Erhaltung Frankreichs nicht von den bestehenden Verhältnissen, sondern von einem großen, die Verhältnisse leitenden Mann. So wie der Bürger

eher vor 20 Jahren in Deutschland an der Tagesordnung war, vorherrschend ist. I. Der Gang des Lebens von Osten nach Westen (S. 1 — 8). Die Bildung des Menschengeschlechts und seine Krankheiten kämen daher. Diese Richtung werde von der Bewegung der Erde, um die Sonne bedingt. II. Andeutungen zum Versuche eines neuen Systems der physiologischen und pathologischen Lebenserscheinungen (9 — 19). Schemata, wo 'die Idee der Dreiheit durchgeführt ist im Mikrokosmos und Makrokosmos.' III. Ueber die Verwandtschaft zwischen dem Gehörorgane und der Leber (20 — 27). Ein Versuch eine dahin bezügliche Aeußerung in Platon's Timäus zu bestätigen. Der Hauptbeweis liege in den ähnlichen Bestandtheilen des Ohrenschmalzes und der Galle. IV. *Ἐνλεια νοῦσος* (28 — 33). Diese beim Herodot vorkommende Krankheit der Scythen (die gewöhnlich in die Lehre der Syphilis gezogen wird) sey ein krankhafter Seelenzustand. V. Zur Psychagogie des Lichts und der Farben (34 — 38). Poetische Ausrufungen; zum Theil ganz unverständlich. VI. Ueber die Schwierigkeit der Diagnostik und die Mittel diese zu erleichtern (39 — 66). Brauchbare Zusammenstellung bekannter Bemerkungen. VII. Beitrag zur Diagnostik der Pienterie (67 — 87). Besteht in der Motivierung einer neuen Einteilung der Magenruhr in L. dyspeptica, spastica und organica. VIII. Ein Wort über das Ueberraschtwerden von der Geburt und Gebären ohne Wissen (88 — 90). Die Mutter gebere nicht das Kind, sondern das Kind sich selbst. IX. Ueber die Priorität des Todes (91 — 109). Erörterung der Umstände, aus welchen sich ermitteln lasse, welcher von mehreren zugleich todt gefundenen Menschen zuerst und welcher später gestorben sey.

**G ö t t i n g i s c h e
G e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 23. Junius 1832.

R o m.

Typis Vaticanis, 1831: Classicorum auctorum e Vaticanis codicibus editorum Tomus III. complectens mythographos tres, fabulas Phaedri ut ajunt novas, Boëthii opuscula duo, Cassiodorii supplementum, epigrammata vetera, geographum veterem, Gargilii Martialis fragmentum de pomis, Placidi glossas et alia quaedam. Curante Angelo Majo, Vaticanæ bibliothecæ præfecto. XXXII und 511 S., nebst einem Facsimile desjenigen Blattes des Bobischen Palimpsestes, welches einen Theil von Juvenals Sat. XV. enthält. Tomus IV. complectens scripta aliquot Oribasii, Procopii, Isaci, Themistii, Porphyrii, Philonis, Aristidis, et alia quaedam. XVI und 528 Seiten in gr. Octav.

Mit Vergnügen beeilt sich Unterz., über vorliegende Fortsetzung der vor vier Jahren von Mai begonnenen Sammlung neuer entdeckter Römischer und Griechischer Autoren, die größtentheils im Vatican verborgen lagen (S. g. A. 1830.

S. 881), die nöthige Auskunft zu geben, um so mehr, da dieselbe in jeder Rücksicht sehr wichtige Inedita liefert. Hierher gehören vor allen Dingen die drey neuen Mythographen, womit die Fortsetzung beginnt. Sie stehen den vier vorhandenen Mythographen der Staverenschen Ausgabe, dem Hyginus, Fulgentius, Placidus und Albricus, was Inhalt und Darstellung anlangt, auf keine Weise nach, haben dabey aber vieles Eigenthümliche, was sie sowohl von einander als auch von den Staverenschen Mythographen characteristisch unterscheidet. Vieles, was früher ungewiß oder dunkel war, erhält durch sie eine neue Stütze, oder neues Licht; und durch manche neue Nachricht erweitern sie die Kenntnisse der gelehrten Forscher. Besonders reich sind sie an allegorischen Deutungen der alten Mythen, und werden in dieser Rücksicht als eine wichtige Quelle für die Geschichte der Allegorie betrachtet werden müssen, sollte es auch nur seyn, um daraus zu zeigen, zu welchen Verirrungen der menschliche Geist, in einer verkehrten Grundansicht des Mythus befangen, sich hat verleiten lassen.

Der erste Mythograph, welcher 234 Mythen in 3 Büchern erzählt, also dem sogenannten Hyginischen Werke, welches 244 enthält, indem N^o. 207 bis 219. N^o. 222. 226 bis 238 und 262 bis 270 verloren gegangen sind, ohne das verstümmelte Ende zu erwähnen (noch Bernhardt Rom. Litt. S. 328 führt 277 erhaltene fabulae Hyginus an), an Umfange fast gleich kommt, stammt aus einem Vaticanischen Codex, welcher einst der Bibliothek der Königin Christine von Schweden gehörte, und welchen seine Schriftzüge in das X. oder XI. Jahrhundert unserer Aera setzen. Ob er vollständig darin erhalten sey, läßt das Ende ungewiß, welches mit einer vollen Seite ohne die gewöhnlichen Schlussworte

explicit etc. gemacht worden ist. Aber höchst wichtig sind die Schlußworte des zweyten Buchs:

EXPLICIT LIBER SECUNDUS C. HNI FABULARUM. Daß Hyginus hiermit gemeint sey, bedarf kaum einer Erwähnung, wiewohl sonst keine Spur von diesem als Verfasser der Schrift vorhanden ist. Nun weicht aber, wie schon gesagt, dieser Vaticanische Hyginus von dem bekannten im Ausdrücke sowohl, wie auch in der Anordnung und Wahl der Mythen (welche bey diesem viele Römische Zusätze haben, und sich auch häufig auf Römische Quellen, wie Virgilius, Horatius, Livius, Ovidius, Apulejus, Plinius, Lucanus, Juvenalis, Solinus, Statius, ja selbst Asper und Drosius (lib. 3. S. 77) beziehen, bey jenem aber aus Griechischen Autoren, besonders aus den Tragikern gestossen sind) zu sehr ab, als daß beide demselben Verfasser ihr Daseyn verdanken könnten. Daher kann man nur fragen, ob sie beide einem Zeitalter angehören, oder ob der eine älter sey als der andere, und welcher von beiden auf den Namen Hyginus größere Ansprüche habe. Das obige Citat des Vaticanischen Mythographen aus Drosius bringt denselben wenigstens bis in das fünfte Jahrhundert herab? Im gedruckten Hygin findet sich kein positives eines so späten Ursprungs; Styl und Form machen jedoch diese Compilation mythologischer Notizen, so wie sie vor uns liegt, wenigstens zu keinem Producte des Augustischen Zeitalters, man müßte sonst eine ursprünglich gediegenere und vollständigere Abfassung annehmen, die während der langen Handhabung verschiedener Bearbeiter, z. B. Avianus, endlich die jetzige abstoßende und unbefriedigende Gestalt gewonnen habe. Aber man würde sicherlich den Ursprung dieser Schrift nie in der Augustischen Zeit gesucht haben, hätte man nicht den Namen Hyginus,

welcher in allen Handschriften der Mythengeschichte (oder vielmehr Genealogien, wie der Verf. poet. astr. 2, 12 S. 445 Stav. sie selbst nennt, obgleich die dort citierte Mythe sich in unsern unvollständigen Ausgaben nicht findet) sowohl wie auch der poetischen Astronomie ohne C. Julius erscheint, dort aber allein dem Zusatz Augusti liberti hat, für C. Julius Hyginus den bekannten Freigelassenen des Kaisers und Vorsteher der Palatinischen Bibliothek gehalten, dessen Geburt die Eusebische Chronik vor Chr. setzte, welchen Suetonius unter die berühmten Grammatiker zählt, welchen Servius als Interpreten Virgils neben Caper nennt (zu Ae. 12, 120 cf. Macrobi. Sat. 6, 9 S. 618 Zeune, Gell. 16, 6. 5, 8. 1, 21. 6, 6. 10, 16.), und aus ihm und Tubero eine eigenthümliche Erklärung des Trojanischen Rosses anführt (Ae. 2, 15); und ihn auch sonst (zu 7, 47) citiert, von welcher der Mythograph (fab. 108 S. 199 Stav.) gar nichts weiß; welcher ferner ein Buch de origine urbium Italicarum (Serv. Ae. 8, 638) oder de situ urb. It. (Serv. Ae. 3, 553) auch bloß de urb. Ital. (7, 678. 412. 8, 597, 600. (hieraus sind die Notizen zu 1, 277. 530 und Macrobi. 1, 7 S. 236, wo sein Gewährsmann der Protarch Trallian genannt wird), und ein anderes de familiis Trojanis (5, 389) schrieb, und dem endlich Macrobius Sat. 3, 4 S. 422 u. 3, 8 S. 433 eine Schrift de diis penatibus und de proprietatibus deorum, in welcher er freylich auch de astris et stellis handelte, und Columella (1, 1) nebst Charisius eine andere de agricultura beylegen, von dem aber Niemand im Alterthume eine Mythengeschichte anführt, wozu doch die zahlreichen Ausleger der alten Dichter sehr häufig Gelegenheit gehabt hätten. Die Latinität setzt den Verfasser der fab. und der poet. astr. (die beide Jugend-

rsuche sind, S. 404, 3 Stab.) wenigstens in
 e Zeiten nach den Antoninen herab; er scheint
 so nichts desto weniger älter zu seyn, als der
 latican. Hygin. Ob nun aber das Werk exem-
 la (Gell. 10, 18), und de vita rebusque illu-
 xium virorum (sc. Rom.), dessen sechstes Buch
 tellius (1, 14) unter Hygins Namen anführt,
 nd aus dem auch die Nachricht 7, 1. entlehnt
 t; einem von diesen beiden, oder dem ältern G.
 ulius, oder einem vierten dieses Namens be-
 legen sey, wagen wir nicht zu entscheiden; je-
 och ist so viel gewiß, daß das von Asconius
 edianus (in Pison. S. 164 ed. Cren. Leyden
 698) citierte Buch de viris claris keinen Hy-
 inus, sondern einen Lucius Pigiuius zum
 Verfasser hat.

Was nun ferner einem Jeden höchst überraschend
 scheinen muß, ist die merkwürdige Entdeckung
 ner wörtlichen Uebereinstimmung der meisten
 rzählungen des ersten Mythographen mit Ser-
 ius zum Virgil, welche — es ist wunderbar —
 em gelehrten Mai gänzlich entgangen ist. Man-
 er würde vielleicht nach angestellter Vergleichung
 ie freylich mühevoll aber belohnend ist) geneigt
 yn, den Vaticanischen Hygin für nichts wei-
 r als eine Compilation aus den Servischen Com-
 entarien mit einigen anderweitigen Zusätzen zu
 alten. Beide können indeß aber auch Eine Quelle
 enutzt haben. Bey dieser Annahme bleibt es je-
 och immer sehr auffallend, daß weder der Vatic.
 ygin (welcher Servius nie nennt) noch Servius
 welcher in derselben Sache oft alte Autoren an-
 hrt, wie Apollonios, Cato, u.) sagt, wer sein
 mythographischer Vorgänger gewesen ist. Die
 Sache ist zu wichtig, als daß Hef. sich entschließen
 bunte, das Resultat seiner Forschungen zu un-
 rdrücken. Vorläufig bemerkt er nur noch, daß
 Servius sehr oft außer dem, worin der Vatic.

Hngin Wort für Wort mit ihm übereinstimmt, eine größere Vollständigkeit der einzelnen Erzählungen zeigt. Anderes hat der Vatic. Hngin ausführlicher, aber so, daß die Verbindung mehrerer und selbst heterogener Erzählungen darin nicht zu verkennen ist. Noch Anderes hat dieser nur zum Theil excerpiert. Für die Kritik, welche Mai zu sehr vernachlässigt hat, ist die Vergleichung beider ungemein fruchtbar. N. 1. über Prometheus findet sich ausführlicher bey Servius zu Ecl. 6, 42 idest macies. 3. 8 ist eine Glosse aus Horat. Od. 1, 3, 30, wozu noch Sappho und Hesiodos Ep. 102 citiert wird. 3. 17 fehlt unde etiam Prometheus dictus est ἀπὸ τῆς προμνηθείας i. e. providentia. Hic etc. 3. 20 fehlt altissimo, und nach cura fehlt et solitudine deprehenderit. 3. 22 nach quod lese man ἄχος est sollicitudo: qua ille affectus statt des sinnlosen assequutus. — Ecl. 2 3. 9 nach perniciem fehlt eorum. 3. 11 statt des sinnlosen ideo ist herzustellen qui eo. — No. 2. über Neptun und Minerva steht zu Ge. 1, 12. — 3. 4 civitas appellaretur. 3. 5 statt des sinnlosen diis lies mortalibus. 3. 8 jacta. 3. 9. olivam. 3. 10 ut pacis. — No. 3 zu Ecl. 6, 74. vgl. mit Ae. 3, 420. — 3. 2 Creteidos oder Cretheidos filia pulcherrima. 3. 9 nach media fehlt sui. 3. 10 fehlt hanc postea Glaucus fecit deam marinam, quae classem Ulixis et socios evertisse narratur, etc. No. 4 zu Ecl. 6, 78. — 3. 4 et post. 3. 6 fehlt ut vor sibi. 3. 7 accerseret. 3. 14 Ityn. u. 3. 18 Itys in phasianum nicht phassam. No. 5 zu Ecl. 9, 39 und etwas verschieden zu Ecl. 7, 37 lies Galatea. No. 6 zu Ge. 1, 20. — 3. 9 statt quem l. quam. No. 7 zu Ge. 1, 39. — 3. 5 sind die Worte quia a Platone sive Orco fratre Jovis rapta fuerat ein unnützes Glossen. 3. 10 fehlt jam nach Illa

tem. 3. 15 fehlt a Iove nach postea. No. 8
 Ge. 1, 163. No. 9 zu Ge. 1, 399. No. 10
 Ge. 1, 378 ungeschickt zusammengeschmolzen
 t der Erzählung zu Ae. 1, 323. No. 12 zu
 G. 3, 7 vgl. zu Ae. 6, 603. — 3. 1 gigas zu
 rücken. 3. 2 statt probare l. tentare. 3. 3
 vitatis iis epulandum apposit. 3. 10 pu-
 to Tant. statt des sinnlosen pentente Tant.
 o. 13 zu Ae. 6, 595 aber nur zum Theil. No. 14
 Ae. 6, 601. vergl. 286 auch nur theilweise.
 o. 17 zu Ecl. 6, 41 theilweise. No. 17 zu Ae.
 790 theilweise. 3. 1 statt Janis l. vel Jasi.
 Schol. zu Eurip. u. Paus. bey Minder, Hyg.
 253. Stav. No. 19 zu Ge. 2, 389. No. 20
 Ae. 2, 116 theilweise. Aulis heißt hier eine
 Insel. 3. 17 Diana statt Minerva zu lesen.
 30 statt carendi l. curandi. No. 21 zu Ge.
 7. No. 25 zu Ge. 2, 140. 3. 17 so wie auch
 o. 25 an mehreren Stellen muß Aeetes statt
 eta hergestellt werden. No 27 zu Ae. 3, 209.
 7 abriperent. No. 29 zu Ge. 3, 532. No. 30
 Ae. 1, 273. 3. 13 Anien statt amnis. 3. 32
 atia statt genere. No. 31 zu Ae. 1, 323.
 o. 32 zu Ae. 1, 535. 3. 7 intra statt itaque.
 o. 33 zu Ae. 10, 763 als Grundlage. No. 34
 Ae. 1, 693. No. 35 zu Ae. 2, 81. 3. 22 sind
 ischen per und transmissum folgende Worte
 egefallen: quam agebat gratiam proditiōis
 commemorabat, secretum (certum) anri-
 ndus esse. 3. 23 jussit statt fecit. 3. 25
 lata est et lecta. 3. 27 fehlt adesso nach
 lamed; am Ende l. S, φ, χ — inventas.
 36 zu Ae. 6, 57. 3. 2 stygiam Paludem.
 o. 37 zu Ae. 3, 73. 3. 8 Asterien. 3. 18 Or-
 ygia se applicante. 3. 41 Gyaroque, was
 r Myth. Sec. No. 17, wo die ganze Erzählung
 eberkehrt, schon hat. No. 38 zu Ae. 4, 484.
 1 muß et fehlen, und nymphae als Apposition

zu Nr. 6, 445. J. G. L. 1761. 3. 7 vollendet. N
 No. 53 zu Nr. 1, 570 am
 neri Idaliae. No. 54 zu
 theilweise zu Ge. 2, 152 vgl.
 297. No. 59 zu Nr. 3, 40
 Aethna. 3. 19 nach cogere
 primo negaret. 3. 22 fehlt
 ceretur. 3. 27 quidem. 3
 runt, vor ductum. No. 62
 weise. No. 65 zu Ge. 3, 5.
 190 ausführlicher. No. 67 zu
 sthenes zu lesen Eratosthenes
 zu Nr. 7, 662. No. 69 zu Nr.
 quod Herculi Delphicus Ap
 praedixerat. Cum ergo de su
 sacrificia boves dedisset. N
 ausführlicher. No. 74 zu Nr. 3
 Nr. 4, 99. No. 82 theilweise zu
 zu Nr. 6, 582. 3. 6 itaque sta
 theilweise in Mai's interp. V
 No. 85 zu Ge. 6, 48. No.
 No. 88 zu Nr. 10, 142. No.
 No. 96 zu Ge. 96 zu Ge. 96

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1832.

No m.

Beschluß der Anzeige: Classicorum aucto-
rum e Vaticanis codicibus editorum Tomus
III et IV. Curante Angelo Majo. etc. etc.

Diese besonders an den ersten hundert Num-
mern dargelegte Probe mag zur Begründung der
oben ausgesprochenen Behauptung so wie auch zur
Andeutung des Weges, den man einschlagen muß,
um die Wahrheit zu entdecken, genügen. Ref.
erlaubt sich jetzt noch einige Bemerkungen, die
er beim Durchlesen dieses Mythographen zu ma-
chen Gelegenheit fand. No. 115 enthält eine
Erzählung über Apollo's Raben, deren Anfang
sich wörtlich (nur mit Auslassung der Citate aus
Petronius, Anaximander und Pindaros) bey Ful-
gent. 1, 12 wiederfindet. Der Rest ist neu. Am
Ende wird ein gewisser Histrius angeführt, wel-
cher noch einmal in No. 233, einer ebenfalls neuen
Erzählung, wiederkehrt. Sollte hiermit vielleicht
der Atthidenschriststeller Ister gemeint seyn? Wie
unglaublich die Namen in den neuen Mythogra-

Das Alter des zweiten A
zu bestimmen. Vielleicht
Zeit, in welche wir den erst
gentius hat Vieles mit ihm
118 steht 2, 13, wo ein
schichtschreiber, Sokrates
zug auf die Midas-Sage a
geführt wird. Den Iyrisch
nennt er No. 112 in derselb
plus zu Ae. 6, 289. Aber
ist wahrscheinlich in Corneliu
natus umzuändern. Serviu
Sage nonnulli (zu Ae. 4, 5
zeugung des Gros durch Apbr
hier No. 35 wie bey Serv.
monides als Gewährsmann.
ganze Geschichte des Ikaros i
ersten Myth. No. 19 steht, u
Schollen, welches auch Serv.
Dasselbst ist statt inter colum
lomas zu lesen per interc
Altaon-Sage wird eine veri
tung dieses Mythos non Ae.

Historiker, Redner und Rhetor (Kühnen hist. crit. or. Gr. S. 162). Dieser war einer von Alexanders Begleitern, und ein unversöhnlicher Feind des Theopompos. Auch kann man hier wohl kaum den Ehier Anaximenes annehmen, von dem Lukianos sagt (*Ἡρόδοτος ἢ Ἀσίων*), er habe zu Olympia Reden gehalten. Wahrscheinlich ist es ein weit jüngerer Grammatiker. — Unter vielen andern Merkwürdigkeiten enthält ferner der neue Mythograph eine Nachricht über Tyrtaios (No. 222) welche meldet, dieser Attische Dichter sey der erste Trompeter gewesen, und habe an der Spitze der Lakonen durch den furchtbaren Ton seines neuerfundenen Instruments die Messenier in die Flucht geblasen. Sonderbar, daß diese Nachricht fast wörtlich in Acro und Porphyrio zu Hor. ep. ad Pison. 404 S. 121 ed. Venet. 1567 wiederkehrt. B. 2 lese man *omni parte* statt *cum parte*, und B. 5 *Lacedaemonii*, wie sich von selbst versteht. Was nun aber die Sache selbst anlangt, so hat kein Alter, dem wir die sonstigen biographischen Notizen über Tyrtaios verdanken, oder welcher die Messenischen Kriege erzählt, die Erfindung der Trompete erwähnt; und das Ansehen der obigen Scholiasten ist zu gering, als daß wir ihnen hierin Glauben beymessen könnten. Es ist bekannt, wie viel Ungereimtheiten durch Namensverwechselungen die Scholiasten dem Alterthume aufgebürdet haben. So auch hier. Tyrtaios steht für Tyrrhenus, dem Pausanias (2, 21, 3), Hygin (fab. 174. S. 390 Stav.) u. a. die Erfindung der Trompete beylegen. Auf alle Fälle war die Erfindung Tuslisch, wie nicht nur aus Andeutungen alter Dichter, sondern auch aus bestimmten Zeugnissen hervorgeht, wie aus Pollux 4, 11. Clem. Alex. Str. 1. S. 306. Sylb. Plin.

N. H. 7, 56. und Serv. zu Ae. 8, 526. — Endlich bemerkt Ref. noch, daß die Sage von dem neidischen Jarbilas, welcher nach den neuesten Forschungen Weichert's kein anderer seyn soll, als Codrus, hier No. 223 wirklich widerkehrt, wie sie der Scholiast des Horaz erzählt.

Der dritte Mythograph erscheint hier nach vier Handschriften von ungleichem Werthe abgedruckt, von denen zwey der Königin Christine einst gehörten, sich jetzt aber im Vatican befinden. Die dritte, ebenfalls eine Vaticanische, war ehemals Ful. Ursini's Eigenthum, wie die eigenhändige Aufschrift dieses Gelehrten zeigt. Sie stammt etwa aus dem XII. Jahrh., und enthält nur 14 Abhandlungen, während die eine von jenen (die andere ist ein bloßer Auszug) noch eine 15te hinzusetzt *de duodecim caeli signis*, welche, obgleich in einem etwas rauhern Style, wie die übrigen, geschrieben, doch als Supplement von Mai nachgeliefert worden ist (S. 375 flg.). Die vierte Handschrift endlich, eine Palatinische, enthält nur 13 Abhandlungen, indem die 10te über Pallas und die genannte 15te fehlt. Die Erzählungsweise dieses dritten Mythographen weicht von der der beiden übrigen sehr ab. Während dort in den kurzen Erzählungen, die sich über eine große Anzahl von Mythen verbreiten, alles vereinzelt und zerstückelt erscheint, werden hier nur die Mythen über die wichtigsten Gottheiten und Halbgötter, wie Saturnus, Kybele, Zeus, Hera, Poseidon, Hades, Persephone, Apollo, Hermes, Pallas, Aphrodite, Dionysos, Herakles und Perseus (daher der Titel *de diis gentium et illorum allegoriis*), vollständig in langen zusammenhängenden Tractaten abgehandelt, so daß dieser Mythograph mehr Raum einnimmt, als die beiden andern. Das Zeitalter

desselben kann man nur mit einiger Wahrscheinlichkeit nach den Schriftstellern bestimmen, die er anführt. Hier ist nun nicht zu übersehen, daß er bey der Erzählung mancher Mythe, welche sich auch wörtlich bey einem der beiden andern Mythographen findet, seine Quellen nennt, die jene nicht nennen; und so zeigt es sich dann oft, daß die oben dargelegte Uebereinstimmung mit Servius nicht zufällig ist. Sonst wird außer Servius auch Placidus und Fulgentius häufig genannt, und an einzelnen Stellen Plotinos, Donatus, Macrobius, Porphyrius und Avienus, ja selbst St. Hieronymus (S. 180) und (S. 169) der späte Johannes Scotus Erigena und Remigius in seinem ungedruckten Commentare zu Martianus Capella; woraus dann klar hervorgeht, daß der Verfasser dieser mythologischen Tractate wenigstens im IX. oder X. Jahrh. gelebt haben muß. Sein Name ist unbekannt. Man vermuthete ehemals, er sey Albricus, wie die Schlußworte des Vaticanischen Codex berichten; und für diesen hat ihn auch Joh. Voccassius (*de genealogia deorum*), welcher vier Stellen daraus anführt, gehalten. Jedoch muß noch Brassicanus (zu Petron. Satyr. Kap. 121. S. 740. Burm.) vor dreihundert Jahren den Namen Leontius in seinem Codex gelesen haben. Denn nachdem er die Stelle des Servius zu Ae. 12, 118 über das Gras, welches dem Mars geweiht ist, weil es nach Plinius (11, 63) aus Menschenblut geschaffen ward, angeführt hat, sagt er: *meminit et L. Apulejus in libr. de herbis, et Leontius Mythographus, auctor minime malus, superioribus annis a nobis tantum non ab inferis excitatus, et aliquando cum philologia communicandus.* Diese Nachricht, welche Mai nicht entgangen ist,

... eine anachronistisch
die obigen Citate aus Rem
gend widerlegen. Es läßt
gethan hat, leichter be-
nicht gemeint ist, als bestimmen
man als wirklichen Urheber
Ref. unterdrückt hier absich-
tungen über die Zusammenstel-
schiedenartiger Deutungen der-
ser dritte Mythograph aufführt
noch aufmerksam auf S. 206,
quo enim verum est, anima
pur; cum potius corpus
Hinc et Simonides poeta
dem (Theb. 8, 739) ait: odi
quo hunc corporis usum, des
ferner liefert S. 230. 231 eine
etymologische Notiz bey Fulgenti-
worin Orpheus heißt optima
Orph. S. 84); und es findet
ethische Deutung des Mythos
fabr. — S. 246 führt die Drpl
in Bezug auf den Midas = Mt
Nachtrag zu ...

100. St., den 23. Junius 1832. 993

Außer diesen drey Mythographen besitzt der Vatican noch andere von geringerem Werthe, von denen Mai nur einen, Conrad Canonicus zu Zürich aus dem XIII. Jahrh., namentlich anführt. Als Anhang zu den Mythographen hat Mai ein Werkchen des Bischofs Martinus aus dem VI. Jahrh. de origine idolorum nach einer Vaticanischen Handschrift abdrucken lassen (S. 379), und zwar in einer weit correctern Form, als es bey Floreſius Hisp. sacr. B. 15 S. 425 erscheint, wo namentlich das ganze Proömium fehlt.

Uebrigens stehen im dritten Bande noch: *Fabulae novae XXXII sub Phaedri nomine* Neapoli ante hos annos (1809 und 1811) ex detrito codice multis lacunis incertisque lectionibus vulgatae (von Cataldo Janelli), nunc autem sine ullo defectu aut ambiguitate ex integerrimo codice Vaticano editae, cum Nicolai Perotti prologis, quorum item lacunae nunc explentur. Der hier genannte Vaticanische Codex (urbin. No. 368), welchen Mai mit großer Genauigkeit beschreibt, stammt aus dem Ende des XV. Jahrh., und enthält außer dem sogenannten *Fädrus* und den Epigrammen und Fabeln von Nicolaus Perottus noch Gedichte von sechs andern Verfassern von geringerem Werthe. Für die Perottischen Gedichte theilt Mai nur die Varianten aus seinem Codex mit. Außerdem hat er einen unedirten Brief desselben Perotti aus 3 Vat. Handschriften, und acht Fabeln des *Phädrus* (No. 11 bis 13 und 17 bis 21 in den Ausg.) nach drey Blättern eines lange vermißten Floriacischen Codex im Vatican sorgfältig abdrucken lassen.

Darauf folgt *Anicii Manlii Severini Boethii communis speculatio de rhetoricae cognitione, und locorum rhetoricorum distinctio,*

... philosophiae, lib.
Sugleich wird eine Probe
co's (welcher in der Mitt
bete) de quadratura circ
fasser Verrius aus Verfe
mitgetheilt.

Ein anderes werthvolles
Cassiodorii clausula in
bus et disciplinis liberali
vielmehr institutiones divi
rum rerum) ex codice Va
Sonderbar ist es, daß kein
gebern jenes Cassiodorischen
daß demselben der Schluß se
legt in 10 Paragraphen mit
Einen sehr dankenswerthen
Lateinischen Anthologie bilden
gramme de viris illustrib
consulibus quam imperato
von anonymen Verfassern. 3
bruden lassen, die, wie es schein
lich eine zusammenhängende Re
aber 3 von diesen (No. 10
mann schen

Gajus Fabricius, A. Fab. Maximus, Nero Claudius, M. Marcellus, Scipio, Marius, Scäva, Pompejus, M. Vort. Cato, noch zwey auf Cäsar und ein Epitaphium desselben, Cäsar Augustus, Augustus Tiberius (unvollständig) und Trajanus. Dem Ganzen, welches hexametrisch ist (außer 17 elegisch) geht ein ebenfalls hexametrischer Prolog voran. Die Poesie ist energisch, die Sprache ziemlich rein.

Für alte Geographie ungemein wichtig ist: *liber Junioris philosophi, in quo continetur totius orbis descriptio* aus dem Zeitalter des Kaisers Constantius, Sohns Constantin's des Großen, bisher nur theilweise durch einen unglaublich incorrecten Abdruck nach Salmasius' Abschrift eines sehr schlechten Codex, den einst F. Juretus in Frankreich besaß, bekannt gemacht von Jacob Gothofredus (Genf 1628. Griechisch und Lateinisch). Der vorliegende vollständige, dem Gothofredischen ganz unähnliche, Abdruck stammt aus einem Codex (saec. X.) des Cavenfisken Benedictiner-Klosters bey Salerno, welcher das Werk Beda's de temporibus in lombardischer Schrift enthält, und welcher von Joh. Mabillon (itor Ital. S. 118) und Rozanet (bibl. Cav. S. 100) genau beschrieben ist. — Angehängt ist *demonstratio provinciarum ex antiquissimo codice* (Bandini bibl. Laur. 3 S. 333) excerpta. — Der Verfasser der genannten orbis descriptio nennt sich junior philosophus, in Vergleich mit den ältern Philosophen Herossos und Apollonios, die er anführt.

Die Bruchstücke des Gargilius Martialis über die Obstbäume, welche Scotti und Mai im Jahre 1828 aus einem Neapolitanischen Palimpseste mitgetheilt haben, werden jetzt

zwey Vaticanischen Handschriften (saec. X. und XII.) bedeutend vermehrt und in manchen Einzelheiten verbessert: *liber tertius, de pomis seu medicina ex pomis*. Der Styl dieses Werks stimmt mit der Schrift *de cura boum*, welche Gesner (script. de re rust.) unter Gargilius' Namen bekannt gemacht hat, genau überein. Mai vermuthet, Plinius Valerianus (4, 42) habe Gargilius ausgeschrieben.

Der dritte Band schließt mit den Glossen des Grammatikers Placidus (deren Daseyn bisher durch Isidor, Eliobroga und Barth bekannt war, und von denen die Mailändische Ausgabe des Fronto nur eine kleine Probe liefert) aus vier Vatic. Mss., und mit der gleichfalls unedirten metrischen Schrift des Metrorius Maximinus *de longis et brevibus* nach drey Vaticanischen Mss. und einer Neapolitanischen (saec. XI.), woben Mai die Leser benachrichtigt, daß noch mehrere unedierte Grammatiker im Vatican vorhanden sind.

Wenden wir uns jetzt zu dem vierte Bande. Dieser beginnt mit einer Reihe von unedirten Schriften aus den bändereichen Werken des gelehrten Arztes Oribasios, eines treuen Begleiters und vertrauten Freundes des Kaisers Julian, auf dessen Befehl er die 70 oder 72 Bücher der *ιατρικῶν συναγωγῶν* aus einer großen Anzahl von medicinischen Autoren zuschrieb, über welche die Photische Bibliothek einen kurzen Bericht liefert (S. 173 flgde. Bel.). Von diesem Werke, welches schwerlich jezt noch irgendwo in seinem ganzen Umfange vorhanden ist, wurden schon früher einige Bruchstücke in der Ursprache bekannt gemacht (von Morele, 1556. von Dundaß, 1735, von Ant. Cocest, Florenz, 1754, und zuletzt die ersten 15 Bücher

von Chr. Fr. Matthäi, 1808); aber diese sowohl, wie noch mehrere andere waren vorher bloß in Lateinischen Uebersetzungen, welche größtentheils Joh. Bapt. Rosarius (zuerst einzeln, späterhin zusammen in drey B.) und zum Theil auch Vidius und J. Guinterius besorgten, an das Licht getreten. Mai nun, welcher mit vorliegender Bekanntmachung ein vor etwa elf Jahren gegebenes Versprechen erfüllt, fand im Vatican nicht nur alles, was bisher von Dreibasios gedruckt war, sondern auch noch fünf neue Bücher, namentlich 44 de abscessibus, 45 de variis tumoribus, 48 de laqueis (Lat. von Vidius), 49 de machinamentis (Lat. von Vidius), und 50 de pudendorum morbis in der Ursprache; außerdem noch Bruchstücke ungewisser Bücher auf zerstreuten Blättern. Das erste und letzte jener fünf Bücher liefert indeß der Codex, dessen Seitenzahlen Mai an den Rand seiner Ausgabe hat setzen lassen, nicht ganz vollständig (Vergl. S. 276 folge).

Bemerkenswerth ist es, daß gar nichts Eigenes von Dreibasios in dieser Sammlung zu lesen ist. Das ganze Verdienst des Sammlers besteht nur in einer zweckmäßigen Anordnung von Stellen aus ältern Aerzten, deren er wenigstens 36 in den neuen Bruchstücken excerpiert hat — ein neuer Beweis, wie groß der Reichthum der Alten an medicinischen Schriften gewesen seyn muß. Für die Geschichte der Medicin sind diese Inedita von großer Wichtigkeit. Die Folge der Autoren ist: Antyllus, Heliodorus, Rufus, Dioskres, Mesges, Archigenes, Apollonios, Philomenos, Petrasas, Hippokrates, Nymphodoros, Apellis, Archimedes. Im Texte werden angeführt: Arynatas, Xenophon, Posidonios, Philo, Demokritos, Hermippos, Dioskorides, Dionysios Sib., Soranos, Praxagoras, Galenos, Leonidas, The-

mison, Menekritos, Tekton, Pasikrates, Herodotos Drg., Heraklibes Eyb., Nileus, Homilos, Glaukias, Andreas, Aristion. — Angehängt ist ein Fr. des Rufos *περὶ τῶν ἐν κούραι καὶ νεχροῖς παθῶν* (was schon durch Matthäi bekannt gemacht ist) nach einem Vatic. Codex, jedoch sehr lückenhaft. Von Rufos enthält auch das 25ste Buch des Dreibasios die Schrift *de partibus humani corporis*, und Stellen aus Galenos; und das 25ste nimmt ebenfalls Galenos ein und Soranos *de feminae naturalibus* nebst einem Fr. des Lykos, welches wir nächstens in der Kühnschen Ausgabe der Mediciner erwarten (Mai S. 279).

Zunächst folgen 103 ungedruckte Briefe von Prokopios nach einem Vaticanischen Codex — eine bedeutende Zugabe zu den 60 schon von Aldus bekannt gemachten. Sie sind an die zahlreichen Privat-Freunde des Verfassers gerichtet, und verbreiten sich über geringfügige kleinliche Privat-Verhältnisse in einer glatten sophistischen Sprache, wodurch sie allein das Interesse des Forschers erregen können. Nicht zu übersehen ist hier ein Fr. desselben Prokopios *ἐκ τῶν εἰς τὰ Πρόκλου θεολογικὰ κεφάλαια ἀντιρρήσεων*.

Was die zweite Hälfte des vierten Bandes enthält, besteht fast aus nichts als vielfach verbesserten Wiederholungen von schon früher zu verschiedenen Zeiten in Mailand und Rom durch Mai bekannt gemachten und seitdem auch in Deutschland nachgedruckten und bearbeiteten Griechischen Schriften. 1) *Ἰσαίου λόγος περὶ τοῦ Κλεωνόμου κλήρου* aus dem Ambrosischen Codex. 2) *Θεμιστίου φιλοσόφου λόγος πρὸς τοὺς αἰτιασάμενους ἐπὶ τῷ δέξασθαι τὴν ἀρχήν* nach dem Ambrosischen Codex mit sehr schätzbaren Verbesserungen von Fr. Jacobè, nebst einem neuen Exordium zu Or. 20 und Supple-

menten zu Or. 29 u. 33. — 3) Πορφύριον φιλοσόφου πρὸς Μαρκέλλαν, gleichfalls nach dem Ambros. Cod. 4) Φίλωνος περὶ Καρτάλλων ἐορτῆς und περὶ γονέων τιμῆς aus dem Florent. Codex. Hierzu kommen jetzt noch ἐκ τῶν Φίλωνος ἐν ἐξοδῷ ἤτοι ἐξαγωγῇ ζητημάτων καὶ λυσέων, sc. 7 unedirte Untersuchungen über die Cherubim — das einzige Bruchstück welches uns von dem ausführlichen Philonischen Commentar über den Exodus, den Joh. Bapt. Auser neulich Armenisch und Lateinisch zu Venedig herausgegeben hat, in Griechischer Sprache übrig geblieben ist.

Einen kleinen Beitrag zu der Kenntniß der Aegyptischen Papyros-Rollen in Griechischer Sprache liefert der genaue Abdruck eines Denkmals dieser Art, dessen Ursprung Mai (S. 443) nach Wahrscheinlichkeitsgründen 88 vor Chr. oder in das letzte Regierungsjahr des Ptolemäos Alexandros, des neunten Lagiden, setzt, und welches derselbe mit einer Lateinischen Version und einem Commentar ausgestattet hat.

Zuletzt wiederholt der vierte Band noch einmal die μελέτη des Aristeides πρὸς Δημοσθένη περὶ ἀτελείας, wober dem Herausg. die deutsche Bearbeitung derselben (S. g. A. 1830. S. 2075) entgangen ist. Als Beilage ist hier von Mai auch der Anfang des Panegyrikos des Aristeides ἐπὶ τῷ ὕδατι ἐν Περγᾷ vollständiger mitgetheilt, als von Bandini (bibl. Flor. 2, 586). Auch sind zu Ende des Bandes zahlreiche Ergänzungen zu den van Villoison (An. Gr. 2, 79) herausgegebenen Atticismen, nach einer Mailändischen Handschrift nachgeliefert.

Schließlich bemerkt Ref. noch, daß Mai in der Vorrede zum dritten Bande die Varianten der Fragmente des Juvenalis und Persius aus dem Bobischen Palimpseste genau verzeichnet hat;

und daß die Vorrede zum vierten Bande Hoffnung zu der Herausgabe noch mehrerer medicinischen Autoren macht, wovon vorläufig nur eine Probe aus Merkurios *περί σφυγμῶν* gedruckt worden ist. G. H. B.

H e i l b r o n n.

Latinitisch-deutsches etymologisches Schulwörterbuch zu den Prosaiskern aus dem goldnen Zeitalter, von M. G. L. Klotz, Pfarrer in Meringingen. 1830. 378 S. in 8. — Dieß Wörterbuch ist zum Gebrauch für Schüler bestimmt, und nach der eignen Angabe des Vfs. in der Vorrede ist Scheller hauptsächlich dabey zum Grunde gelegt. Es beschränkt sich aber nur auf die Prosaisker, 'weil das Lesen der Dichter ein umfassenderes Wörterbuch erforderte'. — Die Schüler, wenigstens in den höhern Classen, wo doch die Dichter gelesen werden, werden also nicht damit ausreichen können, und für sie ist es doch hauptsächlich Bedürfnis. Ein zweyter deutsch-lateinischer Theil, als Hülfsmittel für das Lateinschreiben wird noch versprochen. Will man von jenen Beschränkungen absehen, so finden wir das Buch ganz brauchbar. Wir billigen die etymologische Anordnung, da die Schüler dadurch früh mit den Ableitungen bekannt werden; auch ist durch ein bloß alphabetisches Register der Wörter die Auffindung, wo sie schwerer seyn möchte, erleichtert. Die Quantität der Sylben ist, jedoch nicht immer, bezeichnet. Angehängt ist noch ein Verzeichniß alter Namen, von merkwürdigen Personen und Städten, so wie auch von Wörtern die aus dem Griechischen herkommen sollen; wobey man jedoch zuweilen gegründete Zweifel hegen möchte, wenn z. B. *pluit* von *βλυνει*, *plebs* von *πληθος*, oder *imitor* von *μιμεομαι* abgeleitet wird.

1001

G ö t t i n g i s c h e e r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stüd.

Den 25. Junius 1832.

Mexico. Neu York.

Collecion de las antiguedades Mexicanas
que existen en el Museo Nacional y dan
Isidro Icaza Isidro Condra. Litogra-
por Federico Wvaldeck é impresas por
Robert. Mexico. 1827. im größten Ge-
ßen Blätter.

Historia de Méjico escrita por su esclav-
conquistador Hernan Cortés; aumen-
n otros documentos y notas, por D.
isco Antonio Lorenzana, anti-
obispo de Méjico. Revisada y adap-
la ortografia moderna. Por D. Ma-
el Mar. Neuva York: la publican
s, White, Gallaher y White. En
venta do Vanderpool y Cole. 1828.
ten gr. Octav.

Unternehmen, die Alterthümer des Natio-
nals zu Mexico, durch Abbildungen, im
ist bekannt zu machen, ist leider nicht
sondern wegen Mangels an Absatz ins

Stoßen gerathen. Nur das erste Heft ist erschienen (N^o. 1). In der That muß dieses sehr beklagt werden, da sich nicht allein Zeichnung und Steindruck auszeichnen, sondern auch die Fortsetzung jener Sammlung, uns einen tiefen Blick in den bürgerlichen, religiösen und politischen Zustand der ehemaligen Bewohner Neuspaniens vergönnt haben würde. Dieses erste Heft enthält vier Tafeln, denen eine kurze Erläuterung beigegeben ist, welche jedoch, insofern sie die Grenzen einer Beschreibung überschreitet, nicht frei von unhaltbaren Vermuthungen seyn dürfte. Die erste Tafel liefert die Abbildung eines Gemäldes, von unzweifelhafter Echtheit; entnommen aus der Sammlung, welche der gelehrte Boturini zusammengebracht und der Neuspanischen Regierung übergeben hatte. Sie war bestimmt, an den König von Spanien gesandt zu werden, blieb aber aus einer unbegreiflichen Nachlässigkeit des Vizekönigs in Vera Cruz zurück, wo sie von dem eifrigen und thätigen Intendanten der Provinz Jose Ignacio Esteva aufgefunden, und wegen ihrer Wichtigkeit dem Congresse zugestellt wurde. Anfangs war sie dort in der Secretarie der Deputiertenkammer aufbewahrt, bis sie endlich von dieser an das Nationalmuseum abgegeben ist. Diese Gemäldesammlung wirft ein sehr helles Licht auf die alten Bewohner Mexico's, sie zeigt uns ihre Physiognomien, Trachten, Geschäfte, Gebräuche &c. Das hier mitgetheilte Gemälde stellt den König der Azlanecos, Huixtlihuitt dar, bedient durch seine Höflinge. Begleitet ist es von folgender Erklärung: 'Im December des Jahrs 1402 starb Acamapechtli erster König von Mexico und zweyter des Königreichs Culhuacan. Sein Tod verursachte große Trauer. Nachdem die Exequien gehalten waren, versammelten sich

die Aeltesten des Reichs um einen neuen König zu wählen; diesem widersetzten sich die Priester, welche selbst zu herrschen verlangten; endlich aber siegte die Gegenpartey, und im April des Jahrs 1403 (welches hieroglyphisch mit zwey Rohrstäben bezeichnet ist) wählte sie Huizhlihuitti, erstgeborenen Sohn des verstorbenen Königs, welchem ebenfalls das Königreich Culhuacan zufiel; er ließ sich krönen und nahm den Titel: Kaiser von Mexico und König von Azcapotalco an. Uebrigens bedeutet der Name Huizhlihuitti einen jungen Mann von vielem Talent.

Die zweyte Tafel liefert ein Monument aus der alten Stadt Xochimilco (Valle de flores), deren Ueberreste im Jahre 1806 durch den Capitän Dupair untersucht worden sind. Es besteht aus einem viereckten flachen Steine, 3 Fuß Engl. Maße lang und etwas weniger breit, von dunkelgrüner Farbe und großer Härte, auf dessen Oberfläche sich zwey concentrische Kreise als Relief gearbeitet, und in den vier Ecken einige kleine concave runde Figuren befinden. Seine Bearbeitung an den schmalen Seiten deutet darauf hin, daß er aufrecht gestellt gewesen sey. (Zu bemerken ist, daß sich ähnliche Steine, aus grauweißem Porphyr mit eingemengten Quarz-Erystallen, mit denselben Kreisen und Figuren in den Gebäuden zu Mitla vorfinden; die Indianer nennen dieselben, Uhren der Heiden, (*relojes de las gentiles*), es leidet aber keinen Zweifel, daß sie nur Verzierungen der Gebäude waren.) Als ein zweytes Monument dieser ehemaligen Stadt, wird eine Eidechse abgebildet, welche aus einem grünen harten vulcanischen Steine (eher wohl aus Serpentin, aus welchem so manche noch erhaltene Götzenbilder gearbeitet sind), ausgehauen ist. Ihre Länge beträgt von der Schnauze bis zur Schwanzspitze 4 Vara (eine Vara hat 3 Fuß Engl. Maße)

und 2 Zoll; der Stein befindet sich in der Mauer des alten Wirthshauses zu Xochimilco, und ist wohl erhalten. Auch wohl nur eine Mauerverzierung.

Die dritte Tafel liefert die Abbildung einer Handschrift auf Papier aus den Blättern der *Agave Americana* verfertigt; enthaltend unstreitig ein Protocoll über die Vollstreckung der Strafe des Scheiterhaufens, in der dort üblich gewesenen Bilderschrift abgefaßt. (Ein ähnliches, den Proceß zwischen Mexicanern und Spaniern enthaltend, hat Herr von Humboldt bekannt gemacht. S. dessen *Pittoreske Ansichten der Cordilleren, und Monumente americanischer Völker*. Tübingen 1810. S. 77 und Tafel XII seines Atlases. Der Gebrauch solcher hieroglyphischen Darstellungen war bey den Mexicanern uralt; er erhielt sich aber noch lange Zeit, nach der Eroberung von Mexico bey den spanischen Tribunalen. Da die Eingebornen nicht anders, als vermittelt eines Dolmetschers zu ihren Richtern sprechen konnten, so hielten sie die Anwendung von solcher Bilderschrift für doppelt nothwendig, und man legte sie den verschiedenen Justizhöfen von Neuspanien noch bis Anfang des 17. Jahrh. vor.) Die Handschrift ist auf der linken Seite zerrissen; sie bildet einen Mann ab, der mit dem Kopfe nach unten gerichtet ist, drey, mit rother Farbe bezeichnete Feuerbrände unten den Armen habend; vor ihm der Richter. Oben erblickt man drey Figuren mit aufgehobenen Händen, welche die Zeugen vorstellen und seine Schuld bekräftigen; etwas unter dem Stuhle des Richters befindet sich eine Frau, mit gefalteten Händen und Thränen vergießend, entweder als Anklägerin, oder um Gnade für den Verbrecher flehend. Der Haarpuß der letztern ist eben so geformt, wie ihn noch gegenwärtig die Frauen um *Tampico* und *Saladolid* tragen.

Die vierte Tafel endlich bildet ein Gefäß aus

101. St., den 25. Junius 1832. 1005

Thon ab, welches ausgezeichnet schön gearbeitet ist. Es wiegt zwey Pfund sechs Unzen Silbergewichts, steht auf drey hohlen Füßen, in deren einem sich ein Kugeln von derselben Masse des Gefäßes befindet. Der Durchmesser des ganzen Gefäßes ist $11\frac{1}{2}$ Zoll, seine Höhe 5 Zoll; es ist mit Farben bemalt und vollkommen gut erhalten. Die Hypothesen des Herausgebers über das Alter und den Gebrauch dieses Gefäßes sind schwerlich die richtigen, da sich häufig in einem und demselben Grabmale Gefäße von verschiedener Schönheit und Form vorfinden, und sich daher aus dieser Verschiedenheit kein Schluß, daß sie auch verschiedenen Epochen angehören müßten, folgern läßt. Auch läßt sich nicht behaupten, daß jenes Gefäß zum heiligen Gebrauche bestimmt gewesen sey, denn die alten Mexicaner verfertigten dergleichen Gefäße auch zur Aufbewahrung ihrer Nahrung, und so findet man sie zu hunderten, von derselben Form und Gestalt in ihren Gräbern.

Nr. 2. ist ein Wiederabdruck des in Europa höchst seltenen, und selbst in America schwer aufzufindenden Werks, dessen vollständiger Titel folgender ist: *Historia de Nueva-España, escrita por su esclarecido conquistador Hernan Cortes, aumentada con otros documentos, y notas. Por el illustrissimo Señor Don Francisco Antonio Lorenzana, arzobispo de Mexico. Con las licencias necesarias. En México en la Imprenta del Superior Gobierno, del Br. D. Joseph Antonio de Hogai en la Calle de do Tiburcio. Año de 1770. XVI u. 400 S., und neun unbezifferte Blätter Inhaltsanzeige, in Folio. Hauptinhalt desselben ist der Wiederabdruck der bekannten Berichte des Ferdinand Cortez an den Kaiser Karl V.; mit einzelnen erklärenden Anmerkungen des Herausgebers begleitet; vorausgeschickt ist demselben eine Darstellung des Go-*

bierno politico de Nueva-España y Virreynato, que comprende á el Arzobispado de Mexico, Diocesis de Puebla, Oaxaca, Provincia de Tabasco, y Michoacan, y tambien las de Guadalaxara, y Durango, cuyo distrito pertenece á la Real Audiencia de Guadalaxara. An Kupferstichen befinden sich in demselben: die Abbildung des großen Tempels zu Mexico, und eine Karte vom J. 1541 'Domingo del Castillo. Piloto me fecit en Mexico año del naciniento de N. S. Jesu Christo de M. D. XLI. Außerdem aber die Abbildung eines in Bilderschrift abgefaßten Buchs von dreyßig Blättern, nämlich einer Cordillera de los Pueblos que antes de la conquista pagaban tributo á el Emperador Muctezuma, y en que especie y cantidad; unstreitig einer der wichtigsten, und besterhaltenen Mexicanischen Schriftreste.

Die neue Ausgabe dieses Werks zeichnet sich von jener dadurch aus, daß dasselbe auf die neuere Orthographie zurückgeführt, und ihm außerdem noch auf 110 Seiten eine Noticia historica de Hernan Cortés von den Herausgebern vorgesetzt ist; sie macht jedoch den Besitz jener ältern Ausgabe keineswegs entbehrlich. Schon die Abweichung von der ältern Orthographie in den Berichten des Cortez ist ein Uebelstand; aber, was noch schlimmer ist, auch die Anmerkungen des Lorenzana sind nicht nach dem jetzigen Zustande ergänzt und berichtigt, und, was als das Schlimmste betrachtet werden muß, die Abbildungen jenes Mexicanischen Buchs über die Steuerepflichtigen, und die Karte von 1541 sind gänzlich hinweggeblieben. Statt dessen ist nun die Abbildung des Tempels zu Mexico verkleinert im Steindruck wiederholt; und sind zwey andere, recht sauber gearbeitete Steindrücke, beygelegt, von denen der eine Moteczuma II. ultimo Rei de Megico antes de

101. St., den 25. Junius 1832. 1007

la conquista, der andere Caracteres numericos y figuras simbolicas, darstellt. Druck und Papier sind ausgezeichnet schön, und geben den Englischen Drucken nichts nach.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung, 1832: C. Cornelii Taciti opera minora ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua triplicique indice instruxit Georgius Alexander Ruperti. X und 848 S. in gr. Octav.

Ein neues Unternehmen eines nicht nur schon früher um Tacitus' Annalen, sondern auch um Livius, Juvenalis, Silius Italicus u. s. w. vielfach verdienten Gelehrten, des Hn. Consistorialraths Ruperti zu Stade, welches mit mehreren gleichzeitigen Bearbeitungen des Tacitus in die Schranken tritt. Der Herausg. bestimmt nämlich vorliegenden Band, wiewohl er zuerst erschienen ist, doch der Reihe nach zugleich als den letzten der sämmtlichen Tacitischen Werke, die auf vier Bände angelegt sind. Daher führt er auch noch den Haupttitel Taciti opera caet. Vol. IV. libellum de Germania, vitam Agricolae et dialogum de oratoribus complectens.

Vollständigkeit der Angaben in kritischer, exegetischer und sachlicher Hinsicht ist das bestimmte Streben des Herausg., wodurch er seiner Arbeit eine allgemeinere Brauchbarkeit zu verschaffen gesucht hat. Daher stehen hier neben den Resultaten eigener Forschungen auch noch die Ansichten und Meinungen älterer und neuerer Ausleger meistens in chronologischer Folge an einander gereiht; und deshalb erscheint dieser commentarius perpetuus, welcher sehr eng und mit sehr kleinen Typen gedruckt worden ist, zu einem etwas auf-

fallenden Umfange auseinander gearbeitet. Tiefe Erudition und ausgebreitete Belesenheit leuchtet überall hervor.

Abhandlungen über den wissenschaftlichen Werth und Character der einzelnen Tacitischen Werke, so wie auch über die Handschriften und Ausgaben derselben soll das Proömium im ersten noch zu erwartenden Bande enthalten. Die Germania, welche unter allen Tacitischen Schriften die meisten und tüchtigsten Bearbeiter gefunden hat (Walch's Agricola behauptet bey Urtheilen dieser Art immer das Lob anerkannter Vortrefflichkeit, G. g. N. 1829. S. 204 ff.), ist schon jetzt im vorliegenden Bande von einer reichhaltigen Nachweisung geographischer und historischer Hülfsmittel aus der neuern Zeit begleitet, durch deren Benützung besonders ein Vergleich der jetzigen Local-Benennungen und der geschichtlichen Andeutungen anderer Urkunden mit den Nachrichten des Tacitus veranlaßt und mit großer Genauigkeit durchgeführt worden ist.

Für Agricola's Biographie, der neulich auch der Verfasser des Tacitischen Vericon's seine critischen Studien zugewandt hat, und für den dialogus de oratoribus, um welchen sich Drelli zuletzt sehr verdient gemacht hat, sind selbst nach so vielen bedeutenden Vorarbeiten noch eine Menge wichtiger Bemerkungen durch die Umsicht und Gelehrsamkeit des würdigen Herausg. gewonnen worden. Da Bekker's Ausgabe mit den Varianten aus der von Niebuhr mit größerer Sorgfalt als einst von Lipsius verglichenen Farnesianischen Handschrift zu Neapel erst nach dem Drucke des dialogus de oratoribus dem Herausg. zu Gesicht kam, so sah dieser sich genöthigt, die genannten Varianten in der Vorrede vollständig nachzuliefern.

G. H. W.

1009

**G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. St ü c k.

Den 28. Junius 1832.

R o m.

Rapporto intorno i Vasi Volcenti diretto all' Instituto di Corrispondenza archeologica da Odoardo Gerhard, segretario dell' Instituto medesimo. Estratto dagli Annali dell' Instituto (von 1831) 218 Seiten.

Intorno le forme de' vasi Volcenti radunate sulle tavole XXVI e XXVII de' monumenti dell' Instituto. Abhandlung desselben Verfassers in den Annali von 1831. S. 221 bis 270.

Wenn unsere Anzeigen den Vasen von Canino jetzt eine ganz besondere Gunst zu Theil werden lassen: so rechtfertigt sich diese gewiß vollkommen dadurch, daß, etwa die Aufdeckung von Pompeji und Herculaneum ausgenommen, niemals aus demselben Orte in so kurzer Zeit eine so große Menge antiker Kunstdenkmäler ans Licht gebracht worden ist. Schon enthalten die allein

aus der Gegend des alten Volci gebildeten Vasensammlungen des Prinzen von Canino, der Gandelori's, der Feoli's, nebst der Magnus-Dorowschen im Berliner Museum, viel über dreitausend gemahlte Vasen, welche in nicht viel längerer Zeit als einem Jahre hervorgezogen worden sind, während das museo Borbonico, bisher das reichste an diesen Gegenständen, nur 2100 Gefäße enthält, von denen überdies noch viele bloß einfach angestrichen und ohne eigentliche Malererey sind. Von hier ist jetzt vorzugsweise neues Licht für die archäologische Wissenschaft zu erwarten, und die Lösung mehrerer Hauptfragen der Kunstgeschichte muß so lange ausgesetzt bleiben, bis über den Ursprung dieser Vasen völlig befriedigende Gedanken aufgestellt sind. Niemand aber hat sich so mit diesen Vasen, durch genaue Betrachtung, Nachfrage an Ort und Stelle, sorgfältiges Studium vertraut gemacht, und ist mehr im Stande, uns auf den rechten Weg zu leiten als Herr Prof. Gerhard; zumal so lange noch keine umfassenden Kupferwerke über die Vasen von Canino erschienen sind, müssen seine Beschreibungen und Angaben uns als vorzüglichste Quelle unserer Kenntniß davon gelten. Auch werden wir jetzt wahrscheinlich für geraume Zeit ganz darauf beschränkt seyn, da schon im November 1831 nach dem Bulletino dell' Instituto N. XI a. p. 163 alle Sammlungen Volcentischer Vasen in Italien, mit Ausnahme der Feolischen, und der von Herrn Baron Beugnot neuerlich gebildeten, durch ihre Eigenthümer den Augen des Publicums völlig entzogen worden waren. Auch ist zu beklagen, daß der Sturm der Zeiten Herrn Professor Orioli, der es nach einer Verabredung mit Herrn Gerhard über-

. St., den 28. Junius 1832. 1011

hatte, die eigentlichen Etruskischen Al.
von Volci zu behandeln, und zugleich
ische der Fabrication an jenen Vasen
ichen, von diesem Unternehmen so weit
issen hat.

bemerkt der Verf. an den Vasen von
i sie im Allgemeinen in eine Classe fal-
en in Griechenland selbst, den in Si-
den in Nola gefundenen Gefäßen, und
diesen zusammen bestimmt trennen von
schen, Eucanischen und andern in Cam-
fundenen Gefäßen, welche sowohl in
a, als auch in der Art ihrer Bemah-
Verfall des Geschmacks und der Lech-
h an den Tag legen. Nun zerfallen
Vasen von Volci, eben so wie die Ro-
und die in Griechenland selbst, nament-
gina, ausgegrabenen (worüber Herr E.
Bulletino dell' Inst. 1829 p. 124) in
ipt-Classen, welche der Vf. mit Recht
pittoresche nennt, indem es beson-
den Ausgrabungen von Canino keinem
nterworfen ist, daß sie als besondere
Vasen-Fabrication und Mahlerey ne-
der gelobt wurden. Am zahlreichsten

den in Volci gefundenen die Vasen
iechischen Styls, der *arcaica greca*
welche auf röthlichem Grunde schwarze
on alterthümlicher und oft caricierter
zeigen. Dann folgen an Zahl die
vervollkommeneten Griechischen
maniera franca e perfetta) mit den
lben Figuren auf schwarzem Grunde.
ist die Anzahl der Gefäße, welche auf
Grunde schwärzliche oder bräunliche Gl-
eingemischten rothen und weißen Lin-

ten zeigen. Der Verf. des Rapporto bezeichnet diese Vasen, auf denen arabeskenartige Ornamente gewöhnlicher sind als menschliche Figuren, durch die herkömmliche Benennung der *Egiziana maniera*, ohne im geringsten zu verkennen, daß diese Benennung nur auf einigen Arten der Ornamente, namentlich auf den unter andern Ungeheuern vorkommenden Sphinxen und auf den unter den Blumenarabesken häufigen Lotusstengeln, beruht, ohne daß deswegen im Ganzen diese Art von Vasenmalerey irgendwie aus Aegyptischen Kunstschulen abzuleiten wäre. Dagegen sind auch in den Gräbern von Canino hier und da Figürchen und Scarabäen von grünem Email gefunden worden, welche sicher aus Aegyptischer Fabrik stammen, und einen Handelsverkehr der beiden Länder beweisen, der aber wahrscheinlich nicht unmittelbar, sondern durch Phöniciern und Karthager vermittelt war.

Während der Unterschied dieser drey Classen von Vasen Jedem, welcher irgend eine größere Sammlung der Art gesehen, vollkommen deutlich seyn wird: ist die zweyte Unterscheidung, welche der Berichterstatter macht, schon schwieriger. Er unterscheidet nämlich bey den Vasen von Volci drey Arten von Fabrik, welche er durch Griechisch oder Nolanisch, Tyrrenisch und Etruskisch bezeichnet; und sucht nachzuweisen, daß aus jeder dieser Fabriken Vasengemälde von allen drey Stylgattungen hervorgegangen sind. Dadurch entstehen neun verschiedene Unterabtheilungen, welche durch die Ausdrücke: *dipinture nolano-egiziane*, *tirreno-egiziane*, *etrusco-egiziane* u. s. w. bezeichnet werden. Von diesen Fabriken sondert sich nun allerdings die Etruskische leicht durch schlechtere

Zeichn. rohere Zeichnung, durch den unverkennbaren Stempel der Nachahmung und Copie, womit auch hier und da zur Bestätigung des Ursprungs dieser Vasen Inschriften zusammentreffen, welche der Schrift und Sprache nach mehr oder minder Etruskisch sind. Lyrrhenische Fabrik aber schreibt der Berichterstatter denjenigen Vasen zu, welche zwar den Geist und Geschmack Griechischer Kunst an sich tragen, aber doch in ihrer Form und dem Styl der Malerey keine vollkommene Analogie unter den Nolanischen und Sicilischen Gefäßen finden. Herr Prof. Gerhard glaubt zu bemerken, daß beiderley Abweichungen, nämlich Vasenformen, welche unter den Nolanischen sich nicht finden, und zugleich eigenthümliche Manieren der Zeichnung, sehr oft zusammentreffen: eine Bemerkung, welche durchgeföhrt und auch von Andern bestätigt die höchste Wichtigkeit erlangen muß, indem erst dieses Zusammentreffen der Form und Zeichnung uns nöthigt, solche Abweichungen für mehr als zufällige Eigenheit oder persönliche Laune der Verfertiger zu halten, und darin eine eigene Fabricationsweise zu erkennen, unter deren Einflusse die Verfertiger und Bemahler der Vasen gleichmäßig standen. Herr Prof. Gerhard hat, um diesem Theile seiner Arbeit noch größere Deutlichkeit zu geben, auf zwey Tafeln (XXVI und XXVII der Monumenti dell' Inst.) Proben von allen Hauptformen der Volcentischen Vasen nach seiner Classification, mit verkleinerten Umriffen der darauf vorkommenden Malereyen, und überdieß die Köpfe mancher Figuren davon in größerem Maaßstabe daneben, stechen lassen, und einen Commentar dazu bildet die in der Ueberschrift genannte Abhandlung: *Intorno le forme de' vasi Volcenti*

eto. Doch müssen wir gestehen, daß uns auch darnach der eigentliche Unterschied dessen, was der Verfasser Tyrrhenischen Styl der Zeichnung nennt, noch nicht völlig klar geworden ist, denn z. B. die freisrunden Augen, deren Winkel bloß durch angelegte Linien bezeichnet werden, die spitzen Kinne und verlängerten Mundwinkel kommen doch ebenso bey altgriechischen Kunstwerken vor, wie auf diesen Vasen von 'Tyrrhenischer Manufactur'. Auch verschweigt der Vf. nicht, daß unter den Volcienischen Entdeckungen eigenthümliche und früher unbekannte Vasenformen vorkommen, in Verbindung mit Malereyen, welche nichts von dem sogenannten Tyrrhenischen an sich haben. So gibt es eine Art Amphoren, welche sich von den Panathenaischen hauptsächlich nur durch einen dickern Hals unterscheidet, und fast nur aus den Nachgrabungen von Volci hervorgegangen ist, und zwar aus diesen in sehr bedeutender Menge, daher sie von Herrn Prof. Gerhard *amfora tirrona* genannt wird: aber auch auf Amphoren dieser Art finden wir Muster des echten und reinen altgriechischen Stylls, wie gleich Taf. 26. №. 2. Somit scheinen wir bis jetzt bey der Bemerkung stehen bleiben zu müssen, daß die Vasen von Volci, so wohl der Arbeit des Töpfers als des Topfmalers nach, einen sehr großen Kreis mannigfaltiger Weisen und Formen darbieten, von welchem die Gefäße von Nola und Sicilien bloß einen beschränkten Theil ausfüllen. Namentlich findet man in Volci unter den Vasen mit hellen oder ausgesparten Figuren der vollkommnern Kunst noch sehr viele, welche in den Profilen der Figuren, in dem menschlichen Gliederbau und der Draperie ein Bedeutendes von der steifen und trockenen Manier der

altgriechischen Kunst zeigen, wie sie in andern Gegenden für die Vasenmahlerey mit schwarzen Figuren beybehalten wurde. Von dieser Art, mit hellen Figuren aber strengeren Styles, sind die Werke der Mahler Hypsis, Andotides, Euthymides, Philtas (so lesen wir nach Mus. Str. n. 551. 1533, nicht Phintias, welches Dorisch seyn würde). Die berühmte Lazza aber (Kypix) des Sosias mit dem den Patroklos verbindenden Achilleus, welche an der Außenseite mit Figuren in sehr steifem Styl bemahlt ist, macht durch das im Innern befindliche Gemälde, das uns durch sein Streben nach Naturwahrheit und Ausdruck der Affekte so merkwürdig ist, eine Art von Uebergang zu der freyern und großartigeren Manier, welche wir auf mehreren andern Vasen von Volci bewundern müssen.

Der Berichterstatter verbreitet sich alsdann über die erst durch diese Vasen ins Licht gesetzte Erkenntung der Arbeit, daß nämlich der *Ἰδῡπτερ*, welcher *ἰνοῖσεν*, ein anderer ist als der Mahler, welcher *ἔγραφε*; und zeigt mit bedeutenden Gründen, daß man sich den Mahler zugleich als Erfinder, nicht als Copisten größerer Gemälde denken müsse, darin völlig dem Unterz. bezeugend, der in seiner Vorlesung über die Canino-Vasen zur selben Zeit den mit der gewöhnlichen Meinung im Streite liegenden Satz aussprach: *At si verum fateamur, huic de tabulis celebrium artificum in vascula translatis opinioni nullum adhuc subvenit exemplum sat luculentum.*

Hierauf wendet sich der Bericht im zweyten Abschnitte zu den Gegenständen der Mahlereyen. Herr Prof. Gerhards hat die große und sehr dankenswerthe Mühe aufgewandt, die my-

thologischen sowohl, wie die aus dem Leben genommenen Darstellungen aus diesen Vasengemälden in systematischer Ordnung zusammenzustellen. Wir erhalten dadurch eine ganz aus den Vasen von Volsi geschöpfte Kunstmythologie, in welcher Alles echt griechischen Religionsideen und Mythen entspricht. Unter den Göttern herrschen Pallas, Apollon, Dionysos und Demeter, Poseidon und Hermes vor, unter denen wieder unstreitig Pallas den Vorzug hat, worin dieser Bericht ganz mit dem Inhalte der Vorlesung des Unterz. (s. diese Anz. 1831. S. 1336) übereinstimmt. Das *sagrificio minervale della vacca* in Verbindung mit einer Procession von Kitharoden und Flötenspielern auf einer Doronischen Vase durften wir dort für eine Andeutung des Festzugs der Panathenäen nehmen, da auch auf dem Fries des Parthenons das Herbeiführen der Kühe als Haupttheil der Procession vorgeht, an den sich auch dort Kitharoden und Flötenspieler anschließen. — Mehr zweifelhaft möchte manche Deutung aus dem Kreise der Demeter und Persephone seyn; namentlich findet der Unterz. nicht hinlänglichen Grund, in den aus einer Fontäne schöpfenden Mädchen, welche auf zahlreichen Vasen von Volsi vorkommen, Vorbereitungen zur Feyer des Thesmophorienfestes anzunehmen. Vielmehr meint er auch jetzt noch von dem Factum ausgehen zu müssen, daß von zwey zusammengefundenen und zusammengehörenden Vasen (Nr. 1547 u. 1548 im Catalog des Prinzen von Canino) die eine den schönen Epippides und die schöne Rhodon auf dem hochzeitlichen Wagen fahrend zeigt, auf der andern aber dieselbe Rhodon (mit benegeschriebenem Namen) mit mehreren Begleiterinnen aus einer

mit einem Peristyl umgebenen und aus Löwenköpfen sprudelnden Fontäne Wasser in Urnen schöpft. Offenbar wird dieß Wasser für das bräutliche Bad geschöpft, welches man nach Athenschem Religionsgebrauch aus der Quelle Kallirrhoe oder Enneakrunos holte (Thukyd. II, 15. Photios unter λουτρὰ und λουτροφόρος, Euseb. das. unter λουτροφόρος, Pollux III, 3, 43). Die architectonische Ausschmückung der Fontäne, wie wir sie jetzt auf Taf. 27. №. 23 erblicken, stimmt ganz mit der Vorstellung überein, welche man sich von dem Bauwerk entwerfen darf, wodurch die Peisistratiden die Quelle Kallirrhoe verschönerten. Achten wir nun noch auf den Umstand, daß in diesem Vasengemälde die dreihenkligen Wasserkrüge (Hydrien), in welchen die Mädchen das Quellwasser auffangen, ganz dieselbe Form haben, wie das Gefäß selbst, an dem die Malerei ist: so muß auch dieß von uns für eine Hydria der Art genommen werden, wie sie zu hochzeitlichem Gebrauche bestimmt waren. Sollen wir etwa auch die Vase damit in Verbindung bringen, wo ein bewaffneter Mann eine Jungfrau bey einer Fontäne überfällt (Rapp. not. 554) und darin einen der Tyrrhener sehen, welche nach Herodot VI, 137 die nach der Enneakrunos gehenden Töchter der Athener mißhandelten? — Die Darstellungsweise und das Costüm der auf den Vasen von Volci vorkommenden Gottheiten ist durchaus echt Griechisch (nur daß auf den Gefäßen von Etruskischer Manufaktur auch Manches auf Etruskische Gebräuche hindeutet), aber es ist die ältere Griechische Kunst, vor Skopas und Praxiteles, deren Denkmälern diese Gemälde bezuzählen sind. Daher Aphrodite, wie andere Göttinnen, bekleidet, Dionysos bärtig er-

scheint, was durchaus vor Skopas herrschende Kunstweise war. Unter den Heroen-Mythen sind es die von Herakles und der Troische Ektlos, welche auf diesen Vasen sehr viel gefunden werden; aber auch dieser Rapporto bemerkt, wie die oben angeführte Vorlesung, die Vorliebe dieser Vasenmähler für Theseus und überhaupt für die Attischen Heroenkreise. Wir wünschen dabey auch auf den besondern Umstand Gewicht legen zu dürfen, daß dem Theseus beym Raube der Antiope Phorbas als Helfer beigegeben wird (Mus. Etr. n. 560); gerade wie nach dem Attischen Mythographen Pherekydes (Scholia zu Pindars Nemeen V, 89) Phorbas als Wagenlenker des Theseus dem Helden bey dieser Entführung beystand. Gerade in solchen Details zeigt es sich, wie nahe die Bemähler dieser Gefäße der echten Quelle Attischer Heroenmythen gestanden haben müssen. Auch im Trojanischen Mythenskreise zeigen diese Mähler eine Gelehrsamkeit, wie sie sich unter den Künstlern Griechenlands schwerlich lange hielt. Z. B. stellt das Gefäß n. 568 im Mus. Etrusque die Tödtung des Priamiden Troilos (von der auch in dem alten Epos der Kyprien die Rede war) gerade so dar, wie Ektophron in der Kassandra (B. 307 mit Lages Erklärungen); Troilos wird von Achill bey den Haaren zum Altar des Thymbräischen Apollon gerissen und dort getödtet. Eben so reich aber sind die Vasen von Volci an Gegenständen aus dem gemeinen Leben, besonders an Scenen aus dem Leben der Athleten und den gymnastischen Uebungen — namentlich finden wir mehrere vollständige Darstellungen der fünf Kampfarten des Pentathlon —; aber auch kriegerische Kämpfe, Gastgelage und Bäder, Spiele, beson-

ders hochzeitliche Scenen, nehmen einen bedeutenden Raum ein. Ueber alles dieß, auch über die arabeckenartigen Figuren von Thieren und Pflanzen, welche ohne durchgeführte Beziehung auf religiöse Ideen dem Gefäß bloß zur Zierrath dienen sollen, gibt der Rapporto die genaueste und befriedigendste Auskunft.

Der dritte Abschnitt des Rapporto handelt von den Inschriften. Herr Prof. Gerhart erkennt in diesen einen Ionischen Dialect, wir für wir gleich bestimmter den älteren Attischen genannt haben würden. Ἀθηναῖη wie im Z. S. 67 angegeben wird, steht nicht auf diesen Vasen, sondern Ἀθηναία (ΑΘΕΝΑΙΑ), wie in öffentlichen Urkunden Athens aus der Zeit des Deloponnesischen Krieges haben; Ἡρα findet sich zwar einmal (Rapp. not. 203), aber öfter Ἡ (not. 252. Mus. Etr. n. 2062), wie Τιμάνδης (ib. n. 2062), Διδρα (n. 1610), Κλειταγόρ (n. 1515). ΠΕΡΙΘΟΣ (ib. n. 560. Rapp. no. 386) ist das Attische Περίδοτος. Ἰόλεως (ΙΛΕΟΣ) decliniert im Genitiv Ἰόλεω, Ἐρμῆ Ἐρμοῦ, ganz Attisch (Rapp. not. 380). ΚΑΙΒΑΟΣ und ΚΑΙΣΟΦΟΣ (Rapp. not. 617) si nicht Κλεόβουλος, Κλεόσοφος zu lesen, sondern Κλειβουλος, Κλεισοφος nach den Namen des Kleisthenes und Kleidilos (eines Athenes Paus. I, 3, 2) und Kleigenes (eines Xanthie Xenoph. Hell. V, 2, 11). Daß für ψ und φσ und χσ geschrieben wird (Φωνίχς. Εὐχιδεος, γραφος, Αλεχσανδρος), stimmt mit diesem Dialect wohl überein, dagegen Aeoler, die tenuis mit dem Sigma verbinde Πελοπς, πααλις u. dergl. sprachen und schreiben (Gregor. Corinth. de Aeol. d. §. 39. Abbofios p. 1. Göttl. Buch Corp. Inser. ad n. 1

so wie die Dorier von Melos, Corp. Inscr. 3. 'Ισχυλος auf zwey Vasen (Mus. Etr. n. 558. 1115) hält der Verf. des Rapp. für eine dialectische Form von Αισχυλος; wir leiten den Namen lieber von ἰσχυς ab, die Aspiration aber aus Attischer Volksmundart, welche in ἰχθῆς und vielen Worten der Art gegen die Gewohnheit der übrigen Griechen den Anfangsvocal aspirierte (Syllius N. A. II, 3). Auch ἰαχος für ἰακχος (Rapp. not. 641) rechnen wir zu diesem Volksdialect. Auch die Krassen κάμολ, χαττερος (Rapp. n. 789) sind richtig als Attisch bemerkt; dieselbe Neigung zeigt sich in der n. 722 angeführten Inschrift, die in neuerer Schrift lauten würde: Ἐχσεκίας (Ἐχσεκίας) ἔγραψε κάπριοςέ με. Wenn in solchen Particularitäten der Dialect der großen Mehrzahl dieser Inschriften ein ganz Athenisches Ansehen hat: so verschweigen wir doch nicht, daß einzelne Spuren von Dorismus sich nachweisen lassen, wie der Name Labotos (Mus. Etr. n. 1515) für Lesbotos; auch die Verdoppelung des S in πισσοςδε für πίσσοςδε scheint nach Corp. Inscr. n. 25. 42. 166. 296. mehr Dorisch gewesen zu seyn.

Von den Buchstaben sagt der Rapporto, daß sie denen der Sicilischen und Großgriechischen Münzen der besten Epoche entsprächen: in der That aber ist die Identität mit den Schriftzügen Attischer Monumente noch viel bedeutender und auffallender. Die alten Inschriften von Petilia und Syrakus (Corp. Inscr. n. 4. 16) haben Formen des γ, δ, ε, λ, σ, χ, ξ, welche den Vasen von Canino fremd sind; das halbrunde γ (C) der Münzen von Vela, welches auch Korinthisch ist (Corp. Inscr. n. 7), ist der Attischen und Volcienischen Schrift gleich fremd,

nur kommt es hier nach der dem Rappporto be-
gegebenen Tafel einmal im Namen Γλαῦρος vor,
welcher zugleich durch das Koppa in der Mitte
sich als unattische Schrift erweist. Diesen Buch-
staben, das ihn Peloponnes, in Kroton, vielleicht
in Ryme (C. Inscr. n. 32) bräuchliche, der Atti-
schen Schrift fremde Koppa finden wir außer
diesem Beispiel nur noch einmal in Volci (Mus.
Etr. n. 530); solche Vasen können dann allers-
dings Athen auf keine Weise zugeeignet werden.
Ferner zeigt der Rapp. (wie die Abhandlung des
Unterzeichneten), daß die Schrift dieser Vasen
im Ganzen dieselbe sey, welche in Athen bis zum
Ende des Peloponnesischen Kriegs in Gebrauch
war, die voreuklideische. Nur findet sich doch
etwas mehr von den später angenommenen Buch-
staben, als der Unterz. früher nach den ihm bekannt
gewordenen Quellen annahm, besonders auf ei-
nigen Vasen. Eine hat als Nereiden-Namen
Νηρω, Κρυατοληνη mit dem ω und η, auch
Ψαμαδη mit dem ψ statt φσ und mehr der Art
(Rapp. not. 301); zwey andere haben Ηως und
Ηρη, welche Namensformen in Sprache und
Schrift Ionisch sind für ΗΕΩΣ, ΗΕΡΑ in At-
tischen Dialect, Rapp. not. 230. 411. An sich
beweist sonst ein η oder ω noch nicht den nach-
euklideischen Ursprung einer Vase, denn wiewohl
die Ἰωνικὰ γράμματα in Staatsurkunden bis
dahin noch entfernt gehalten wurden, bediente
man sich ihrer doch im gemeinen Leben; und von
Euripides weiß man, daß er ΘΗΣΕΥΣ schrieb
(Athenäos X. p. 454). Neben χσ und φσ kommt
in den Vasen von Volci einigemal ξ und ψ vor;
beides sehr selten. Der Diphthong OT, welcher
durch O, auch zweymal durch T ersetzt wird,
kommt doch schon einmal im Namen Περιδος

für OI stehe in der Sch
stimmt mit den sonst bei
Paläographie nicht überein
einzeln stehende *Θοις* si
länglich begründet, denn *ε
τολμοει* ist nicht Abweichu
dern gut Griechisch und be
brauch; auch Phidias schri
Herameter bey dem Olympisi
XAPMIΔO TIOZ AOENA
(Paus. V, 10, 2). Daß die
Inschriften fremd ist, bestät
porto; um desto merkwürdig
Namens Geryones CAPTEO
welche sich auf einer anfora
findet, die darnach nur aus ein
stätte stammen kann. Sonst
F, so wie das Q und das U
unter den Buchstaben jener un
Gerathewohl hingeworfenen
welche nach der Ansicht von
hard den Basen ein alterthüm
ben sollten.

Rapp. nur in drey Vasen (vergl. diese Anzeigen 1831. S. 1326); öfter kommen aber Namen von Etruskern ohne Beziehung auf die Bilder auf Gefäßen schlechterer Fabrik eingekraht und gemahlt vor; am merkwürdigsten ist die Etruskische Inschrift Rapp. not. 681: *kalo Mukathesa*, eine seltsame Uebertragung der gewöhnlichen Formel Griechischer Galanterie auf die Gattin eines Etruskers Mukathe. Was die unter dem Fuß der Vasen eingekrahten Zeichen betrifft: so sind wir sehr begierig, das Nähere über eine Entdeckung von Herrn Dr. Ambrosch zu erfahren, welcher in einer solchen Unterschrift den Preis des Gefäßes — 2 Drachmen $4\frac{1}{2}$ Obolen — ausgedrückt gefunden.

Dem Inhalte nach theilt Herr Prof. Gerhard die Aufschriften dieser Vasen in solche, welche die Namen der Töpfer und Topfmahler enthalten (diese werden genau unterschieden, nur der eine Exchias war beides, *εγγραψε καποχως*), dann in solche, welche die dargestellten Personen, theils mythologische, theils Individuen aus dem gewöhnlichen Leben, besonders bey gymnastischen Übungen, Kriegszügen, Gastmählern und Hochzeiten, bezeichnen — wir erinnern dabey daran, daß gerade unter diesen Namen so viele in Athen gebräuchliche gefunden werden — und zwar scheinen hiebey unter den Eigennamen auch hin und wieder appellative Bezeichnungen, wie *μαγειρος* (*magister convivii*) vorzukommen; woben indeß Vieles zweifelhaft bleibt. Die dritte Classe von Inschriften bilden die Anreden und Sentenzen, von denen hier eine größere Mannigfaltigkeit, als sonst bekannt ist, zum Vorschein kommt. Hierher gehören die Acclamationen bey Wettkämpfen, *λα λα*, jage zu! (was der Unterz. schon

ren ferner die gewöhnli
Jünglingen und Mädchen
ἢ παῖς, was immer als
Knabe, das Mädchen
gebietet, sehr oft mit
oder παίχι, nach einer e
weise, zu deren Beurku
ein Epigramm des Ka
(Αυσανίη, σὺ δὲ παίχι
πεῖν τοῦτο σαφῶς, ἤχῳ
Dann, zur Erläuterung
Basis mit der Inschrift
Aufschrift καλὸς κάμοι δ
wir das öfter wiederke
χαῖρε, das ebenfalls m
χαῖρε καὶ πῖσι (nebst μ
grammatisch sehr merkwürd
(wobei das Futurum wohl
Inschrift ΗΟΔΕ ΠΟΤΕΝ
Basis, welche eine Flötenspi
tet Herr Prof. Gerhard ver
ὅδ' ἐποτ' ἡυλὲι μοι; der
den Anfang eines Verses hat
ἐν κλεινῇ

G ö t t i n g e gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Juni 1832.

R o m.

Beschluß der Anzeige: Raporto intorno i Vasi Volcenti diretto all' Instituto di Corrispondenza archeologica da Odoardo Gerhard, etc. etc.

Auf diese drei Abschnitte (über Fabrik, Gegenstände, Inschriften) folgen nun drei andere kürzere, über den Gebrauch, die Epoche und das Land und Volk, von welchem diese Vasen stammen, welche Abschnitte zum großen Theil nur die in den vorhergehenden Kapiteln verarbeiteten Resultate zu entwickeln haben. In der Voraussetzung, daß das Interesse jedes mit dem Alterthum befreundeten Lesers steigen müsse, je mehr diese Untersuchung sich einem bestimmten Ziele nähert, sehen wir unsere Beurtheilung fort. Doch melden wir in möglichster Kürze, daß, was den Zweck und Gebrauch der Vasen betrifft, Herr Prof. G. sie in drei Classen eintheilt, vasi atletici, d. h. solche, welche entweder zu Preisen oder zu Geschenken für Sieger in öffentlichen

...gekleidet, während für d
Zwecke die Vasen mit hellen F
wurden. Eine besondere Sattu
Vasen, welche die Theilnahme
schen Festzuge oder Thiasos v
statuiert der Vf. hier nicht, so auß
rade diese Classe unter den Apul
nischen Gefäßen ist. Sehr merkw
Vasen, welche besonders für Gr
worden zu seyn scheinen, und
Aristophanes, daß dieß in Athen
war, sich in diesen Grabmälern
zwey gefunden haben, während
schen Gräber sehr viel solcher eigentl
vasen enthalten; es hängt dieß
damit zusammen (G. g. A. 1831.
so wenig Vasen von der Form d
oder Lekythos — gerade solche ware
Aristophanes für die Gräber gemal
aus den Hypogeen von Volci hervor
Vielmehr sind aller Wahrscheinlich
sämmlichen Vasen von Canino zun
gewesen die Wohnung der Lebendigen
(wir wissen daß sie zu solch...

angeführten Satz gleich den andern folgen: *sono fabbricate sul suolo stesso dell' Etruria*. Er nimmt Volci selbst für eine nur halb etruskische, Hellenisch civilisierte Stadt. In der That, wie begreifen wohl, wie Viel sich für diesen Ausspruch sagen läßt. Erstens: das Eigenthümliche in der Form vieler Vasen und der Art der Malereyen deutet zwar auf eine Griechische, aber von den andern Griechischen verschiedene Kunstschule, welche der Verf., als eine in Etrurien eingeseffene Griechische, durch *tirrena manufattura* bezeichnet. — Aber — dürfen wir wohl einwenden — wie weit sind wir noch davon entfernt, über die in Griechenland selbst, namentlich in Attika, aufgefundenen und aufzufindenden Vasen-Gattungen eine vollständige Uebersicht zu haben. Zweytens: die Eigennamen vieler Individuen auf den Vasen von Volci, mit dem ehrenden *καλός* und ähnlichen Formeln, deuten darauf, daß diesen die Vasen bestimmt waren und überreicht wurden; also müssen doch wohl diese Megakles und Pearchos u. s. w. eben da gelebt haben, wo man diese Vasen in Gräbern findet. — Wir wissen nicht wie wir diesem Schlusse entgehen sollen, als durch die Annahme, die wir schon früher vorgetragen haben, daß die Topfmaler, auch ohne die Bestimmung eines Gefäßes vorauzuwissen, die Namen berühmter Epheben, der ersten *καλοί* der Stadt, der Darstellung gymnastischer, convivialer Scenen beysfügten, was denn nicht hinderte, diese Vasen hernach zum Verkauf auszustellen und in den Handel zu geben. Drittens: Nebenan bey Volci, in Tarquinii, haben wir in den zum Theil in echt griechischem Styl ausgeführten Wandgemälden der Sepulcralgrotten Beyspiele einer in Etrurien einheimischen Malerkunst sehr ähnlicher Art,

vorliegen" (Monum. ta
p. 312 sqq.); nach diese
römische Styl in den Ge
(del fondo Querciola) u
das Costüm offenbar gri
Eriechischer Artte als i
vorkommen, und was be
bey befindlichen Inschrift
Schrift und Sprache, n
auch in dieser Hinsicht G
"Aber wir wollen einmal
panta weichen, und uns
als Producte des Bodens,
treten läßt, denken. Woh
wir diesen Weg einmal eing
wendig geführt? Sicherlich
welcher sich auch der Verf.
eine Ionisch-Attische Colon
Jahrhundert nach dem Pers
ten existiert habe, welche i
schen Lande einen von aller
Hellenismus bewahrte, und
genug besaß, um

stellungen von dem Verhältnisse der Strußer zu den Griechen auf das hartnäckigste sträuben, und das Stillschweigen der Schriftsteller über eine so merkwürdige Erscheinung im Griechischen Colonisationsystem unbegreiflich wäre: so würde diese Annahme doch auf der andern Seite immer noch nicht hinreichen das große Räthsel zu lösen, wie es denn komme, daß eben nur die Vasen mit ihren Aufschriften in diesen Gräbern Griechisch sind, dagegen alles Andere, was in dieser Nekropole sonst vorkommt, Steinbilder, Geräthe, Steininschriften, rohere Gefäße ohne Malererep, entschieden Strußlischer Herkunft ist. Wenn irgend Etwas, drängt dieß zur Annahme von Importation jener Vasen aus der Fremde.

Daß aber diese gemalten Gefäße in der alten Welt ein Handelsartikel gewesen, darauf führt, Anders hier zu geschweigen, das Vorkommen derselben Künstlernamen in bedeutend entlegenen Gegenden. Wie die Vasen von Volci durch die Künstlernamen: Archiloch, Nikosthenes, Kalis; mit Groß-Griechenland, Nola, Agrigent zusammenhängen, zeigt der Rappporto not. 734; dazu fügt der Unterz. hinzu, daß der Maler Euthymides der Canino-Vasen auch auf einer Vase von Adria am Po (einer großen Niederlage Griechischen Geschirrs) in der Inschrift ΕΡΑΦΕ ΕΤΟΝΜΙ zu stehen scheint (Lanzi Giornale della Letter. Ital. Padov. T. XX. p. 181). Auf einem Gefäße in diesem Adria kommt auch ein Chärestratos vor, welchen schon Lanzi mit dem Athenischen Töpfer Chärestratos zusammengestellt hat, dessen der alte Komiker Phrynichos (Athen. XI. p. 474 b) gedachte. — Selbst in den Ruinen Karthagos ist ein gemaltes Gefäß gefunden worden, welches in Dorischem Dialekt den Namen: Charminos, Theophamides

Sohn, von der Insel Kos, trägt. S. Gerhard und Vanoska, Neapels Antiken S. 348.

Aber es ist allerdings billig, daß ehe wir unmittelbar nach Athen unsere Blicke richten, wie sie zuerst mehr in der Nähe festhalten. Gewiß ist Kyme in Campanien der Ort, auf den man zunächst aufmerksam wird. Begründet von Ionischen Chalkidiern, aber unter der Leitung Athener Dektien, und unter den Auspicien der Eleusinischen Demeter-Religion, scheint diese Colonie von Anfang an ein Attisches Gepräge gehabt zu haben. Zwar war ein Aeolisches Element bergemischt, daß aber das Ionische überwog, sehen wir auch aus Dem, was wir von den Staatseinrichtungen in der Kymäischen Colonie Neapel wissen. Sehen wir nun, daß Kyme seine Abkunft von Athen mit einer gewissen Affectation festhielt, und selbst in dem Namen seiner Einwohner kund that, daß ferner hier eine Innung von Töpfern und Topfmählern bestand, welche sich aufs engste an Attische Muster angeschlossen, aber doch mit einer Hellenischen Geistesfreiheit in demselben Sinne fortarbeitete: so könnte allerdings das Meiste in dem Funde von Nola dadurch seine Erklärung erhalten. Kyme's Blüthe war gerade in der Zeit des Perserkrieges besonders hochgestiegen; die Freundschaft des Kymäischen Herrschers Aristodemos mit den Tarquinern Etruriens ist bekannt, wobey man wenigstens erwähnen darf, daß auch auf einer Vase von Tarquinii ein *Ἀριστάνδης καλός* vorkommt. Was der Rapporto Tyrrenische Fabrik nennt, wäre dann vielleicht eine von der Nola'schen wesentlich verschiedene Kymäische: worüber freylich erst dann ein Urtheil möglich seyn wird, wenn die Gräber bey Cuma genauer erforscht worden als bisher geschehen ist (Bullet.

829. p. 164). Besonders ließen sich nach dieser Ansicht auch die Panathenaischen Amphoren von Volci sehr gut als Kymäische Imitationen eigentlicher Athenischer Preis-Vasen denken, worin das von Böckh (Index lectt. Berol. hib. 181) sehr scharfsinnig entwickelte Factum eine evidente Analogie darbietet, daß nämlich auf einem Nolanischen Gefäße erstens in altattischer Schrift *Αναμάρτις ἐν τε καὶ φυλή*, in Bezug auf einen Wettkampf Athenischer Ehre, dann aber in viel jüngerer Schrift, *Γλαύκων καλός*, in Bezug auf einen ohne Zweifel in Nola einheimischen Jüngling steht, also offenbar ein älteres Athenisches Gefäß für diesen Glaukon copiert worden ist. Ueberhaupt könnte dann vielleicht die Uebertragung der Vasenformen von wirklichen Oel- und Weingefäßen u. dgl. auf bloße Prunkgeräthe — denn das scheinen die Panathenaischen Amphoren und überhaupt die Vasen von Volci fast sämtlich gewesen zu seyn — besonders die in Euböidischen Fabriken zugeschrieben werden, daß was im eigentlichen Griechenland unmittelbar aus den Bedürfnissen des Lebens hervorgehend, sich unter dem Einfluß der weniger primitiven und mehr entarteten Colonial-Zustände in äußeren Puz und bloßen Staat verwandelt haben würde.

Dabei bleibt es denn freylich immer noch eine ohne Annahme, durch welche wir dem Dialect, der Schrift, dem Cultus, den Mythen von Kyme einen so entschieden Attischen Character zuschreiben, und was verwegener scheint, ist doch am Ende das Natürlichere, einen großen Theil dieser Gefäße unmittelbar von Athen selbst herableiten. Attische Geschirre, durch den Handel an die Küsten von Etrurien getragen, dürfen nicht befremden, seit wir uns durch Skylax

erinnert haben, daß die Phönicier Attische Töpferwaare bis nach West-Africa verführten. Aber freylich muß die eigentliche Entscheidung darüber so lange verschoben bleiben, bis uns eine vollständige Uebersicht über die Vasenfunde Attika's vergönnt wird; und wir stehen am Ende wie am Anfange dieser Untersuchung sinnend vor einer aus der Nacht des Grabes heraufgestiegenen Masse von Bildern und Kunstformen, deren Erscheinung unsere Aufmerksamkeit auf die mannigfachste und belehrendste Weise in Anspruch nimmt, aber das innere Getriebe der Kunstwelt, aus welcher sie hervorgegangen ist, uns wohl in manchen seiner Glieder ahnen, aber noch beß weitem nicht in seinem ganzen Zusammenhange durchschauen läßt.

K. D. W.

H a a g.

Hey Hartmann: Ansichten des politischen Zustandes von Europa, nebst einer Geschichte der Belgischen Revolution bis April 1831, vom K. P. Obersten von Schepeler. 1831. 430 Seiten in Octav.

Der Verf. der vorliegenden Schrift hat durch ein früheres größeres Werk — die Geschichte der Spanischen Revolution von 1808 bis 1814 — sich ein so wesentliches Verdienst um die Kunde der Zeitgeschichte erworben, daß sein Name hinreichen wird, um das Publicum auch auf die folgenden Früchte seiner literarischen Thätigkeit aufmerksam zu machen. Obgleich daher diese Schrift eigentlich in das Gebiet der Brochüren gehört, so wird theils diese günstige Präsumtion, theils die für eine Brochüre übermäßige Corpulenz derselben, sie unter dem Wust von welken Blät-

sehr der Art bemerklich machen, welche der Sturm der Zeit von dem wuchernden Baum der Litteratur herabweht. — Lassen nun die 430 Seiten einer Broschüre mit Recht auf eine große Fülle des Stoffes bey dem Verf. schließen, so tragen sie doch auch die Besorgniß, daß derselbe seines Stoffes oder seiner Sprache nicht mächtig genug sey, um die Hauptpuncte und Hauptresultate seiner Erfahrungen, Kenntnisse und Ansichten klar und bündig vorzutragen; und wir können nicht verbergen, daß bey uns sowohl jene Hoffnung als diese Besorgniß sich nach Durchsiefung des vorliegenden Werkes vollkommen gerechtfertigt hat; hätte es dem Verf. gefallen das, selbst auf ein Drittel seines Volumen zu reducieren, so würde er sich selbst und dem Leser viele Mühe erspart und es uns möglich gemacht haben bestimmt anzugeben, wo er eigentlich hinaus will, und welches die für unsere Zeit practisch anwendbaren und zugleich neuen und eigenenthümlichen Resultate seiner Schrift sind, was wir jetzt bey dem besten Willen nicht können. — Im Allgemeinen freylich lassen sich die Ansichten des Verf. so wohl in seinen früheren als in dieser Schrift sehr leicht erkennen als die eines aufrichtigen Freundes gemäßigter, Land, Zeit und Volk angemessener gesetzlicher Freyheit, unter monarchischer Verfassung, und so wie diese ehrenwerthen Ansichten ihm früher Mißbilligung und Verfolgung von Seiten der Absolutisten, Legitimisten, Ultras — oder wie man sie sonst nennen will — zugezogen haben, so scheut er sich nicht, in dieser Schrift die Feindschaft der entgegengesetzten Extreme herauszufordern, indem er zu beweisen sucht, daß seit der Julius-Revolution in den Plänen, Gesinnungen und Tendenzen der Parteyen und Männer, die sich in jenen Extremen

nischen Chalkidiern, aber unter
nischer Dekisten, und unter d
Eleusinischen Demeter-Religion
lonie von Anfang an ein Atti
habe zu haben. Zwar war ei
ment vergemischt, daß aber da
wog, sehen wir auch aus Dem
den Staatseinrichtungen in der
lonie Neapel wissen. Sehen wir
me seine Abkunft von Athen mi
Affectation festhielt, und selbst
seiner Einwohner kund that, daß
Tinnung von Töpfern und Topfm
welche sich aufs engste an Attisch
schloß, aber doch mit einer Hellen
freyheit in demselben Sinne, fort
könte allerdings das Meiste in der
Volci dadurch seine Erklärung erhal
Blüthe war gerade in der Zeit des
besonders hochgestiegen; die Freunde
mäischen Herrschers Aristodemos mit
niern Etruriens ist bekannt, woben
stens erwähnen darf

cht, zu genügen. Wie theuer Frankreich den Irrthum des justo milien bezahlt, als sey ihre gepriesene Festigkeit Alles was die Zeit er-
eische, als sey es genug die Aeußerungen der
nuzufriedenheit zu unterdrücken, ohne deren Ur-
achen, so weit möglich, zu heben — als sey es
unserer Zeit genug für die Regierenden sich
inter ihr Recht, hinter die gesetzliche Ordnung
zu verschanzen und die Angriffe der Parteyen
lustig zurückzuweisen, statt sich des Grund und
Fadens zu bemächtigen, auf dem sie sich frech
grumtummeln — der wahren öffentlichen Mei-
nung, und ihnen dadurch die Mittel der Cri-
tik zu nehmen — das beweist jeder Tag von
sich, ob zu unserer Belehrung wird die Zu-
kunft lehren. Nichts aber ist zu allen Zeiten
ererblicher, als wenn Worte an die Stelle klar-
er Begriffe und gewissenhafter Forschung, blinde
Furcht an die Stelle freyer Entschlüsse und kräf-
tigen, zeitgemäßen Handelns treten. Solche
Worte drohen aber jetzt wie früher die Ausdrücke:
Revolutionär und Festigkeit zu werden —
eine solche Furcht jene einseitige Ansicht, die dort
alle Gefahr, alle Schuld sieht, und wir gestes-
sen, daß uns scheint der Verf. trage in dieser
Schrift, mit dem besten Willen, dennoch eher
zu bey die Verwirrung der Begriffe zu ver-
mehrern als zu vermindern.

Wenn es sich bloß um ein theoretisches In-
teresse, um die consequente Durchführung eines
Systems handelte, so wäre es ziemlich gleichgül-
tig in welchem Worte ein Jeder für sich die Ab-
klärung der Räthsel, die Erklärung der Erscheinun-
gen der Zeit zu finden wähnt, und auch die
artenische Beschränktheit oder Bequemlichkeit, wel-
che sich damit begnügt die Schuld, die Fehler
auf der einen Seite entdeckt zu haben, ohne sich
um die der andern Seite zu kümmern, möchte

...
Besonders aus der Ar-
tischen Systems (sic
daß er diese repressive
Regierenden für ihre w-
zige Aufgabe hält *),
flüchtigen Irrthum ver-
lieh zu einem Fluch fü-
macht, und der auch be-
leicht in den Beziehung
einzelnen Staaten, als
nissen dieser Staaten, sei-
zu tragen beginnt. Allen
unabweisliche Aufgabe un-
den, mit der größten E-
bestehender Gesetze und Re-
zu bestrafen, und wahrlich
dieser Pflicht einer Regie-
Frankreich stehen zu bleibe-
nette und ein Budget vor-
Gebote stehen, weder sehr
angerechnet werden, wenn
wegß erfüllt; aber ein

aus, welche wenigstens eben so großen Antheil an jenen Begebenheiten hatten, und damit zugleich die Anerkennung der Mittel, wodurch allein die Widerkehr ähnlicher Begebenheiten verhindert werden könnte. So lange Heucheley, Unwissenheit oder eine Gewohnheit die sich aus einer Zeit herschreibt wo das Urtheil nicht unbefangenen seyn konnte, uns noch verhindern, anzuerkennen, daß Napoleons Politik, in ihren schlimmsten Elementen, wesentlich keine andere war als die, welche seit der Theilung von Polen leider als die europäische Politik erscheint — daß er sie nur siegreicher, und deshalb in größerer Ausdehnung rücksichtsloser entwickeln konnte — daß er die übrigen Staatsmänner nur mit ihren eignen Ruthen geißelte, ist nicht zu hoffen, daß die europäische Politik einen würdigern, erspriesslichern Character annehme. So lange jeder nur die Schuld des Gegners, nicht die eigne erkennt, ist keine Möglichkeit daß es besser werde — denn wenn es uns auch im besten Falle gelingt den Gegner in seinem verderblichen Treiben zu hindern, oder ganz zu unterdrücken, so wird aus unsern eigenen Fehlern immer Unheil genug entspringen. — Daß wir in der Beurtheilung der vorliegenden Schrift die auf dem Gebiet der Politik und der Geschichte ziemlich de rebus omnibus et quibusdam aliis handelt, nicht ins Einzelne gehen konnten, liegt in der Natur der Sache, denn eine Kritik, ja ein bloßer Auszug eines solchen Buchs müßte wiederum ein Buch werden.

Am besten hätte der Vf. ohne Zweifel gethan, wenn er seine Betrachtungen über den politischen Zustand von Europa im Allgemeinen von seiner Geschichte der belgischen Revolution ganz getrennt hätte. Denn so wenig wir einsehen welchen Nutzen jene schaffen können, so haben wir in dieser eine sehr vollständige, zum Theil uns wenigstens noch

... unmöglich mal
befangenen klaren U
ler Elemente der B
diese Art von Unp
Pflicht, zumal für
in practischer Hinsich
unentbehrlicher. So
und Entwicklung de
europäischen Staaten
allerdings nicht neuen,
Fahren zum Axiom i
der Bedeutung der re
der gegen sie anzuwei
glerenden nur Mißgriff
nen; so zeigen auch in
tischen Verhältnisse der
ter einander ähnliche au
seitigen Ansicht oder in
Zeitgeschichte entstandene
liche Wirkung, und das
auch hier eher geeignet
stärken als zu bekämpfen
änderungen die auf dem
ropa vom Ausdruck

aus, welche wenigstens eben so großen Antheil an jenen Begebenheiten hatten, und damit zugleich die Anerkennung der Mittel, wodurch allein die Widerkehr ähnlicher Begebenheiten verhindert werden könnte. So lange Heuchelei, Unwissenheit oder eine Gewohnheit die sich aus einer Zeit herschreibt wo das Urtheil nicht unbefangenen seyn konnte, uns noch verblinden, anzuerkennen, daß Napoleons Politik, in ihren schlimmsten Elementen, wesentlich keine andere war als die, welche seit der Theilung von Polen leider als die europäische Politik erscheint — daß er sie nur siegreicher, und deshalb in größerer Ausdehnung rücksichtsloser entwickeln konnte — daß er die übrigen Staatsmänner nur mit ihren eigenen Ruthen geißelte, ist nicht zu hoffen, daß die europäische Politik einen würdigern, erspriesslichern Character annehme. So lange jeder nur die Schuld des Gegners, nicht die eigne erkennt, ist keine Möglichkeit daß es besser werde — denn wenn es uns auch im besten Falle gelingt den Gegner in seinem verderblichen Treiben zu hindern, oder ganz zu unterdrücken, so wird aus unsern eigenen Fehlern immer Unheil genug entspringen. — Daß wir in der Beurtheilung der vorliegenden Schrift die auf dem Gebiet der Politik und der Geschichte ziemlich *de rebus omnibus et quibusdam aliis* handelt, nicht ins Einzelne gehen konnten, liegt in der Natur der Sache, denn eine Kritik, ja ein bloßer Auszug eines solchen Buchs müßte wiederum ein Buch werden.

Am besten hätte der Vf. ohne Zweifel gethan, wenn er seine Betrachtungen über den politischen Zustand von Europa im Allgemeinen von seiner Geschichte der belgischen Revolution ganz getrennt hätte. Denn so wenig wir einsehen welchen Nutzen jene schaffen können, so haben wir in dieser eine sehr vollständige, zum Theil uns wenigstens noch

Sinſicht ſo monſtruoſen Belgien und E
digen.

B e

Elogio di Federigo
in Francese dal Sigr
mente recato in Ital
Latro, Arcivescovo
in 8. — Wir zeigen di
heit an, denn eine Selte
Prälat in Calabrien dei
ſchen Eobſchrift auf Friel
war dieſer Prälat, der in
der aufgeklärteſten Män
nicht irren auch der Frei
durch eigene ſehr freymütl
gegen den Eölibat des C
Voran gehen Nachrichten
abwechſelnde Schickſale ha
der damaligen Königin vo
mahlin Ferdinands IV.; l
durch den Cardinal Ruſſo

4041

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stüd.

Den 2. Julius 1832.

G ö t t i n g e n.

Der vierte Junius war, wie gewöhnlich, der Tag, an welchem die Preisvertheilung an die Studierenden Statt fand. Die Preisfragen sind im vorigen Jahrgang S. 1025 bereits bekannt gemacht. Der theologischen Facultät waren zwey Preisschriften eingehändigt. Den Preis erhielt Herr Friedrich Heinrich Knust, aus dem Hannoverschen. Den Predigerpreis, um den sich drey beworben hatten, erhielt Herr Johann Friedrich Armknecht, gewesenes Mitglied des homiletischen Seminars, aus Lüneburg. Zugleich ist für die Folge festgesetzt worden, daß es der Facultät frey stehen soll den Preis zwischen zweyen zu theilen, und auch zu bestimmen: ob die Predigt auf öffentliche Kosten gedruckt werden soll.

Die juristische Facultät hatte drey Schriften erhalten. Der Preis ward Herrn Edmund von Hagen aus Duderstadt zuerkannt; das Accessit erhielt Herr Georg Friedr. Wilh. Barkhausen aus dem Hannoverschen.

ausgezeichneten Fleiß
terialien nicht verkan
fehung der Behandl
vieles zu wünschen üt
würdig befunden werd
Die Aufgaben für d
sten Jahrs 1833, so n
schienenen Programm
gende:

Ordo The
ab iis, qui de praen
lent contendere, requ
Ut justa tractatio
que Christus Servat
xime fecit atque in
quos selegerat, ma
officio, cui destinati
Qui, quid arte homin
velint, ii locum 1. Joan
sacra explicare jubentu

Ordo Jurecor
hanc quaestionem propo
Illustrat

105. St., den 2. Julius 1832. 1043

teria haecce morbosa a muco, albumine, saliva, aliisque substantiis animalibus, quibuscum plerumque commixta reperitur, facile ac tuto distingui queat.

Ordo Philosophorum
postulat

ut in Xenophontis vitam et scripta eo instituto inquiratur, ut, quomodo tam de philosophia quam de historia meruerit, recensu scriptorum et luculentis exemplis demonstretur.

Die dießjährige Feyer dieses Tages ward noch dadurch erhöht, daß zwey der ältesten Mitglieder unserer Universität, die seit einem halben Jahrhundert als Lehrer und Beamte ihr Leben und ihre Kräfte ihr gewidmet haben, ihr fünfzigjähriges Dienstfest feyerten. Es sind dieß: der Herr Geheime Justizrath Dr. Georg Jacob Friedrich Meister, Ritter des Guelphen-Ordens, Ordinarius der Spruchfacultät; und der Herr Ober-Bibliothekar Jeremias David Reuß, Ritter des Guelphen-Ordens. Schon am Morgen wurden beiden Jubilaren die Glückwünsche durch Deputationen der Facultäten in ihren Wohnungen dargebracht, welche demnächst bey der Preisvertheilung in der Rede des Herrn Hofrath Mitscherlich öffentlich wiederholt wurden; nach welchen durch S. Magnif. den Herrn Prorector Hofrath Götschen ihnen die, in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßten, Dank- und Glückwünschungsschreiben hoher Königl. Regierung überreicht wurden. Mögen beide noch lange ihrem segensvollen Wirkungskreise erhalten werden!

In dieser Fortsetzung
Werkes, dessen ersten Theil
1830. S. 1222) mit
des verdienstlichen Unter-
nehmen Ausführung ange-
sehen Verf. den ersten Absch-
schichte des Bremischen
testen Spuren desselben
lung vom J. 1303 einse-
allgemeine äußere Rechts-
neben einigen Bemerkung-
weise des Rechts im Mit-
Darstellung der formellen
schen Rechts, der Privi-
1206 (Kaiser Friedrich I.
wisch II.) und der bald dar-
unabhängig von dem erst-
aus dem einseitigen Willen
fören zur Feststellung des
vorgehen zu lassen; sodann
im J. 1303 begonnenen
dere Erörterungen über ihre
zen. Bey jenen Willen-
Hälfte 82

Die überwiegenden Gründe für die Richtigkeit, und die Widerlegung der Gegenargumente werden, mit Recht, in gedrängter Kürze gegeben. Es folgt die Darstellung der einzelnen Stücke der Sammlung von 1303; dabey in den drey ersten, in dem vorliegenden Bande beendigten Abtheilungen, (S. 55 — 353) bey jeder derselben abgesondert, theils die äußere Geschichte der einzelnen Abschnitte, theils die Erläuterung der Ausbildung des Inhaltes. Der erste Theil der Gesessammlung war hier vorzugsweise ausführlich zu behandeln. Wir finden eine sehr befriedigende Erläuterung der besonderen, durch vorsichtige Berechnung nach den Bedürfnissen und nach dem Geiste der Zeit, ausgezeichneten Maßregeln zur Sicherstellung der öffentlichen Ruhe bey einzelnen Streitigkeiten unter den Bürgern; ferner die vollständige Entwicklung der übrigen, hauptsächlich die Vermögensrechte in den Familienverhältnissen betreffenden Artikel; namentlich eine gründliche Rechtfertigung der Ansicht, daß bey der Erbfolgeordnung der Maghen der Nachlaß unbedingt zur Hälfte an die väterliche, zur Hälfte an die mütterliche Seite gefallen sey, in jeder Linie der Nähere den Entfernteren ausgeschlossen, und bey gleicher Nähe die halbe Geburt der vollen nachgestanden habe. — Kürzer durften die Ausführungen über die beiden nächstfolgenden Theile gegeben werden; sie betreffen, nach der Ordnung der Gesessammlung, die Strafen der Nothzucht, des Schlagens mit Knütteln, der Behausung eines Friedlosen, und der Bewaffnung zu einem Streite, die Buße wegen ausgebrochenen Feuers, die Spielverbote, die Strafen des falschen Zeugnisses, die Verbote der Veräußerung von Grundstücken an Geistliche, die Bedingungen der Eöhne eines Friedlosen, die

Erwerbung des Bürgerrechts, die Bestimmungen zur Verhütung der Entführung eines Frauenzimmers, das Verbot, fremder Herren Güter zu erwerben, die Maßregeln zur Wiedererlangung dessen, was einem Bürger in der Fremde geraubt worden, das Vorrecht des Vermiethers an den zurückgelassenen Mobilien des flüchtigen Mietbmannes. — Von dem vierten, die neuen Ordele betreffenden Theile haben wir bis jetzt nur den Anfang vor uns; die äußere Geschichte.

Wir müssen den Wunsch wiederholen, daß dem Verf. die Vollendung seiner trefflichen Arbeit gelingen möge!

L o n d o n.

John and Arthur Arch, Cornhill, 1830: *A compendious Grammar of the Egyptian Language as contained in the Coptic and Sahidic dialects; with observations on the Bashmuric; together with alphabets and numerals in the hieroglyphic and enchorial characters; and a few explanatory Observations: by the Rev. Henry Tattam, M. A. F. R. S. L. etc. With an Appendix, consisting of the Rudiments of a Dictionary of the ancient Egyptian Language in the enchorial character: by Thomas Young M. D. F. R. S. etc. — In Octav.*

Dieses kurze inhaltsreiche Buch enthält 1) auf XIV Seiten und 5 Blättern in Steindruck die Vorrede des Herrn Tattam, Bemerkungen desselben über das hieroglyphische und enchorische Alphabet, wo der Verf. nur in wenigen Dingen weitere Vermuthungen wagt als seine Vorgänger Young und Champollion, und die mit vielem Fleiß zusammengestellten jetzt bekannten Zeichen

des phönētischen und enchorischen Alphabets, der hieroglyphischen und enchorischen Zahlen. — 2) auf 152 Seiten die koptische Grammatik von Tattam; im Texte ist der gewöhnliche koptische oder memphitische Dialect zum Grunde gelegt, unter dem Texte stehen Bemerkungen über den sahidischen und den noch weniger bekannten baschmurischen Dialect. Da diese Dialecte nur wenig von einander abweichen, so ist durch diese durchgängige Spaltung manche Wiederholung herbeigeführt, welches um so mehr auffällt da die eigentliche Grammatik sich nur auf das Nöthigste beschränkt. Der Verf. hat die Scholz-Woidische Grammatik zur Grundlage der seinigen gemacht, aber dieselbe in mehreren Dingen nicht unbedeutend vermehrt und berichtigt; die Bemerkungen über das Baschmurische mußten ganz neu hinzukommen. Ansprüche auf eine wissenschaftliche Grammatik darf man hier nicht stellen; das Koptische ist zwar vermöge seiner ungemein einfachen Zusammensetzung und Bildung leichter als die uns bekanntern Sprachen wissenschaftlich zu erkennen: doch der Verf. hat sich eine solche Aufgabe gar nicht gesetzt. Die Belege sind nur aus den Bibelübersetzungen genommen. Für das jetzt neu auslebende Studium des ägyptischen Alterthums wird indeß diese Grammatik, zumal wenn das vom Verf. versprochene koptische Wörterbuch wird hinzugekommen seyn, sehr nützlich seyn. Zu S. 135 bemerkt Ref., daß nicht מִצְרַיִם Mizur (wie der Verf. ausspricht) der althebräische Name für Aegypten oder, wie der Vf. will, bloß Unterägypten ist, sondern מִצְרַיִם, denn jener Name ist unter den Hebräern in bedeutend späterer Zeit entstanden, und bloß dichterisch, wie er auch zuerst nur durch ein hebräisches Wortspiel aus dem

110
lehte Werk des berühmten
scher Schrift, welches e
Krankheit vollendete; der
bis S. 96 durchgesehen,
Lattam besorgt. Young
bersicht die Resultate sein
rischen Schrift, indem e
sten Entdeckungen mit de
rer sammelt und in einer
sammensstellt. Voran gehe
len, es folgen die Mona
Schriftarten, die enchorisi
Psammetich bis Cäsar, da
phabet und die Anfänge ei
terbuchs nach dem Alphab
läuterungen fehlen; aber l
gen auf die früheren Wer
sam ersetzen. Wie gering
sichern Kenntnisse der enchi
ist daraus sehr deutlich: abe
wonnene Wenige ist ein wie
5) auf XV Seiten folgt no
verfertigter dreifacher Ande

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 5. Julius 1832.

L o n d o n.

Der freundschaftlichen Mittheilung des Vicepräsidenten der Royal Asiatic Society, Sir Alexander Johnston, verdanken wir die Berichte, welche derselbe der Committee of Correspondence der Jahre 1829 und 1830 abgestattet hat, und woraus wir das Wesentliche unsern Lesern mittheilen, da es erfreuliche Aussichten für die Erweiterung unserer Kenntnisse des Orients gibt. Die von 1829 benachrichtigen uns von der Verbindung, in welche sich die Gesellschaft mit Herrn Alex. von Humboldt, in Betreff seiner Reise nach dem Ural, und Herrn Baron von Meyendorff, in Beziehung auf seine Reise nach Buchara (die unsern Lesern schon aus den G. g. A. 1827. St. 186 bekannt ist) gesetzt hat. Zu diesen kommt die mit dem französischen Reisenden M. Jacquemont, den die französische Regierung schon vor 6 Jahren zu der Bereisung des Himalajah ausgesandt hat (der nach so eben bekannt gewordenen Nachrichten über

der Britischen Seemacht
besonders in Beziehung
die (noch so wenig beka
die Straßen von Manaa
pur, gegeben sind.

In den reports for 11
Gegenstände unter vier Ri
welche sich der Briefwech
dieses Jahr bezog; nämli
in Beziehung auf Sprach
auf ältere Handelsgeschichte
auf öffentliches und Privat
in Beziehung auf die Gesch
ge Asiatischer und Europäis
die sich in Indien angesiedel

In Beziehung auf den
Herr Baron Wilhelm von
sen letter to Sir Alexander
most useful method of inq
tal languages bereits in de
the Society bekannt gemachi
Untersuchung der Verwandtsch
beschäftigt, die von den Rom
lichen &c.

men Sprachen, aus der Presse der Missionare auf jener Insel, mitgetheilt.

Zu den Nachforschungen über den ältern Handel haben die Untersuchungen des Ref. theils in seinen, der hiesigen Societät vorgelegten, Abhandlungen über den alten Handel von Laproane oder Ceylon (S. g. A. 1828. St. 28), und von Palmyra (S. g. A. 1830. St. 200); die sofort in Britischen Journalen angezeigt wurden, theils die Erscheinung seines größern Werks in Oxford, über den Handel und Verkehr der Völker der alten Welt, den Anstoß gegeben. Ihr Verfasser wurde — wie sich die Leser dieser Blätter (S. g. A. 1830. St. 200) vielleicht erinnern — von der Society aufgefordert, seine Wünsche über diese Gegenstände ihr vorzulegen. Um nicht zu viel zu fordern, beschränkte er sich darauf, daß die von Sir Alexander angefangenen Nachforschungen über die frühern Handelsverhältnisse von Ceylon, auch über die der gegenüber liegenden Küste von Malabar (des Pfefferlandes) und Moromandel möchten fortgesetzt werden. Die Gesellschaft hat jedoch beschlossen, ihnen einen größern Umfang, nach dem Vorgange des Ref., zu geben, und sie über die sämtlichen Küstenländer des Indischen Oceans auszudehnen; jedoch, dem Wunsche des Ref. gemäß: particularly along the N. VV. Coast of Ceylon, and the E. Coast of the peninsula of India, which are closed to the two passages called the Cumbum and Manaar pass, and which are contiguous to the pearl fisheries so celebrated of old as the great emporiums of trade between the eastern and western divisions of the world. Zugleich sollen auch in den Bibliotheken von Italien und dem Orient Nachforschungen darüber angestellt werden.

Apoc. in Commentario d.
et historia, in Commer
Scient. Gottingens. Vol.
Surate und Bombay, die
golen und Araber, und d
Die Gesellschaft hat berei
den Abkömmlingen aller die
Sie rühmt besonders die B
sen in Bombay, deren gr
Handelsverbindungen durch
ein so weites Feld eröffnen
zu unterstützen, wovon sie
ben haben.

Auch die Inschriften,
Felsenwänden, sind der Au
fellschaft nicht entgangen.
sende Lord Prudhoe (Bru
Northumberland) hat bereits
ten vom Berge Sinai und
eingesandt. Wir benützen di
neue auf das große Felsend
tun in Armenien, wovon
fern Blättern die G.

unter der zweckmäßigen Leitung und der unermüdeten Thätigkeit eines Vorstehers wie Sir Alexander Johnston, erwartet und geleistet werden kann, brauchen wir nicht erst zu versichern; auch geben die bereits erschienenen Uebersetzungen so vieler wichtigen Orientalischen Werke, die theils in unsern Blättern schon angezeigt sind, theils zur Anzeige noch vor uns liegen, davon die sprechendsten Beweise.

Sn.

E b e n d a s e l b s t.

Bey W. Nicol: Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year 1828. Part I. and II. 396 S. in 4. 1828.

Versuche um das Verhältniß der magnetischen Kräfte auszumitteln, die in Paris und London auf eine horizontal aufgehängte Magnetnadel wirkten, von Sabine. Nimmt man die horizontale Kraft in London als Einheit an, so wird die in Paris im Mittel = 1,0714. Da aber die Neigung der Nadel in Paris $67^{\circ} 58'$, die in London $70^{\circ} 4'$ betrug, so wird die absolute magnetische Kraft in London um 0,011 größer als in Paris. Ueber den Widerstand, den die Flüssigkeiten den in ihnen bewegten Körpern entgegensetzen, von Walker. Der Verf. stellte diese Versuche mit beladenen Rähnen in den Docks der Ostindischen Compagnie an, und fand bey den verhältnißmäßig nur geringen Geschwindigkeiten die bekannte Regel, daß der Widerstand dem Quadrat der Geschwindigkeit proportional sey, bestätigt. Ueber die Verbesserungen der Elemente von Delambre's Sonnentafeln, welche den auf der Königl. Sternwarte zu Greenwich gemach-



des Wogens 100, sind
dehnung von Osten nach
betrug. Vergleichung der
tensität der magnetische
Lages bey den Inclinati
tionsnadeln, beobachtet
auf Spitzbergen, von F
den Einfluß der Tempera
verhältniß und die Zerstre
Flüssigkeiten, und über
änderungen auf ein Fernre
Flüssigkeit gefüllte Linse e
Ueber die Gesetze der Able
keln gegen Eisen, von Ch
eines Schallbreites in der At
von Blackburn. Es bestel
bildet ein halbes Paraboloi
15 Grad gegen den Fußbode
dessen Brennpunct sich der
befindet. Ueber die gegensei
Schwefelsäure und des Alcol
tur des Processes, durch we
det, von Hennel. Versuch
aen über

2057

**G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stüd.

Den 7. Julius 1832.

L o n d o n.

Transactions of the Royal Asiatic Society
of Great Britain and Ireland. Vol. II. Part. 1.
1829. — 339 und XL S. in gr. Quart, mit
Bildern.

Obgleich der zweite Theil dieses Bandes schon
im vorigen Jahrgange S. 1935 ff. angezeigt ist,
scheint doch eine kurze Nachricht über diesen er-
sten, durch ein Versehen erst jetzt nach Göttingen-
gekommenen Theil nicht überflüssig; Ref.
zieht indeß diesmal wegen der großen Mannig-
faltigkeit der bloß chronologisch geordneten Auf-
sätze eine Sachordnung in der Anzeige vor.

1. An Essay on the best Means of ascer-
taining the Affinities of Oriental Languages,
by Baron William Humboldt, contained
in a Letter addressed to Sir Alex. John-
ston. S. 213 — 221. Auf Veranlassung des
Werks von Radintsch über Sprachverwandts-

[87]

Benjamin Guy Babington, S. 258 — 270. Man kennt diese Alterthümer, von den Europäern 'die sieben Pagoden' genannt, schon durch Chambers, Goldingham und Graham; Herr Babington hat nur das Verdienst besserer und vollständigerer Zeichnungen und der Entzifferung der Inschriften in alten Tamul-Buchstaben, wie alles auf 18 Tafeln ausführlich erklärt ist. Die Entzifferung und Erklärung der dunkeln Tamul-schrift scheint uns hier das neueste und wichtigste, indem nun viele bis jetzt unerklärte Inschriften des südlichen Indiens gelesen werden können. Doch auch die hier entzifferte Tamul-schrift enthält Sanskrit-Sloka's, so daß bis jetzt alle Inschriften, die man entziffern kann, die Sanskritsprache zeigen. — 5) An account of some Sculptures in the Cave Temples of Ellora; by Captain R. M. Grindlay, S. 326 mit 4 sehr schönen Kupfern. Die hohe Kunst und der schöne, die höchste Vollendung und Anmuth erstrebende Ausdruck dieser Bildsäulen ist völlig gleich der von 5 andern aus denselben Höhlentempeln und von demselben Grindlay, wie er versichert, treu gezeichneten (s. G. g. A. 1831. S. 1939). Weniger gefällt die von Tod (Remarks on certain Sculptures in the Cave Temples of Ellora, S. 328 — 339) beigefügte Erklärung; Ref. wenigstens kann bloß dieses festhalten, daß die Gruppen zu dem Cultus des Siva gehören. Die hier gegebenen Auszüge aus dem epischen Gedichte des letzten indischen Bardens, Tschand, sind an sich wichtig, aber für den Zweck der Erklärung der Gruppen schwerlich passend.

Zum neuern Indien: 1) On the Religious Establishments of Mémar by Lieut. Col. J. Tod, S. 270 — 325, ein Aufsatz, der, was

hier nicht bemerkt ist, kurze Zeit später in dem großen Werke des Verf. über Radschasthan gedruckt ist, daher wir auf die G. g. A. 1831. S. 1019 verweisen können. — 2) On Hindu Courts of Justice; by Henry Thomas Colbrooke, S. 166 — 196. Eine Zusammenstellung der bewährtesten Gesetze, Urtheile und Ansichten der Indier darüber aus ältern und neuern Quellen. Zu einem indischen Gericht des ersten Ranges gehört nach den Gesetzen der Könige, ein Hauptrichter, 3 bis 7 Beysitzer, verständige Zuhörer, welchen stets das Recht der Einsprache und Untersuchung frey steht, die aber auch zugleich den Andrang des niedern Volks abhalten, ferner ein Hauptpriester und die Staats- und Hofminister; die Strafe ungerechter Richter ist das Doppelte einer Strafe, welche der ungerechten Partey auferlegt werden kann. Wie fest die Gesetze alles einzelne bestimmen, mag aus folgender auch an sich charakterischen Stelle über den Bau des Gerichtshofs hervorgehen: 'in der Mitte der Festung baue der König ein Haus, allein liegend, von Bäumen und Wasser umringt; an der Ostseite davon sey der Gerichtshof, mit der Aussicht nach Osten (der heiligen Gegend), mit einem Thron, geziert mit Kränzen, duftend von Wohlgerüchen, geschmückt mit Edelsteinen, mit Bildsäulen, Gemälden und Götterbildern, und versehen mit Korn, Feuer und Wasser'. — 3) A Description of the Agricultural and Revenue Economy of the village of Puduvayal, in that part of the Peninsula of India called the Carnatic; by John Hodgson S. 74 — 85. Aus diesem einzelnen Beispiele erhält man eine deutlichere Vorstellung, wie sich das Behndwesen in Indien im Einzelnen gestaltet.

hat, reich an Goldn
maß. — 3) Von De
Tartary, S. 197 — 2
einem Schreiben desse
heißt, daß das Land
1759 mit großer Anst
ieht mit immer größerem
port und der sinesische
Kosacken ungestraft läß
Verf. daraus weniger C
Tibet und Indien.

4. Some Account of
by Lient. Robert Mig
Capt. Robert Taylor,
viele Meilen weiten Rui
basidischen Thalisen in de
so blühenden großen Sta
= Chuz, Susiana) werden
suchung und nach arabische
lich beschrieben. Die gefun
Münzen weisen alle auf c.
als das der ersten abbañi

1065

**G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1832.

J e n a.

Der Glaube an Jesus Christus, den Welttheiland. Nach den Lehren der heiligen Schrift dargestellt und gerechtfertigt zur Befestigung langjähriger theologischer Mißverständnisse und zur Befestigung im Glauben wankend gewordener Gemüther von Dr. Jobegott Lange, Professor an der Universität zu Jena. 1830. XXVIII und 352 S. in 8.

Diese dem Könige von Preußen gewidmete Schrift, die sich an die frühere des Herrn Verfassers: Apologie des christlichen Offenbarungsglaubens, anschließt, gehört zu den Versuchen, zwischen den scharfen Gegensätzen, welche die nächste Vergangenheit im Gebiete der Theologie hervorgebracht hat, eine Vermittelung und Versöhnung zu bewerkstelligen. Der Herr Verf. glaubt sich dabei eine neue Bahn gebrochen zu haben, und diese soll nun zwischen dem kirchlichen Supernaturalismus und dem philosophischen Rationalismus —

Ausdrücke des Buches — die rechte Mitte seyn, die er als christlichen Rationalismus bezeichnet. Allein in diesem Versöhnungsversuch dürfte am wenigsten der Werth der vorliegenden Schrift zu suchen seyn; denn weder bringt sie in dieser Beziehung etwas Neues, was einen bestimmten Fortschritt in der Entwicklung unserer Theologie bezeichnete, noch begründet sie etwas schon Vorhandenes tiefer. Der christliche Rationalismus ruht nach den Erklärungen des Herrn Verf., S. 1 — 24, besonders S. 21, auf dem doppelten Grundsatz: 1. Die Lehren und Thatfachen des Christenthums sind wie jede andere historische Erscheinung auf rein geschichtlichem Wege zu ermitteln; die Voraussetzung, Beides mit unserer subjectiven Vernunft übereinstimmend zu finden, darf durchaus keinen Einfluß auf diese Thätigkeit ausüben. 2. Wie der so ermittelte Inhalt des Christenthums nur vermitteltst der Vernunftthätigkeit aufgefaßt werden kann, so unterliegt er auch der Prüfung unserer Vernunft, und kann nur in sofern Gegenstand unserer Ueberzeugung werden, als er mit ihrer gesetzmäßigen Erkenntniß übereinstimmend gefunden wird. — Es ist nun nicht einzusehen, was an dieser Fassung des rationalistischen Princips neu seyn soll; auch der innere Widerspruch zwischen der ersten Forderung und dem ersten Theil der zweiten, der durch das ganze Buch seinen verwirrenden Einfluß äußert, ist alt; eben so wenig ist einzusehen, mit welchem Rechte einer Ansicht, deren Wesen in jenen beiden Grundsätzen besteht, und die eben darum sich gegen das Christenthum vorerst ganz gleichgültig und äußerlich zu verhalten scheint, der Name des christlichen Rationalismus vorzugsweise vindiciert wird. Der Hr. Verf. sagt S. 21: darum, weil

sie das Christenthum in seinen Lehren und That-
sachen, als Erscheinung der Geschichte, unange-
tastet läßt, mit Beziehung auf jenen ersten
Grundsatz. Aber dann müßte man auch das
Verfahren eines Geschichtsforschers, der den Mu-
hammedanismus zuvörderst in seiner geschichtlichen
Eigenthümlichkeit rein aufzufassen strebt, und ihn
sodann vernünftig prüft und beurtheilt, Muham-
medanischen Rationalismus nennen. Aber wie
überhaupt der Sinn des Herrn Verfs., wie er
aus der vorliegenden Schrift uns anspricht, viel
höher steht als seine allgemeinen Grundsätze, und
ihn nicht selten zu liebenswürdigen Inconsequen-
zen verleitet, so treten allerdings in die weitere
Ausführung seiner Ansicht Momente ein, die je-
nen Anspruch einigermaßen begründen. Seine
Vernunft ist allerdings viel williger, sich in den
geschichtlich gegebenen Inhalt des Christenthums
zu finden, als die des sogenannten philosophi-
schen Rationalismus. So scheint es ihr, so ernst-
lich sie sich auch das Recht der freiesten Prüfung
jenes Inhalts vorbehält, doch keinesweges wider-
sprechend, einen übernatürlichen, von Wundern
begleiteten Ursprung des Christenthums, freylich
unter besondern Modificationen dieser Begriffe,
anzunehmen. Allein auch dieser Versuch die Ex-
treme zu vermitteln, ist schon da gewesen, so daß
wir hier nirgends eine frische Spur zu entdecken
vermögen.

Indessen wenn auch nur die vorhandenen Ge-
genstände, an deren Aufhebung die Zeit schon ar-
beitet, schärfer und tiefer gefaßt und durchge-
führt wären, so wäre auch dieß etwas Verdienst-
liches, und könnte die weitere Entwicklung der
Theologie nur fördern, indem es sie scheinbar
hemmte. Doch auch dieß läßt sich schon darum

von vorn herein nicht erwarten, weil der Herr Verf. mit den schwankendsten, unbestimmtesten Erklärungen des Begriffes: Vernunft, in die Untersuchung hineingeht. Nach S. 9 besteht die Vernunft darin, daß die Thätigkeiten des Menschen durch höhere Gesetze geleitet, und dadurch sein ganzes Seyn und Wirken zur Harmonie, zum Streben nach Einem Ziele geführt werden solle. Eine andere, etwas bestimmtere Erklärung kommt S. 16 vor; hier ist sie kurz das Vermögen, Wahrheit aus und nach Gründen zu erkennen. Wenn aber der Gebrauch dieses Vermögens bey der religiösen Erkenntniß den Rationalismus constitutiren soll, so wäre freylich auch der ärgste Schwärmer ein Rationalist; denn Gründe hat er immer für seine Annahme, wie schlecht sie auch seyn mögen. — Man kann sich leicht denken, daß eine Untersuchung, die auf solche Definitionen gestützt ist, beständig in einer oszillirenden Bewegung bleiben muß. — Eben so unzureichend ist auf der andern Seite die allgemeine Bestimmung des Wesens der christlichen Religion, welches nach S. 13 in einer Belehrung über das göttliche Wesen und das Verhältniß der Menschen zu demselben besteht. Eine solche Belehrung gehört allerdings zum Wesen des Christenthums; aber das Christenthum ist viel mehr als eine bloße Belehrung, zumal eine so allgemeine, in deren Inhaltsangabe Christus selbst noch keinen Platz finden kann. Gewisse Belehrungen über das göttliche Wesen und unser Verhältniß zu ihm gibt jede Religion. Aber auch hier geht der religiöse Sinn des Herrn Verfs. weit hinaus über seinen Begriff vom Christenthum; zu ihm steht Christus keinesweges in einem so äußerlichen Verhältnisse wie zu dieser

Definition. Dieser Sinn verleitet ihn unter Anderm auch zu dem erschlichenen Satze S. 23, daß es der Menschenvernunft nicht zukomme, wesentliche Lehren und Thatfachen des Evangeliums umzudeuten oder zu antiquieren. Warum denn nicht, müssen wir nach den Principien des Hn. Verfß. fragen, wenn sie nun vor ihrer Prüfung nicht bestehen?

Aber mit dieser vernünftigen Prüfung, die von dem Herrn Verf. als Bedingung der Annahme der christlichen Lehre erfordert wird, hat es überhaupt eine ungemein schwierige Bewandniß, wenn wir die nähern Bestimmungen, welche darüber gegeben werden, etwas genauer ansehen. S. 23 wird der Vernunft bey diesem Geschäft Vorsicht und Bescheidenheit empfohlen, da sie doch nur immer eine individuelle und beschränkte sey und bleibe. Das heißt doch die menschliche Vernunft in Einem Athem tief herabsetzen und hoch erheben, wenn sie für eine bloß individuelle erklärt und dann doch zur Richterin über das Christenthum erhoben wird. Bald darauf S. 25 erfahren wir nun noch, daß erst durch den Einfluß des Christenthums sich gewisse religiöse Ideen in der Menschheit geltend gemacht, welche vor dessen Erscheinung nur schlummernd im Innern des Menschen gefunden, nun aber durch dasselbe als den Forderungen der Vernunft völlig genügend anerkannt worden und daher als Vernunftideen anzusehen seyen. Aber dann steht es ja wahrlich schlimm um die Prüfung des Christenthums durch die Vernunft, wenn in dieser selbst schon Ideen Wurzel gefaßt haben, die sie, ihrem geschichtlichen Ursprunge nach, erst vom Christenthum empfangen und sich angeeignet hat. Wo soll sie nun das Maas hernehmen, um das

Christenthum zu messen? Stets sich bewußt, daß sie sich nicht von den Bedingungen der Individualität, die allein schon hinreichen die Allgemeingültigkeit ihrer Urtheile aufzuheben, loszumachen vermag, immerdar geängstet von der Furcht, daß auf die Grundsätze der Prüfung das Object derselben schon einen Einfluß ausgeübt haben möchte, wie soll da die Vernunft jemals zu einem sichern Urtheil gelangen, ob das Christenthum nun wirklich rein vernünftig ist oder nicht? *Δός μοι, πού στῶ!* das ist ihre erste Forderung, und so lange ihr nicht ein fester Standpunkt, unabhängig von der geschichtlichen Entwicklung, gegeben ist, kann sie es nicht unternehmen, über das zu richten, was auf die ganze Entwicklung des menschlichen Geistes eine so mächtig bestimmende und beherrschende Einwirkung ausgeübt hat. Zwar sagt der Herr Verf. S. 25, daß die Vernunft in ihren neuesten Speculationen auf dem Gebiete des Selbstbewußtseyns auf wesentlich verschiedene (nämlich von den religiösen Ideen, die sich durch den Einfluß des Christenthums geltend gemacht haben) Resultate gekommen sey, und man sollte meinen, diese neueste Richtung der Vernunft, welche der Herr Verf. nun auch im Sinne haben mag, müsse ihm im Allgemeinen ganz willkommen seyn, wenn er gleich ihren besondern Resultaten abgeneigt ist; denn hier hat die Vernunft sich doch offenbar wieder unabhängig gemacht von dem leitenden Einflusse des Christenthums, und scheint um so eher zu einem reinen, unbefangenen Urtheil über dasselbe berufen zu seyn. Nichts weniger; S. 26 heißt es: Wer, mit so vielen der philosophierenden christlichen Theologen, den Pantheismus oder den Naturalismus für absolut vernünftig

tig hält, für den gibt es im Grunde kein Christenthum, also auch keine Vertheidigung desselben (? soll denn die Vertheidigung des Christenthums nur für die, die das Christenthum schon haben?). Jene principia (die Vernunftwahrheiten von einem persönlichen Gott, dem Welterschöpfer und Welterhalter, der Vorsehung, Unsterblichkeit der Seele, Vergeltung nach dem Tode) müssen erst festgestellt seyn. — Hätte es dem Herrn Verf. doch gefallen, jene Spur sorgfältig weiter zu verfolgen, auf die ihn seine Bemerkung über das Verhältniß der religiösen Vernunftideen zum Christenthum leitete; sie würde ihn über den abstracten Standpunct des Streites zwischen Rationalismus und Supernaturalismus hinausgeführt haben, auf dem er nun doch ungeachtet seines Bemühens zu vermitteln und auszugleichen stehen geblieben ist.

Aber wenn uns auch die vorliegende Schrift, von dieser Seite betrachtet, dem Bedürfniß unserer Zeit nicht zu entsprechen scheint, so bleibt ihr doch ihr Werth für die Apologetik und biblische Theologie unbestritten. Nach einer allgemeinen Einleitung S. 1—40, die den Standpunct der Untersuchung feststellen und begründen soll, folgt nämlich in sieben Abschnitten eine Art biblischer Christologie, nur daß der längste unter ihnen, der fünfte: Von den Gründen des Glaubens, daß Jesus von Nazareth der Weltheiland und Christus war, wie sie die heil. Schrift darstellt, der Apologetik angehört — wie man denn eine strengere systematische Anordnung, die die häufigen Wiederholungen derselben Gedanken an verschiedenen Stellen verhüten hätte, überhaupt schmerzlich vermißt. — Der erste Abschnitt, S. 41—45, handelt von der Natur und Persönlich-

keit Jesu im Allgemeinen, der zweyte, S. 45 — 53, von der Natur Jesu insbesondere. In diesem Abschnitte beweist der Herr Verf. aus vielen Schriftstellen, daß Jesus ein wirklicher Mensch gewesen, und folgert daraus sofort, daß die kirchliche Lehre von einer göttlichen Natur in Christo falsch sey. Aber die Kirche hat ja selbst zu aller Zeit die Wahrheit und Vollständigkeit der menschlichen Natur in Christo anerkannt; darum könnte der Beweis, daß Christus wahrer Mensch gewesen, nur dann etwas ausrichten gegen die kirchliche Lehre von der göttlichen Natur in Christo, wenn dargethan würde, daß die Vorstellung von der Vereinigung einer göttlichen und einer menschlichen Natur in Einer Person einen Widerspruch enthielte, was der Herr Verf. darzutun nicht einmal versucht hat. — Im folgenden Abschnitte von der Persönlichkeit Jesu insbesondere, S. 53 bis 83, ist es dem Herrn Verf. eben so sehr darum zu thun, den Vorzug Christi vor allen andern Menschen aufzuzeigen, als der Art und Weise, wie die Kirche diesen Vorzug ausgedrückt, entgegenzutreten. Aber in ersterer Beziehung bleibt er bey höchst vagen, vieldeutigen, eigentlich bloß negativen Bestimmungen stehen — Jesus ist *ὁ υἱὸς τοῦ Θεοῦ* im eminenten Sinne, sein Verhältniß zu Gott ist ein außerordentliches, ungewöhnliches, S. 58. 59. 70. Wie viel und wie wenig läßt sich bey diesen Ausdrücken denken! Etwas Bestimmteres scheint er uns zu geben, wenn er erklärt, das Verhältniß Christi zu Gott sey nicht bloß ein moralisches, sondern ein religiöses gewesen, wie er denn selbst auf diese Unklarheit, sie mehrmals wiederholend, S. 58. 67. 70, ein gewisses Gewicht zu legen scheint. Allein hier ist die Bedeutung des alten Segens

sahes verkannt, der nicht das Moralische und Religiöse, sondern das Moralische und Physische einander gegenüberstellte, so daß dieß religiöse Verhältniß, wie es hier erläutert wird, doch immer zum moralischen im alten Sinne gezogen werden müßte. Es findet sich auch in den Erläuterungen S. 70. 71 in der That nichts, was nicht auch jeder Fromme auf sich anwenden könnte. In welchem Sinne nun Christus über alle Menschen erhaben und alle zu erlösen fähig seyn soll, dieß bleibt durchaus unerklärt.

Daß die Exegese, die nichts Höheres als diese ebionitische Vorstellung von Christo in der heiligen Schrift findet, nicht selten sehr gewaltsam verfährt, läßt sich leicht denken, und es zeigt sich auch hier die Unsicherheit und Subjectivität jenes Kanons, den der Herr Verf. so ausdrückt: man müsse sich (in der Lehre von Christi Natur) allein an die deutlichen und entschiedenen Aussprüche der h. Schrift halten, ohne die dunklern; durch die dogmatische Erklärung falsch gedeuteten Stellen als Norm anzunehmen. Dunkel sind ihm natürlich alle Stellen der Schrift, die über seine vorgefaßte Meinung von Christo hinausgehen. Diese Meinung macht ihn zum entschiedenen Gegner der Präexistenz Jesu; darum scheinen ihm die zahlreichen, ihrem Wortsinne nach sehr klaren Stellen, die sich darauf beziehen, insgesamt dunkel, und erfahren die gewaltsamste Exegese. Gegen den klaren Sinn jenes Ausspruchs: *πρὶν Ἀβραὰμ γενέσθαι, ἐγὼ εἰμι*, über den zumal der ganze Zusammenhang der Stelle kaum einen Zweifel übrig läßt, wendet er ein, daß dann wegen des *πρὶν γενέσθαι* nicht *εἰμι* sondern *ἦν* stehen müßte, S. 78. Aber ist in diesem Präsens wirklich eine grammatische Schwierigkeit?

rigkeit, so kann sie ja offenbar durch andere Erklärungen der Stelle, welche man auch immer ersinnen möge, durchaus nicht gehoben werden, es wäre denn, daß man das $\epsilon\gamma\omega\ \epsilon\iota\mu\iota$ ganz von seinem Zusammenhange mit $\pi\rho\iota\nu\ \gamma\epsilon\nu\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ loszulösen vermöchte, was wohl bisher kaum Jemand auch nur versucht hat. Die Erklärung des Herrn Bfs., welcher $\epsilon\gamma\omega\ \epsilon\iota\mu\iota$ übersetzt: ich bin der Messias, mit Beziehung auf Joh. 8, 28, hebt doch offenbar diese Schwierigkeit ganz und gar nicht, und müßte, abgesehen von ihrer Unvereinbarkeit mit dem ganzen Zusammenhange der Stelle, am Ende denn doch noch den Alles in nichts auflösenden Gedanken ergänzen: nämlich im göttlichen Rathschlusse. Dagegen leuchtet bey einer unbefangenen Ansicht der Stelle wohl ein, daß eben nur ihre Beziehung auf das vorzeitliche Seyn Christi im Stande ist, dieses prägnante Präsens hinreichend zu motivieren. Auch die Rückübersetzung ins Syrochaldäische dürfte kaum einen andern Ausweg eröffnen, da wir uns nicht wohl denken können, daß Johannes dieß sonderbare Präsens hier gebraucht hätte, wenn er eben nicht durch den ursprünglichen Ausdruck irgendwie dazu veranlaßt worden wäre. — Eben so gezwungen ist die hierher gehörige Erklärung von Phil. 2, 6 — 8, die aber erst später S. 272 vorkommt; $\epsilon\nu\ \mu\omicron\rho\phi\eta\ \Theta\epsilon\omicron\upsilon\ \epsilon\pi\acute{\alpha}\rho\chi\omega\nu$ soll auf die Göttlichkeit Jesu, $\epsilon\iota\nu\alpha\iota\ \iota\sigma\alpha\ \Theta\epsilon\omicron\upsilon$ auf die gleiche Achtung, die er als Gottes Gesandter in Anspruch nehmen konnte, gehen, $\epsilon\kappa\epsilon\nu\omega\sigma\epsilon\nu\ \epsilon\alpha\nu\tau\acute{\omicron}\nu$ soll heißen: er entäußerte sich aller Ansprüche, die er machen konnte, $\epsilon\nu\ \delta\mu\omicron\iota\omega\mu\alpha\tau\iota\ \alpha\nu\theta\rho\omega\pi\omega\nu\ \gamma\epsilon\nu\acute{\omicron}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$: er lebte so, daß er keinen Vorzug vor andern Menschen geltend machte. Wo ist hier die unbefangene Ermittlung des historisch

gegebenen Christenthums, die der Hr. Verf. zum obersten Grundsatz seines christlichen Rationalismus macht? Uebrigens ist Ref. mit ihm übereingekommen, daß die Lehre von dem Göttlichen in Christo, um es hier mit diesem unbestimmtesten Ausdrucke zu bezeichnen, und die damit zusammenhängende Trinitätslehre einer neuen Entwicklung aus der Schrift bedarf. Je gründlichere und genauere Untersuchungen über diesen Gegenstand, zu denen Schleiermacher durch seine meisterhafte Abhandlung über den Gegensatz zwischen der Sabellianischen und Athanasianischen Vorstellung von der Trinität den Weg gebahnt, und hoffentlich die Zukunft bringen wird, desto klarer wird es werden, daß die Nicenisch-Chalcedonensische Lehre sich weder mit der Schrift in durchgängige Uebereinstimmung bringen noch von innern Widersprüchen befreien läßt. Der Schleiermacherschen Vorstellung, so sehr sie einerseits das Bedürfniß des frommen Glaubens an den Erlöser, andererseits die Forderung einer zusammenhängenden Erkenntniß der christlichen Lehre zu befriedigen scheint, stehen doch nun einmal alle die Aussprüche Christi und der Apostel von Christi vorzeitlichem und vorweltlichem Seyn bey dem Vater, von seinem Herabgekommenseyn in die Welt unüberwindlich entgegen. Am nächsten stand doch wohl der Schriftlehre wie äußerlich so innerlich die in der ältesten Kirche herrschende Denkweise, wenn gleich ihre wissenschaftliche Durchführung bisher noch nicht vollzogen und unleugbar großen Schwierigkeiten unterworfen ist. Doch das sind die am tiefsten gesäeten Reime, die am langsamsten aufgehen und am spätesten reifen; und überdies darf von dieser Durchführung die Anerkennung dieser Denkweise als ewiger Wahrheit durchaus nicht abhängig gemacht

werden, so bald sie sich einmal als Lehre Christi erwiesen hat. Auch ist eigentlich ihre zusammenhangende Darstellung im Ganzen und Großen, durch vereinigte Bemühungen vieler dazu Beschäftigten, noch nicht versucht worden; als sie sich im Arianismus einseitig ausbildete, und so ihrem mächtignern Gegensatze, dem Athanasianischen Systeme, unterlag, ging mit jenes leidenschaftlicher Verdammung sie selbst für die weitere Entwicklung der Kirche verloren. Vielleicht ist es unserm Zeitalter vorbehalten diesen lebendigen Keim zu pflegen, und allmählich zu der relativen Reife zu bringen, deren überhaupt die göttliche Lehre in der streitenden Kirche fähig ist. Doch wie dem auch sey, so lange die protestantische Kirche ihr Lebensprincip, die höchste Autorität der heiligen Schrift, nicht aufgibt, so lange kann in ihr eine Lehrart von dem Göttlichen in Christo, die so bedeutende Momente der Schriftlehre gewaltsam auf die Seite schiebt, wie die hier gegebene, niemals allgemeine Anerkennung zu finden hoffen.

Auch in dem nun folgenden Abschnitte: Ueber Jesus als dem Christus insbesondere oder über die Offenbarung Gottes durch ihn, S. 83 — 142, beläßt es der Herr Verf. bey den sehr allgemeinen und vieldeutigen Bestimmungen, daß Gott den Menschen Jesus mit außerordentlichen Geisteskräften ausgerüstet habe, um sich durch ihn den Menschen als Vater zu offenbaren, S. 106. Mit großem Nachdruck wird die übernatürliche Einwirkung Gottes auf Christum ausgesprochen, aber am Ende löset sie sich in die bloße Leitung durch die göttliche Vorsehung auf, S. 137. 138. Uebrigens enthält dieser Abschnitt manche beherzigungswerthe Bemerkungen über

übernatürliches Wirken Gottes und göttliche Vorsehung, so wenig Ref. mit dem Gesichtspuncte einverstanden seyn kann, von welchem der Herr Verf. dabey ausgeht.

Der fünfte Abschnitt S. 142 — 266 handelt von den Gründen des Glaubens, daß Jesus von Nazaret der Weltheiland und Christus war, wie sie die heil. Schrift darstellt. Diese liegen in der Erfüllung der Weissagungen des Alten Bundes S. 148 — 160, in Christi Wundern S. 160 — 197, in der Vortrefflichkeit seiner Lehre, der Art ihrer Ausbreitung und ihrem Einflusse auf die Weltgeschichte S. 197 — 216, in dem Zeugnisse Johannes des Täufers, S. 217 — 219, in Jesu Vorhersagungen künftiger Ereignisse, S. 219 — 234, in seinem Tode S. 234 — 238 (er starb nach der Ansicht des Verfs. zunächst für die Wahrheit seines vor dem hohen Rath von seiner Messiaswürde abgelegten Zeugnisses), endlich in seiner Auferstehung, S. 238 — 266. In diesem Abschnitt findet sich vieles Treffliche; so wird bey der Erörterung des Wunderbeweises sehr richtig bemerkt, daß die Wunder zwar nicht unmittelbar die Wahrheit der Lehre Christi, aber, unter der Voraussetzung des Glaubens an eine göttliche Vorsehung, die göttliche Sendung Christi begründen können und nach seiner Absicht sollen; und möchten dieß diejenigen beachten, welche gegen jenen Beweis nur immer das Alte vorbringen, daß das Wunder, das Jemand thut, und die Wahrheit seiner Lehre zwey ganz disparate Dinge sind. Eben so treffend ist die Art, wie der Herr Verf. an einigen Beyspielen die Nichtigkeit der Wundererklärungen darthut, und wie er die Meinung von einer Accommodation Christi an die Wundersucht seiner Zeitgenossen abweist.

Aber auch diesem Abschnitte theilt sich die schwankende Bewegung aus den frühern mit, und indem der Herr Verf. alle göttliche Thätigkeit zur Beglaubigung Christi auf den Begriff der göttlichen Vorsehung zurückzuführen strebt, verwickelt er sich in unauf löbliche Schwierigkeiten. Wunder sind ihm, nach S. 172. 173, Ereignisse, bedingt durch göttliche Wirksamkeit, zur Bestätigung der göttlichen Sendung Christi. Aber da die Vorsehung Gottes ja heute noch wirksam ist, ohne daß wir uns durch den Glauben daran abhalten lassen, überall den Naturzusammenhang aufzusuchen, warum verwirft er denn doch die Versuche Christi Wunder natürlich zu erklären? Was ist doch für ein innerer specifischer Unterschied zwischen diesen Thatsachen und andern Ereignissen, die durch göttliche Wirksamkeit bedingt sind, was ja doch, streng genommen, von allen und jeden Ereignissen gesagt werden muß? — Nach der Ansicht des Ref. ist die Voraussetzung, auf der die Einsicht in das Wesen des Wunders ruht, diese, daß die Ordnung der irdischen Natur nicht eine für sich abgeschlossene ist, sondern daß sie für das Einwirken einer höhern Ordnung, im Zusammenhange mit den höchsten religiösen Ereignissen in der Geschichte des menschlichen Geschlechts, offen ist. Wunder sind ihm also keinesweges partielle Aufhebungen der Weltordnung, des Naturzusammenhanges im weitesten Sinne des Wortes, sondern nur das Eintreten einer höhern Ordnung in die niedere. Darum machen sich denn auch die schlechthin allgemeinen Gesetze der Natur, die zugleich nothwendige Gesetze unsers Denkens sind, z. B. daß, wo eine Wirkung ist, auch eine Ursache seyn müsse, auch in jedem Wunder geltend, und könnte davon je eine

Ausnahme Statt finden und von uns wahrgenommen werden, so müßte ein solches Ereigniß mit der Ordnung der Natur zugleich unsern Verstand zerstören.

Ref. bedauert, daß er, um nicht zu lang zu werden, es sich versagen muß, von dem Inhalte der letzten beiden Abschnitte, die ihn am meisten befriedigt haben, ausführlicheren Bericht zu erstatten. Im sechsten Abschnitte, S. 266 — 332, wird die Schriftlehre von dem verherrlichten Zustande Jesu Christi nach seiner Himmelerhöhung dargestellt, und die mythische Auffassung der Erzählung von Christi Himmelfahrt so wie die moralische Deutung seines verherrlichten Zustandes mit siegenden Gründen abgewiesen. Der siebente Abschnitt, S. 232 — 252, handelt von Christo als Richter der Lebendigen und der Todten, und von seiner Wiedererscheinung auf Erden. — Möge der Herr Verf. auch in dem unumwunden ausgesprochenen Tadel des Ref. die Achtung vor seiner Gesinnung und vor seinem Bestreben, die Lehre von Christo möglichst streng auf ihr biblisches Fundament zurückzuführen, nicht verkennen.

J. M.

S u l z b a c h.

Das Merkwürdigste von der Herrschaft, dem Gotteshause und Kloster Kastel, im Regenkreise Bayerns. In Druck gegeben von Ignaz Brunner. 1830. 240 Seiten in Octav.

Die bey dieser Specialgeschichte benutzten Quellen außer den gedruckten, sind theils die noch im Archive daselbst befindlichen Urkunden,

rigkeit, so kann sie ja offenbar durch andere Erklärungen der Stelle, welche man auch immer ersinnen möge, durchaus nicht gehoben werden, es wäre denn, daß man das $\epsilon\gamma\omega\ \epsilon\iota\mu\iota$ ganz von seinem Zusammenhange mit $\pi\alpha\lambda\iota\ \gamma\epsilon\nu\acute{o}\sigma\alpha\iota$ loszulösen vermöchte, was wohl bisher kaum Jemand auch nur versucht hat. Die Erklärung des Herrn Bfs., welcher $\epsilon\gamma\omega\ \epsilon\iota\mu\iota$ übersetzt: ich bin der Messias, mit Beziehung auf Joh. 8, 28, hebt doch offenbar diese Schwierigkeit ganz und gar nicht, und müßte, abgesehen von ihrer Unvereinbarkeit mit dem ganzen Zusammenhange der Stelle, am Ende denn doch noch den Alles in nichts auflösenden Gedanken ergänzen: nämlich im göttlichen Rathschlusse. Dagegen leuchtet bey einer unbefangenen Ansicht der Stelle wohl ein, daß eben nur ihre Beziehung auf das vorzeitliche Seyn Christi im Stande ist, dieses prägnante Präsens hinreichend zu motivieren. Auch die Rückübersetzung ins Syrochaldäische dürfte kaum einen andern Ausweg eröffnen, da wir uns nicht wohl denken können, daß Johannes dieß sonderbare Präsens hier gebraucht hätte, wenn er eben nicht durch den ursprünglichen Ausdruck irgendwie dazu veranlaßt worden wäre. — Eben so gezwungen ist die hierher gehörige Erklärung von Phil. 2, 6 — 8, die aber erst später S. 272 kommt; $\epsilon\gamma\ \mu\omicron\rho\phi\eta\ \Theta\epsilon\omicron\upsilon\ \upsilon\pi\acute{\alpha}\rho\chi\omega\nu$ soll auf die Göttlichkeit Jesu, $\epsilon\iota\nu\alpha\iota\ \iota\sigma\alpha\ \Theta\epsilon\omicron\upsilon$ auf die gleiche Achtung, die er als Gottes Gesandter in Anspruch nehmen konnte, gehen, $\epsilon\kappa\acute{\epsilon}\nu\omega\sigma\epsilon\nu\ \epsilon\alpha\nu\tau\acute{o}\nu$ soll heißen: er entäußerte sich aller Ansprüche, die er machen konnte, $\epsilon\gamma\ \omicron\mu\omicron\iota\acute{\omega}\mu\alpha\tau\iota\ \alpha\nu\theta\rho\acute{\omega}\pi\omega\nu\ \gamma\epsilon\nu\acute{o}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$: er lebte so, daß er keinen Vorzug vor andern Menschen geltend machte. Wo ist hier die unbefangene Ermittlung des historisch

gegebenen Christenthums, die der Hr. Verf. zum obersten Grundsatz seines christlichen Rationalismus macht? Uebrigens ist Ref. mit ihm übereinstimmend, daß die Lehre von dem Göttlichen in Christo, um es hier mit diesem unbestimmtesten Ausdrucke zu bezeichnen, und die damit zusammenhängende Trinitätslehre einer neuen Entwicklung aus der Schrift bedarf. Je gründlichere und genauere Untersuchungen über diesen Gegenstand, zu denen Schleiermacher durch seine meisterhafte Abhandlung über den Gegensatz zwischen der Sabellianischen und Athanasianischen Vorstellung von der Trinität den Weg gebahnt, und hoffentlich die Zukunft bringen wird, desto klarer wird es werden, daß die Nicenisch-Chalcedonensische Lehre sich weder mit der Schrift in durchgängige Uebereinstimmung bringen noch von innern Widersprüchen befreien läßt. Der Schleiermacherschen Vorstellung, so sehr sie einerseits das Bedürfniß des frommen Glaubens an den Erlöser, andererseits die Forderung einer zusammenhängenden Erkenntniß der christlichen Lehre zu befriedigen scheint, stehen doch nun einmal alle die Aussprüche Christi und der Apostel von Christi vorzeitlichem und vorweltlichem Seyn beym Vater, von seinem Herabgekommenseyn in die Welt unüberwindlich entgegen. Am nächsten stand doch wohl der Schriftlehre wie äußerlich so innerlich die in der ältesten Kirche herrschende Denkweise, wenn gleich ihre wissenschaftliche Durchführung bisher noch nicht vollzogen und unleugbar großen Schwierigkeiten unterworfen ist. Doch das sind die am tiefsten gesäeten Keime, die am langsamsten aufgehen und am spätesten reifen; und überdieß darf von dieser Durchführung die Anerkennung dieser Denkweise als ewiger Wahrheit durchaus nicht abhängig gemacht

werden, so bald sie sich einmal als Lehre Christi erwiesen hat. Auch ist eigentlich ihre zusammenhangende Darstellung im Ganzen und Großen, durch vereinigte Bemühungen vieler dazu Befähigten, noch nicht versucht worden; als sie sich im Arianismus einseitig ausbildete, und so ihrem mächtigern Gegensatze, dem Athanasianischen Systeme, unterlag, ging mit jenes leidenschaftlicher Verdammung sie selbst für die weitere Entwicklung der Kirche verloren. Vielleicht ist es unserm Zeitalter vorbehalten, diesen lebendigen Keim zu pflegen, und allmählich zu der relativen Reife zu bringen, deren überhaupt die göttliche Lehre in der streitenden Kirche fähig ist. Doch wie dem auch sey, so lange die protestantische Kirche ihr Lebensprincip, die höchste Autorität der heiligen Schrift, nicht aufgibt, so lange kann in ihr eine Lehrart von dem Göttlichen in Christo, die so bedeutende Momente der Schriftlehre gewaltsam auf die Seite schiebt, wie die hier gegebene, niemals allgemeine Anerkennung zu finden hoffen.

Auch in dem nun folgenden Abschnitte: Ueber Jesus als dem Christus insbesondere oder über die Offenbarung Gottes durch ihn, S. 83 — 142, beläßt es der Herr Verf. bey den sehr allgemeinen und vieldeutigen Bestimmungen, daß Gott den Menschen Jesus mit außerordentlichen Geisteskräften ausgerüstet habe, um sich durch ihn den Menschen als Vater zu offenbaren, S. 106. Mit großem Nachdruck wird die übernatürliche Einwirkung Gottes auf Christum ausgesprochen, aber am Ende löset sie sich in die bloße Leitung durch die göttliche Vorsehung auf, S. 137. 138. Uebrigens enthält dieser Abschnitt manche beherzigungswerthe Bemerkungen über

übernatürliches Wirken Gottes und göttliche Vorsehung, so wenig Ref. mit dem Gesichtspuncte einverstanden seyn kann, von welchem der Herr Verf. dabey ausgeht.

Der fünfte Abschnitt S. 142 — 266 handelt von den Gründen des Glaubens, daß Jesus von Nazaret der Weltheiland und Christus war, wie sie die heil. Schrift darstellt. Diese liegen in der Erfüllung der Weissagungen des Alten Bundes S. 148 — 160, in Christi Wundern S. 160 — 197, in der Vortrefflichkeit seiner Lehre, der Art ihrer Ausbreitung und ihrem Einflusse auf die Weltgeschichte S. 197 — 216, in dem Zeugnisse Johannes des Täufers, S. 217 — 219, in Jesu Vorher sagungen künftiger Ereignisse, S. 219 — 234, in seinem Tode S. 234 — 238 (er starb nach der Ansicht des Verfs. zunächst für die Wahrheit seines vor dem hohen Rath von seiner Messiaswürde abgelegten Zeugnisses), endlich in seiner Auferstehung, S. 238 — 266. In diesem Abschnitt findet sich vieles Treffliche; so wird bey der Erörterung des Wunderbeweises sehr richtig bemerkt, daß die Wunder zwar nicht unmittelbar die Wahrheit der Lehre Christi, aber, unter der Voraussetzung des Glaubens an eine göttliche Vorsehung, die göttliche Sendung Christi begründen können und nach seiner Absicht sollen; und möchten dieß diejenigen beachten, welche gegen jenen Beweis nur immer das Alte vordringen, daß das Wunder, das Jemand thut, und die Wahrheit seiner Lehre zwey ganz disparate Dinge sind. Eben so treffend ist die Art, wie der Herr Verf. an einigen Beyspielen die Nichtigkeit der Wundererklärungen darthut, und wie er die Meinung von einer Accommodation Christi an die Wundersucht seiner Zeitgenossen abweist.

Aber auch diesem Abschnitte theilt sich die schwankende Bewegung aus den frühern mit, und indem der Herr Ref. alle göttliche Thätigkeit zur Beglaubigung Christi auf den Begriff der göttlichen Vorsehung zurückzuführen strebt, verwickelt er sich in unauslöbliche Schwierigkeiten. Wunder sind ihm, nach S. 172. 173, Ereignisse, bedingt durch göttliche Wirksamkeit, zur Bestätigung der göttlichen Sendung Christi. Aber da die Vorsehung Gottes ja heute noch wirksam ist, ohne daß wir uns durch den Glauben daran abhalten lassen, überall den Naturzusammenhang aufzusuchen, warum verwirft er denn doch die Versuche Christi Wunder natürlich zu erklären? Was ist doch für ein innerer spezifischer Unterschied zwischen diesen Thatsachen und andern Ereignissen, die durch göttliche Wirksamkeit bedingt sind, was ja doch, streng genommen, von allen und jeden Ereignissen gesagt werden muß? — Nach der Ansicht des Ref. ist die Voraussetzung, auf der die Einsicht in das Wesen des Wunders ruht, diese, daß die Ordnung der irdischen Natur nicht eine für sich abgeschlossene ist, sondern daß sie für das Einwirken einer höhern Ordnung, im Zusammenhange mit den höchsten religiösen Ereignissen in der Geschichte des menschlichen Geschlechts, offen ist. Wunder sind ihm also keinesweges partielle Aufhebungen der Weltordnung, des Naturzusammenhanges im weitesten Sinne des Worts, sondern nur das Eintreten einer höhern Ordnung in die niedere. Darum machen sich denn auch die schlechthin allgemeinen Gesetze der Natur, die zugleich nothwendige Gesetze unsers Denkens sind, z. B. daß, wo eine Wirkung ist, auch eine Ursache seyn müsse, auch in jedem Wunder geltend, und könnte davon je eine

Ausnahme Statt finden und von uns wahrgenommen werden, so müßte ein solches Ereigniß mit der Ordnung der Natur zugleich unsern Verstand zerstören.

Ref. bedauert, daß er, um nicht zu lang zu werden, es sich versagen muß, von dem Inhalte der letzten beiden Abschnitte, die ihn am meisten befriedigt haben, ausführlicheren Bericht zu erstatten. Im sechsten Abschnitte, S. 266 — 332, wird die Schriftlehre von dem verherrlichten Zustande Jesu Christi nach seiner Himmelerhöhung dargestellt, und die mythische Auffassung der Erzählung von Christi Himmelfahrt so wie die moralische Deutung seines verherrlichten Zustandes mit siegenden Gründen abgewiesen. Der siebente Abschnitt, S. 232 — 252, handelt von Christo als Richter der Lebendigen und der Todten, und von seiner Wiederverscheinung auf Erden. — Möge der Herr Verf. auch in dem unummunden ausgesprochenen Tadel des Ref. die Achtung vor seiner Gesinnung und vor seinem Bestreben, die Lehre von Christo möglichst streng auf ihr biblisches Fundament zurückzuführen, nicht verkennen.

J. R.

S u l z b a c h.

Das Merkwürdigste von der Herrschaft, dem Gotteshause und Kloster Kastel, im Regenkreise Bayerns. In Druck gegeben von Ignaz Brunner. 1830. 240 Seiten in Octav.

Die bey dieser Specialgeschichte benutzten Quellen außer den gedruckten, sind theils die noch im Archive daselbst befindlichen Urkunden,

theils die im Jahre 1324 vom Abte Hermann verfaßte Reimchronik von Kastel, die dort im Manuscripte befindlich ist. Die Sage führt den Ursprung von Kastel bis ins zehnte Jahrhundert zurück; das nachmalige Kloster, nach Benedict's Regel, ward aber erst zu Ende des elften Jahrhunderts erbaut; der noch vorhandene Bestätigungsbrief vom Pabst Paschal II. ist vom Jahre 1100. So kamen also auch damals die ersten Mönche dahin, deren Zahl sich nachmals auf 40 und mehr belief. Es werden demnächst, meist aus der Reimchronik, die vornehmsten Wohlthäter des Klosters und ihre Schenkungen angegeben, so daß die Verse selber in den Notizen angeführt werden, die auch als Sprachproben dienen können. Im Jahr 1556 ward die Reformation eingeführt, allein 1623 der catholische Gottesdienst wieder hergestellt, und hierauf, im Jahre 1636, erhielten es die Jesuiten, deren Verwaltung keineswegs in dankbarem Andenken blieb. Nach ihrer Aufhebung ward es von der Regierung eingezogen, aber 1782 von Carl Theodor dem Maltheser-Orden gegeben; nach dessen Aufhebung im Jahre 1808 es wieder von der Krone eingezogen wurde. Dieß sind die äußern Schicksale des Klosters. Es folgt dann die Specialbeschreibung der einzelnen Denkmähler, Grabschriften u. s. w., so wie auch die Angaben der einzelnen Besitzungen desselben, und Nachrichten einzelner Vorfälle, die das Kloster betrafen, die jedoch zu unerheblich sind, als daß sie hier weiter erwähnt werden könnten. Immer aber mögen einige derselben für das Inland nicht ohne Wichtigkeit seyn.

Sn.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 9. Julius 1832.

G ö t t i n g e n.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Georg Otto
Diedrich König, Superintendent in Drans-
feld, Predigten über sämtliche Evangelien und
Episteln des Kirchenjahrs zum Vorlesen in Kir-
chen und zu häuslicher Erbauung. Erster Theil.
1832. XVI und 583 S. in gr. 8.

Obgleich unser literarisches Institut seiner Be-
stimmung gemäß auf rein practische Erzeugnisse
im homiletischen Gebiete sich nicht wohl einlas-
sen kann: so glauben wir doch mit der vorlie-
genden Predigtsammlung um so eher eine Aus-
nahme machen zu dürfen, weil sie Leistungen ei-
nes Mannes enthält, der durch Begründung und
Förderung eines wissenschaftlichen Sinnes unter
den ihm nahe stehenden Geistlichen sich um sei-
nen ganzen Stand im Vaterlande fortwährend
die größten Verdienste erwirbt. Herrn Superint.
König gebührt das Verdienst, einer der ersten
Begründer und eifrigsten Beförderer der Predi-
gervereine in den verschiedenen Gegenden zu seyn,
wo ihm sein Amt einen Wirkungskreis eröff-

den, sowohl durch ihr Halten auf dem Gebiete des höhern homiletischen Vortrags, als durch ihre größere Ausführlichkeit; dieß erklärt sich aber daher, daß sie eine im Jahre 1807 von der hiesigen theologischen Facultät mit dem homiletischen Preise gekrönte Arbeit ist. Daß dagegen sämtliche Predigten ein wahrhaft religiöser Geist durchdringet, daß sich in ihnen das Herz eben so wohlthätig angeregt, als die Wahrheiten des Christenthums lichtvoll erörtert finden, darin sehen wir gerade das Verdienstliche dieser Sammlung, die außer jenem zunächst kirchlichen Zwecke, dem Wunsche des Verfassers gemäß, sich zur Beförderung häuslicher Erbauung trefflich eignet. Am deutlichsten spricht sich stets der Meister in seinem Fache bey dem Eingehen ins Leben, bey Erörterung häuslicher Verhältnisse aus. Da finden sich stets Beziehungen aufgedeckt, Winke eingestreut, die nur dem durch längere Amtsführung geübten Beobachter sich darbieten.

Die ganze Sammlung enthält 74 Predigten, vom ersten Advent bis zum zweyten Pfingsttage für jeden Sonn- und Festtag Vorträge über Epistel und Evangelium, wodurch für das Vorlesen eine Auswahl möglich wird. Auch die Kleinern Feste, die auf den folgenden Sonntag verlegt sind, erhalten ihre Berücksichtigung. Die zweyte Hälfte, eben so viel Predigten enthaltend, soll bald nachfolgen. Dr. R.

L e y b e n.

Ben C. und J. Luchtmans, 1831: Euripidis Electra. Recognitis duobus libris scriptis additaque adnotatione edidit Petrus Camper. XII und 450 Seiten in Octav.

Die beiden in diesem Titel angeedeuteten Handschriften befinden sich in der Königlichen

Bibliothek zu Paris (N^o. 2887 und 2714), und sind dieselben, welche schon Musgrave verglichen hatte. Die jetzt daraus gewonnene Nachlese, welche alle Abweichungen umfaßt, und selbst die Schreibfehler nicht verschmäht hat, ist bey dem Mangel an bessern Hülfsmitteln für die Kritik der *Electra* nicht unwichtig. Aus den bessern Seiten scheint indeß keine von beiden zu stammen, wie schon Musgrave u. A. bemerkt haben. Ueber den unedirten kritischen Apparat Baldenaer's, welchen der Herausgeber durch Geel's Vermittelung von Luzac zum freyen Gebrauche erhalten zu haben versichert, wäre bey dieser Gelegenheit eine bestimmte Angabe dessen, was er enthält, und was die Philologie überhaupt von ihm zu erwarten hat, sehr wünschenswerth gewesen, um so mehr, da man aus dem Commentare zu vorliegender Ausgabe, obgleich derselbe etwa 400 Seiten füllt, keine deutliche Idee von dem Wesen und der eigenthümlichen Beschaffenheit jenes Apparats gewinnt. Wie gründlich übrigens Baldenaer's Studium des Euripides war, namentlich was die Kenntniß des Sprachgebrauchs dieses Tragikers anlangt, können alle diejenigen bezeugen, welche mit seinen so reichlich ausgestatteten Ausgaben des *Hippolytos* und der *Phönissen* vertraut sind. Seit Baldenaer ist aber aus Holland der Eifer für Euripides und die Hellenischen Tragiker überhaupt augenscheinlich verschwunden, und hat besonders dem Studium des Platon, für den sehr viel dort geschehen ist, weichen müssen. Ein desto lebendigeres Interesse hat sich indessen für dieselben unter den Engländern und vorzugsweise unter den Deutschen entwickelt, welche bey der Lösung der wichtigsten Aufgaben in Bezug auf einzelne Stücke eine tiefe Kenntniß des Alterthums und

und dessen Behandlung, über die theatralische Darstellung und die Deconomie des Ganzen, so wie auch über die scenische Chronologie und über die Haltung und Bedeutung des Chors sollte uns billig derjenige belehren, welcher einst die eigentliche Interpretation dieses Stücks in ihrem ganzen Umfange übernehmen wird.

G. H. B.

D ü s s e l d o r f.

Ueber die Vorzüge und Mängel der indirecten Besteuerung; nebst einem Anhange über eine in der französischen Deputierten-Kammer vorgekommene, diesen Gegenstand betreffende Verhandlung; von H. Ch. Freyh. v. Ulmenstein, K. Pr. Regierungsrath zu Düsseldorf. 1831. 72 S. in 8. — Die Nachtheile und Vorzüge der indirecten Besteuerung sind so oft auseinandergesetzt worden, daß es schwer seyn möchte, noch etwas Neues darüber zu sagen. Indes sind einzelne Punkte in dieser Schrift allerdings in ein helleres Licht gesetzt, wohin wir besonders die Wertheuerung der Waaren rechnen, die daraus entsteht, daß der Kaufmann durch sie im Vorschuß ist, und dafür sich entschädigen muß, so wie auch das Mißverhältniß was zwischen Stadt und Land aus den Detrois hervorgeht. Die große Frage bleibt aber immer: wie soll der Ausfall gedeckt werden, der durch ihre Aufhebung entstände? Die Antwort darauf kann unsers Erachtens immer nur in der Verminderung der Staatsbedürfnisse gefunden werden, und wo hier anzufangen sey, wissen wir alle, und die neuesten Verhandlungen über die Entwaffnung zeigen auch wohl daß die Regierungen es wissen. — Der Anhang enthält die sehr lehrreichen Verhandlungen in der zweyten Französischen Kammer über die Salzsteuer.

Erstlingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. 111. Stück.

Den 12. Julius 1832.

Paris.

Chez Jules Renouard, libraire, rue de Pournon, N^o. 6. 1830: Histoire de la vie et des ouvrages des plus célèbres architectes du XI^e siècle, jusqu'à la fin du XVIII^e, accompagnées de la vue du plus remarquable édifice de chacun d'eux, par Mr. Quatremère de Quincy. 2 Volumes, avec 47 planches.

Nicht leicht kann eine literarische Production neuerer Zeit den Architekten erfreulicher gewesen seyn als die vorliegende, worin ein so ausgezeichnete Gelehrter, wie Quatremère de Quincy den berühmtesten Baukünstlern der acht letzten Jahrhunderte durch eine Schilderung ihres Lebens und Schaffens, und die Abbildung eines oder mehrerer ihrer vorzüglichsten Werke, ein gemeinsames Denkmal gestiftet hat. Das Werk ist durchaus nicht etwa bloß als ein Hülfsmittel für den literarischen Gebrauch zu betrachten, sondern in seinem Zusammenhange höchst wichtig

für die gründliche Erkenntniß und Uebersicht der Kunstgeschichte, wohlthätig anregend für lebende Meister und noch in vielfacher anderer Hinsicht von förderndem Einflusse für die Kunst. Dabey überrascht die äußere Ausstattung des Buches nicht weniger als sein wissenschaftlicher Gehalt, so daß wir bey diesen treuen und netten Minia- tur-Abbildungen der Gebäude, die uns im Original fast alle so lebhaft angesprochen haben, keineswegs das Ungenügende empfinden, was sonst bey der Darstellung von Gegenständen, die wir in der Wirklichkeit mit Vorliebe gesehen haben, so leicht eintritt. Die Kupfertafeln sind mit der größten Sauberkeit von Ollivier (au trait) gestochen. Der Verf. theilt uns in dem Texte auf eine kurze und überschauliche Weise und mit der Genauigkeit, die sich bey den Mitteln, welche ihm zu Gebote stehen, erwarten läßt, in chronologischer Folge die reichhaltigsten Notizen mit, nicht nur über die Lebensverhältnisse eines jeden in diesen Cyklus aufgenommenen Künstlers, sondern hauptsächlich auch über die Veranlassung, durch welche er vorzugsweise zur Architectur geführt wurde, über die Verhältnisse, unter welchen er sein Talent weiter ausgebildet hat, über die Vorbilder und Meister, denen er mit Vorliebe gefolgt ist, die besondern Umstände, welche die Ausführung seiner ausgezeichnetesten Bauwerke, sowohl des jedesmal in den Kupfern dargestellten, als auch der andern von ihm bekannt gewordenen, begleitet haben. Und alle diese umständlichen Angaben endlich, welche noch durch die Erwähnung der diesen Künstlern von der Mit- und Nachwelt erwiesenen Ehrenbezeugungen vermehrt werden, sind mit einer meist sehr treffenden Schilderung des Eindrucks, welchen diese Gebäude an Ort und Stelle hervor-

110. 111. St., den 12. Julius 1832. 1091.

bringen, bereichert, so daß durch eine solche Darstellungsart der Gegenstand von verschiedenen Seiten mit Sorgfalt umfaßt, und jede frühere ähnliche Leistung auf demselben Felde bey weitem übertroffen wird.

Sollen wir nun aber einen Gesichtspunct angeben, von dem aus dieses Werk noch ein ganz besonderes und hauptsächlich Interesse erhält, so müssen wir bemerkt machen, wie in dieser Reihe von Meistern und Monumenten, welche sich der Zeit nach fast immer aneinander anschließen, und bis auf unsere Tage herabreichen, gewissermaßen das Band anschaulich gemacht wird, an dem sich die Griechisch-Römische Architectur (deren mannigfache Nachbildungen gegenwärtig wieder vorherrschend, und fast allgemein in Anwendung sind) hingezogen hat, so daß Jahrtausende nicht im Stande waren, die auf allgemeine der Natur und dem Schönheitsfinne unmittelbar entnommene Gesetze begründeten Formen und Principien dieser Bauweise dauernd zu verwischen. — Zwar sollte es scheinen, als wenn die Kette der im Griechisch-Römischen Styl gebauten Monumente, während der Jahrhunderte vom 4ten bis zum 11ten (erst mit dem letzteren beginnen nämlich die Darstellungen des vorliegenden Werkes) völlig unterbrochen worden wäre. Diese Zeit aber, aus der wir wenig oder fast gar keine Nachrichten von ausgeführten größeren Bauwerken haben, oder höchstens von einigen Kirchen, die nothdürftig, nach dem Plane der früheren Römischen Basiliken und oft auf dem Grunde derselben gebaut wurden (wir sehen nämlich hier von dem nordöstlichen Italien, worin manche Werke allerdings die Einwirkung des Byzantinischen oder Lombardischen Styles stärker empfanden, ab, und beschränken uns zunächst

auf den Theil Italiens, in welchem die Berührung mit dem Oströmischen Reich und der von dorthier sich verbreitende Einfluß fast gar nicht bemerkbar ist), muß hiernach mehr als eine Periode des Stillstandes, denn als eine Unterbrechung, weil diese doch immer die Zwischenherrschaft einer abweichenden Richtung voraussetzt, betrachtet werden. Als nämlich im 11ten Jahrhundert sich in Italien, durch die sich günstiger gestaltenden äußeren Verhältnisse des Landes, durch regeren Handel und Thätigkeit, auch die Kunst mit dem Zuwachs an Mitteln, einen neuen Aufschwung erhielt, schloß man sich, wie die Werke aus jener Zeit erweisen (und zwar zuerst in Pisa) unmittelbar den Vorbildern, welche noch aus der (wenn auch späteren) Periode der Römischen Herrschaft vorhanden waren, wieder an. Und diese neue Italianische Architectur hat sich nie dem Einflusse der constructionellen Principien, auf welche die Griechisch-Römische von jeher vorzüglich begründet war, entzogen; selbst nicht innerhalb einer Reihe von Jahrhunderten, während welcher in benachbarten Ländern, in Deutschland, Frankreich u. s. w., ein völliger Zwischenzustand eintrat, in welchem man sich hier bey der Entfaltung einer ganz eigenthümlichen Cultur auch in der Baukunst von allem Herkömmlichen lossagte und die neue Geistesrichtung, eben wohl in ganz dafür geschaffenen Bauformen darzustellen versuchte. Während man nun in dem nordwestlichen Abendlande erst nach mehreren Jahrhunderten; erst alsdann, als diese neu erstandene Architectur, alle Stufen der Abnahme und des Verfalls durchlaufen hatte, sich wieder zu der gemäßigteren Bauweise der früheren Zeit zurückwandte, beruhte in Italien jenes fast ununterbrochene Festhalten an dem con-

structionellen und geschmackmäßigen Verfahren der Alten, diese fast gänzliche Abgeschlossenheit gegen die Einwirkung des Germanischen, sonst so weit verbreiteten Styls, wie es scheint darauf, daß man die antike Bauweise, nach den bessern im Lande vorherrschenden Mustern, schon vor der höheren Ausbildung jener dem Mittelalter eigenthümlichen Architectur, wieder ergriffen hatte und sich bey der Naturgemäßheit und größeren Einfachheit derselben, bey ihrer Uebereinstimmung mit den Forderungen des Verstandes, in ihnen befriedigt fühlte. So war denn Italien auch durch den geschichtlichen Gang seiner Architectur geeignet in dem Zeitalter, wo der Geschmack und der Sinn für das Antike wieder neuen Schwung erhielt, in dem 15ten und 16ten Jahrhundert eine Reihe von Meisterwerken in diesem Style hervorzubringen, welche dieses Land zur Wiege und Schule der modernen Baukunst und zwar in Bezug auf die Vorzüge derselben sowohl, als später auf die meisten ihrer Ausar- tungen erhoben haben.

Wenden wir uns nun von diesen allgemeinen Betrachtungen zu dem speciellen Inhalte des vorliegenden Werkes zurück, so können wir die Bemerkung nicht zurückhalten, daß dieser nur alsdann als vollständig betrachtet werden könne, wenn der Verf. dabey den eben von uns in Anregung gebrachten Gesichtspunct ebenfalls vor Augen gehabt hat; daß dagegen aber der Titel des Buches, welcher die Biographien aller berühmten Baumeister der letzten acht Jahrhunderte verspricht, wohl zu der Erwartung berechtigt hatte, hier auch die Namen und Werke der altdeutschen Meister aufgezählt zu finden, und eine Zusammenstellung und Aufnahme derselben wäre hier um so wünschenswerther gewesen, da

für die gründliche Erkenntniß und Uebersicht der Kunstgeschichte, wohlthätig anregend für lebende Meister und noch in vielfacher anderer Hinsicht von förderndem Einflusse für die Kunst. Dabey überrascht die äußere Ausstattung des Buches nicht weniger als sein wissenschaftlicher Gehalt, so daß wir bey diesen treuen und netten Miniatur-Abbildungen der Gebäude, die uns im Original fast alle so lebhaft angesprochen haben, keineswegs das Ungenügende empfinden, was sonst bey der Darstellung von Gegenständen, die wir in der Wirklichkeit mit Vorliebe gesehen haben, so leicht eintritt. Die Kupfertafeln sind mit der größten Sauberkeit von Olivier (au trait) gestochen. Der Verf. theilt uns in dem Texte auf eine kurze und überschauliche Weise und mit der Genauigkeit, die sich bey den Mitteln, welche ihm zu Gebote stehen, erwarten läßt, in chronologischer Folge die reichhaltigsten Notizen mit, nicht nur über die Lebensverhältnisse eines jeden in diesen Cyklus aufgenommenen Künstlers, sondern hauptsächlich auch über die Veranlassung, durch welche er vorzugsweise zur Architectur geführt wurde, über die Verhältnisse, unter welchen er sein Talent weiter ausgebildet hat, über die Vorbilder und Meister, denen er mit Vorliebe gefolgt ist, die besondern Umstände, welche die Ausführung seiner ausgezeichnetesten Bauwerke, sowohl des jedesmal in den Kupfern dargestellten, als auch der andern von ihm bekannt gewordenen, begleitet haben. Und alle diese umständlichen Angaben endlich, welche noch durch die Erwähnung der diesen Künstlern von der Mit- und Nachwelt erwiesenen Ehrenbezeugungen vermehrt werden, sind mit einer meist sehr treffenden Schilderung des Eindrucks, welchen diese Gebäude an Ort und Stelle hervor-

bringen, bereichert, so daß durch eine solche Darstellungsart der Gegenstand von verschiedenen Seiten mit Sorgfalt umfaßt, und jede frühere ähnliche Leistung auf demselben Felde bey weitem übertroffen wird.

Sollen wir nun aber einen Gesichtspunct an- geben, von dem aus dieses Werk noch ein ganz besonderes und hauptsächlich Interesse erhält, so müssen wir bemerktbar machen, wie in dieser Reihe von Meistern und Monumenten, welche sich der Zeit nach fast immer aneinander anschließen, und bis auf unsere Tage herabreichen, gewissermaßen das Band anschaulich gemacht wird, an dem sich die Griechisch-Römische Architectur (deren mannigfache Nachbildungen gegenwärtig wieder vorherrschend, und fast allgemein in Anwendung sind) hingezogen hat, so daß Jahrtausende nicht im Stande waren, die auf allgemeine der Natur und dem Schönheitsfinne unmittelbar entnommene Gesetze begründeten Formen und Principien dieser Bauweise dauernd zu verändern. — Zwar sollte es scheinen, als wenn die Kette der im Griechisch-Römischen Styl gebauten Monumente, während der Jahrhunderte vom 4ten bis zum 11ten (erst mit dem letzteren beginnen nämlich die Darstellungen des vorliegenden Werkes) völlig unterbrochen worden wäre. Diese Zeit aber, aus der wir wenig oder fast gar keine Nachrichten von ausgeführten größeren Bauwerken haben, oder höchstens von einigen Kirchen, die nothdürftig, nach dem Plane der früheren Römischen Basiliken und oft auf dem Grunde derselben gebaut wurden (wir sehen nämlich hier von dem nordöstlichen Italien, worin manche Werke allerdings die Einwirkung des Byzantinischen oder Lombardischen Styles stärker empfanden, ab, und beschränken uns zunächst

auf den Theil Italiens, in welchem die Berührung mit dem Oströmischen Reich und der von dorthier sich verbreitende Einfluß fast gar nicht bemerkbar ist), muß hiernach mehr als eine Periode des Stillstandes, denn als eine Unterbrechung, weil diese doch immer die Zwischenherrschaft einer abweichenden Richtung voraussetzt, betrachtet werden. Als nämlich im 11ten Jahrhundert sich in Italien, durch die sich günstiger gestaltenden äußeren Verhältnisse des Landes, durch regeren Handel und Thätigkeit, auch die Kunst mit dem Zuwachs an Mitteln, einen neuen Aufschwung erhielt, schloß man sich, wie die Werke aus jener Zeit erweisen (und zwar zuerst in Pisa) unmittelbar den Vorbildern, welche noch aus der (wenn auch späteren) Periode der Römischen Herrschaft vorhanden waren, wieder an. Und diese neue Italiänische Architectur hat sich nie dem Einflusse der constructionellen Principien, auf welche die Griechisch-Römische von jeher vorzüglich begründet war, entzogen; selbst nicht innerhalb einer Reihe von Jahrhunderten, während welcher in benachbarten Ländern, in Deutschland, Frankreich u. s. w., ein völliger Zwischenzustand eintrat, in welchem man sich hier bey der Entfaltung einer ganz eigenthümlichen Cultur auch in der Baukunst von allem Herkömmlichen lössagte und die neue Geistesrichtung, eben wohl in ganz dafür geschaffenen Bauformen darzustellen versuchte. Während man nun in dem nordwestlichen Abendlande erst nach mehreren Jahrhunderten; erst alsdann, als diese neu erstandene Architectur, alle Stufen der Abnahme und des Verfalls durchlaufen hatte, sich wieder zu der gemäßigteren Bauweise der früheren Zeit zurückwandte, beruhte in Italien jenes fast ununterbrochene Festhalten an dem con-

structionellen und geschmässigen Verfahren der Alten, diese fast gänzliche Abgeschlossenheit gegen die Einwirkung des Germanischen, sonst so weit verbreiteten Styls, wie es scheint darauf, daß man die antike Bauweise, nach den bessern im Lande vorherrschenden Mustern, schon vor der höheren Ausbildung jener dem Mittelalter eigenthümlichen Architectur, wieder ergriffen hatte und sich bey der Naturgemässheit und größeren Einfachheit derselben, bey ihrer Uebereinstimmung mit den Forderungen des Verstandes, in ihnen befriedigt fühlte. So war denn Italien auch durch den geschichtlichen Gang seiner Architectur geeignet in dem Zeitalter, wo der Geschmack und der Sinn für das Antike wieder neuen Schwung erhielt, in dem 15ten und 16ten Jahrhundert eine Reihe von Meisterwerken in diesem Style hervorzubringen, welche dieses Land zur Wiege und Schule der modernen Baukunst und zwar in Bezug auf die Vorzüge derselben sowohl, als später auf die meisten ihrer Ausartungen erhoben haben.

Wenden wir uns nun von diesen allgemeinen Betrachtungen zu dem speciellen Inhalte des vorliegenden Werkes zurück, so können wir die Bemerkung nicht zurückhalten, daß dieser nur alsdann als vollständig betrachtet werden könne, wenn der Verf. dabey den eben von uns in Anregung gebrachten Gesichtspunct ebenfalls vor Augen gehabt hat; daß dagegen aber der Titel des Buches, welcher die Biographien aller berühmten Baumeister der letzten acht Jahrhunderte verspricht, wohl zu der Erwartung berechtigt hatte, hier auch die Namen und Werke der altdutschen Meister aufgezählt zu finden, und eine Zusammenstellung und Aufnahme derselben wäre hier um so wünschenswerther gewesen, da

zeigt dem Auge fa-
zeln zusammenge-
versteckt die Spuren
daß es sie dem An-
men eine Einwirkung
gesteht; daher stellt
Er gegossene Masse
ist, wie eine durch
die Kräfte eines leb-
gewachsene und geglie-
Griechischen Gebäuden
Masse und dem Erfc-
maß der Zusammenha-
bis sichere Ruhe auf d
herrschen der horizonta-
Breite der Masse aus;
tectur wurzelt nur im
Boden, sucht sich aber
so rasch als möglich los-
tast eines aufstrebenden
eines höher organisierten
zu erreichen. Daher zei-
formen der

110. 111. St., den 12. Julius 1832. 2097

widmung nach oben, auf einen Ausgang in Spitzen und luftige Wölbungen hin (so daß die spitzen Thürme und Uebergiebelungen viel weniger als eines äußeren Zweckes wegen vorhanden und durch diesen gegeben, denn als die natürliche Ausbildung und Entfaltung des Grundcharacters der ganzen Gestalt erscheinen). Von diesem Grundcharacter beider Bauweisen war es nun eine natürliche Folge, daß in den Einzelheiten und Ornamenten bey der Griechischen nur eine ganz allgemeine Annäherung an die höher organischen Naturbildungen hervortrat, in der Germanischen hingegen überall eine durchaus specielle Nachbildung der Pflanzenvegetation vorherrschte.

Aus dieser Gegeneinanderstellung wird nun leicht zu entnehmen seyn, warum eine Bauweise, die sich gleich im Anfange von den natürlichsten Grundlagen der Architectur entfernt, und deren ursprünglicher Boden daher schon eine Künstlichkeit war, nur durch das glücklichste Zusammentreffen begünstigender Verhältnisse überhaupt gedeihen konnte; welches hohe Genie dazu gehörte, von einer ursprünglich fremdartigen Sphäre aus wieder so sehr zu den architectonischen Grundgesetzen und Grundbedingungen zurückzukehren, daß dadurch ein neuer, nicht von der Natur gegebener, sondern durch die Kraft des menschlichen Geistes geschaffener Baustyl entstand; welche seltene Begabtheit aber erfordert ward, welche erhabene Klarheit und Mäßigung, um von dem schmalen Pfade einer auf fremden Elementen erbauten Grundlage nicht durch die Gewalt derselben auf Abwege und Irrthümer geleitet zu werden. Daher ist es keineswegs zu verwundern, daß die Germanische Architectur nur sehr kurze Zeit vor Ausartung und einem völligen

scheinen einzelner Spitzbogen, theils durch die Gestalt und den Character, welche manche decorative Einzelheiten annehmen; indessen doch in einer solchen Beschränkung, daß die constructivelle Grundlage der Griechisch-Römischen Bauart immer die Oberherrschaft behält.

In der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts beginnt für die Architectur in Italien eine neue höchst wichtige Periode; hatte man früher die alten Bauwerke, wie man sie gerade vorzüglich aus dem letzten Römischen Zeitalter vorfand, nachgeahmt, und war späterhin darauf verfallen, zu mehrerer Auszierung die Germanischen Decorationen zu benutzen, so zeigt sich von dieser Zeit an, genau übereinstimmend mit dem Wiedererwachen des künstlerischen und wissenschaftlichen Sinnes überhaupt, ein Streben mit der Beseitigung aller Gothischen Zierrathen und mit Verschmähung auch des Byzantinischen Schmuckes, rein auf die Grundlage der echten Antike, nur wenig nach den Bedürfnissen der neueren Zeit modificiert, einen einfachen und edlen Baustyl zu begründen. Dieses Streben ist zuerst bemerkbar bey Brunelleschi (gestorben 1444); schon die Kuppel an der Domkirche zu Florenz mit ihrem Untersaße, von ihm aufgeführt, ist ganz einfach ohne alle Gothische Zusätze gehalten, obgleich der untere Theil dieser Kirche vielfache Anklänge an diesen Styl enthält. Viel wichtiger aber ist Brunelleschi durch die Erbauung des Palastes Pitti geworden, bey welchem er auf eine neue ganz eigenthümliche Art, durch die reine und ungemischte Anwendung des Römischen Rundbogenstyls, mit entschiedener Hervorhebung des Constructionellen, so wie durch starke Bezeichnung der Zusammensetzung der mächtigen Quadern, ohne feinere Ausschmückung und Umgebung mit

110. 111. St., den 12. Julius 1832. 1401

Griechischen Architecturtheilen, besonders ohne Säulen, dem Gebäude jene Festigkeit geben wollte, wie sie dem Zwecke der Palläste dieser Zeit, in bürgerlichen Unruhen zugleich als Festungen zu dienen, entsprach. Der kräftige und großartige Character dieser Bauart, welcher jedoch nicht ganz von einer gewissen Schwerefälligkeit frey geblieben war, genügte indessen seinen Nachfolgern nicht, und sie versuchten auf dieser Grundlage eine feinere und reichere Ausschmückung durch den Zusatz des steinernen Rahmenwerkes und der bloß decorativen Säulchen in den Fensteröffnungen, so wie durch reichere Gesimse Griechisch-Römischer Art zu bewirken; und dieses Bestreben gab gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts dem sogenannten Florentinischen Styl seine Entstehung. Das Characteristische dieses Styles, welcher von Michelozzo und Cronaca angewandt und weiter ausgebildet wurde (von jenem theilt uns der Verf. den Pallast Ricardi, von diesem den Pallast Strozzi mit) besteht eigentlich in dem Contrast oder vielmehr der völligen Trennung, welcher zwischen der durchaus constructionellen und gewaltigen Grundlage und den zugefügten leichten und zierlichen Decorationen hervortritt, so daß gewissermaßen beides unabhängig von einander und ohne gegenseitige Beziehung und Verbindung neben einander zu bestehen scheint. Außerdem aber hat die ganze Fassade jedesmal zwischen den vortragenden Horizontalgesimsen ein ganz flaches Ansehen, indem das Rahmenwerk oder die Umkleidungen der Fenster nicht wie bey der Römischen Architectur hervortreten, sondern in die Mauer vertieft sind, wodurch sie gewissermaßen in die durch ihre eigene Festigkeit hinlänglich gesicherten Bogenfenster, als ein späterer Zusatz eingeklemmt und so

tungen hinsichtlich der
gesetze unbefriedigend.

Gegen Ende des 1
wurde man bey dem ne
her damals durch die
das Studium der antil
entstand und überall zu
reinsten Geschmacks hinsi
Künstlichkeit und Manier
dagegen so sehr mit dem
sahen der antiken Archit
ihnen durchdrungen, da
diese ohne ihrem Charact
Formen und der Angeme
Eintrag zu thun, auf die
ihren Zwecken von den alt
abweichenden Gebäudearter
Aufgabe bot natürlich man
ten dar, welche mit richtig
lösen, wobey vielfache Be
den waren, besonders da
für sehr häufig auf modern
tragen wollte, bey denen m
fter derselben.

springlich eine gewisse Unbeschränktheit der Mittel, eine weitere Ausdehnung der Pläne und in jeder Weise eine großartige Anlage vorausgesetzt hatten. Wollte man eine solche Architectur nun auf Wohnhäuser anwenden, bey denen die örtlichen Verhältnisse und andere Rücksichten eine Einschränkung in dem Plane geboten, wo die Aufeinanderbauung mehrerer Stockwerke seit langer Zeit herkömmlich und zum Theil auch nothwendig geworden war, bey denen eben deshalb die Dimensionen kleiner, die Art der Zusammenstellung der antiken Architecturtheile neu seyn und noch mancherley andere Modificationen eintreten mußten, so war es schwer einen Mittelweg zu finden, damit bey der Anwendung der Griechisch-Römischen Formen weder eine dem Character dieser Architectur widersprechende kleinliche Behandlung, noch eine auf Kosten der Harmonie mit den übrigen Gebäudetheilen oder zum Nachtheil des Zweckes und der Bestimmung desselben erlangte Großartigkeit entsände. Von beiden Extremen hielten sich die ersten Meister, welche überhaupt diese neue Bahn betraten, glücklich entfernt, wie die Werke Bramante's, Peruzzi's, San Gallo's, Raphael's und schon lange vor ihnen Alberti's, welcher bereits im Anfange des 15ten Jahrhunderts frey von der Manier der Florentiner sich unmittelbar zum Studium der Schriften sowohl als Bauwerke der Alten gewandt hatte, und von seiner Auffassung derselben ein herrliches Denkmal in der Kirche des heil. Franziscus zu Rimini hinterlassen hat — erweisen (vergl. die von dem Verf. mitgetheilten Abbildungen). Mit der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts verschwand freylich diese weise Mäßigung, und statt daß man früher sich in der Anordnung der Architectur-

1112 Göttingische gel. Anzeigen

gibt, ist nun zwar allerdings kein neues, aber dennoch eins das nicht oft genug und besonders in unserer unheilswangeren Zeit nicht scharf und deutlich genug wiederholt werden kann; und das um so mehr da mancherley Rücksichten und Einflüsse — unter denen noch am ehesten zu rechtfertigen ist jene heilige Scheu, entsetzlichem, wenn auch selbst verdientem Unglück, diese Schuld vorzuwerfen — bey uns wenigstens den Ausspruch des strengen aber gerechten Urtheils der Geschichte in dem Munde der Geschichtschreiber so entstellt und gemildert hat, daß er kaum wieder zu erkennen ist. Da aber solche Aussprüche der Geschichte in diesem Augenblick eine viel höhere, unmittelbarere Wichtigkeit haben, als ihnen das bloße theoretische, ethische und wissenschaftliche Interesse geben könnte, so dürfen jene Rücksichten nicht länger entscheiden, und so müssen wir denn auch diesem Beitrag zur Geschichte der französischen Revolution eine hohe Wichtigkeit beylegen, indem sie auf jeder Seite den Urtheilspruch der Geschichte bestätigen: daß die Schuld und Verantwortlichkeit des Untergangs des alten Frankreichs nicht der sogenannten revolutionären Parthey zufällt, sondern lediglich der Unfähigkeit oder dem bösen Willen derjenigen, in deren Händen die rechtmäßige und anerkannte Gewalt ruhte, indem diese die wirklichen, begründeten, unabweißlichen Bedürfnisse ihrer Zeit entweder niemals zu ahnden vermochten, oder ihnen nie aufrichtig und ernstlich abhelfen wollten, oder konnten. Was aber die Zeit ernstlich forderte, das mußte damals wie jetzt auf irgend einem Wege, von irgend einer Seite geschehen — und da die rechtmäßigen oder doch bestehenden, an-

t i n g i s c h e

te Anzeigen

unter der Aufsicht

Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

12. Julius 1832.

P a r i s.

In der Anzeige: Histoire de la vie et
 des ouvrages des plus célèbres architectes du
 monde, jusqu'à la fin du XVIIIe etc. etc.
 Michelangelo, welcher der Zeitgenosse
 dieser Meister war, folgte allein die-
 sem Studium der alten Meisterwerke
 gegangenem Systeme nicht; durch seine über-
 wiegende Neigung immer originell seyn zu wol-
 len, wurde er gewissermaßen dem Boden ent-
 zogen, auf dem diese Architectur allein gedeihen
 mußte und die oft sinn- und geschmacklose Anord-
 nung in seinen Bauplänen, macht daß sein
 Werk in Rücksicht auf Geschmack und eigentli-
 che architectonische Kunst, kaum neben den der al-
 ten Meister genannt werden können. Seine
 wissenschaftlichen und technischen Kenntnisse
 welche er besonders bey der Aufführung
 des Heilighen Sepulchrs und den Vorkehrungen zur
 Vertheidigung der Peterskirche an den
 Toren, welche auch in seinen Werken

... auf diese
aber so allgemein,
er wenig von dem
leistet hat, gut h
größten Schonung
Mit dem Ende d
eigentlich der gute
letzten Zeit beseelt
gleich noch kein ei
vernachlässigten doch
lebendigen Verkehr
und hielten sich me
die sich in jener Zei
nola's Werk über die
lage gegeben hatte.
Nachahmung der Gr
tur nur zu bald in e
der einzelnen Architect
rien, wie die Bignol
zi's, Serlio's u. a. i
stimmungen enthielten,
lerische Verbindung un
stimmung derselben m
wie sie ben den Stei

colossalsten Säulen bey gewöhnlichen Wohnhäusern vor zwey oder drey Stockwerken durchgeführt; Fenster ohne alle Umfassung neben den reichsten Corinthischen Säulenhallen u. dgl. m., überhaupt oft gesuchte Effecte und Mangel an Harmonie; und der nachtheilige Einfluß einer solchen Autorität hat sich, so wie überhaupt die ganze Richtung verderblich auf die Kunst eingewirkt hat, gerade in der neueren Zeit wieder stark geltend gemacht, wo eben diese Fehler unzählige Male wiederholt worden sind.

Die Kupfer im zweyten Bande des Werkes, welcher mit Palladio's Leben und Werken beginnt, enthalten nun nicht bloß Italiänische Bauwerke, sondern auch die Französische, Englische und Niederländische Meister, und fast immer nur berühmter Namen, wie z. B. Fontana Scamozzi, Inico Jones, Bernini, Borromini, Perrault, Blondel, Wren, Soufflot u. a. m. Diese ganze Reihenfolge von Werken wird aber schon größtentheils durch unsere früheren Bemerkungen über den verderblichen Gang, welchen die Kunst, die Architectur sowohl als die anderen bildenden Künste mit dem Aufstreten der früher genannten Meister genommen hatte, im Allgemeinen charakterisirt; der echte Künstlergeist ist gewichen; ein mechanisches Verfahren, welches durch sonderbare und der Architectur fremde Zusätze, die oft an das Barocke gränzen, einen neuen Reiz sucht, ist durchaus vorherrschend; und es würde weder interessant noch belehrend genug seyn, selbst im Falle es der Raum dieser Blätter gestattete, wenn wir bey einer einzelnen Aufführung dieser Werke allen Irrwegen und ihren Veranlassungen folgen und das relativ Bessere von dem Schlechteren sondern wollten. Wir verweisen deshalb in Ver-

E b e n d

Chez Mame - Dela
de Louis XVIII. rec
par M. le duc de D
Seiten, Vol. 2. 400 €

Memoiren Ludwigs
ordnet von dem Herze
durch Dr. Carl Wilhel
1832. (Leipzig, bey A

Die Memoirenliteratu
besonders in Frankreich
und einen solchen Charac
Kritik übel anstehen, un
dadurch gefördert wurde,
Gewicht auf die Authenti
gewöhnlichen Sinne legen
thentischsten Memoiren kö
gel an historischer Wahrhe
gel an bedeutendem Stof
oder unbedeutend als

sind, oder wer sie erfunden hat. Sollte man dagegen einwenden, daß derjenige, welcher die Begebenheiten selbst erlebt hat, doch am besten darüber unterrichtet seyn muß, so ließe sich sogar dieß letztere in Zweifel ziehen, und jedenfalls würde daraus noch gar nicht folgen, daß ein solcher das, was er erlebt, auch nach der Wahrheit berichten wird. Und will man auch die Authenticität der Memoiren im gewöhnlichen Sinne als eine Präsumtion für die Wahrheit der darin enthaltenen Berichte annehmen, so kann man wenigstens mit eben so großem Rechte aus der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit der Berichte auf eine gewisse Authenticität schließen; denn ist die Erzählung wahr, so mußte der Erzähler die Wahrheit kennen, und konnte er die Wahrheit nicht kennen ohne die Begebenheit selber erlebt zu haben — was ja nicht selten der Fall ist — so müssen wir aus der Wahrheit der Erzählung schließen, daß der Erzähler selbst erlebt hat, was er berichtet, und eine besser begründete Authenticität gibt es schwerlich. Auf welche Weise und durch wie viele Hände diese ursprünglich authentischen Berichte ihren Weg in die unter diesem oder jenem Namen — billiger Weise *ex potiori* — erscheinenden Memoiren gefunden haben, geht den Leser oder Empfänger wenig an, so bald auf dieser Reise die Waare, die Wahrheit, nicht beträchtlich gelitten. Hängt also allerdings der Werth dieser Art von Schriften mehr von ihrer Wahrheit als von ihrer Authenticität ab, so bliebe eben freylich immer noch die Frage: wonach soll denn diese Wahrheit beurtheilt, wie soll sie herausgefunden werden? Auf diese Frage wußten wir aber wenig zu antworten als: der Leser muß eben selber zusehen und auf seine ei-

aus demselben geht
das um so mehr
Einflüsse — und
rechtfertigen ist jen
wenn auch selbst ve
vorzuwerfen — b
spruch des strengen
Geschichte in dem
so entsteht und gem
der zu erkennen ist.
der Geschichte in die
here, unmittelbarer
nen das bloße theore
schäftliche Interesse &
Rücksichten nicht läng
sen wir denn auch di
der französischen Revo
lution beylegen, indem
rtheilspruch der Gesch
Schuld und Verantwor
tlichkeit Frankreichs nicht
näher Partey zufällt, si
chigkeit oder dem bösen 2
Händen.

erkannten Gewalten *) dieser Forderung nicht genügen wollten oder konnten, so geschah es ohne oder gegen ihren Willen, also durch und nach dem Umsturz derselben und von dem Augenblick an konnte das Ziel, wohin die bestehenden Gewalten allein ohne große Opfer und Umwege hätten führen können, nur mit unendlichen Opfern, auf weiten Irrwegen erreicht werden — wenn es überhaupt noch wiederzuerkennen war. Bedürfte es aber noch der Beweise für die entsetzliche Nichtigkeit und Unfähigkeit oder Nichtswürdigkeit Aller derjenigen — Turgot und etwa Malherbes ausgenommen — die seit dem Regierungsantritt Ludwigs XVI. den Staat regiert haben — Ludwig XV. gar nicht zu gedenken — so würde das vorliegende Werk allein dieselben zur Genüge liefern; und zwar um so schlagendere, eindringlichere, da hier eigentlich nicht einmal die kräftesten Züge hervorgehoben sind, die als Ausnahmen oder Uebertreibungen weniger entscheiden könnten, als vielmehr der Grund und Boden, die ganze Atmosphäre dargestellt wird, welche jene bekanntern, auffallendern Erscheinungen hervorgebracht haben. Und obgleich der erlauchte Zeuge Geist und Beobachtungs- und Urtheilskraft genug hat — obgleich besonders spätere Erfahrungen an ihm nicht so ganz verloren waren, daß er nicht die furchtbare Bedeutung der Erbärmlichkeiten begriffe die er berichtet, so tritt dieß Bewußtseyn doch nur vorübergehend hervor und der vorherrschende Character in der Art

*) Wer konnte in der That sagen, was unter Ludwig XIV. und XV. Rechtens war, da kein einziges Recht von der Willkühr der königlichen Gewalt verschont worden war? — Die Revolution hatte eigentl. nur Schutt und Ruinen wegzuräumen.

die eigentliche An-
theil dieser Mensch-
Marie Antoinette
leicht als parteyisd-
cher Weise erklärt d-
diesen Menschen für
die sie in der Geschi-
de dienen sich gegen
Ergänzung. Finden
reiche Züge von der
benswürdigkeit, von
und Redlichkeit, so
Beweise von ihrem E-
ihren Tugenden, ihrer
höflichen und unmittel-
mischung in die Regi-
alle die Eigenschaften
zogenen Weibes mitbr-
schste Männergeschäft
rung zu stürzen hinger-
denn die Angelegenheiten
Rande des

Fehler gebüßt, davon kann hier nicht die Rede seyn, und jedenfalls hat Frankreich und Europa sie eben so schwer gebüßt, aber es ist ein großer Irrthum, zu glauben, Ludwig XVI. sey nur deshalb unglücklich und tadelnswerth geworden, weil er in so außerordentlichen Zeiten zur Herrschaft gelangte. Im Gegentheil hätte ein solches Herrscherpaar, ein solcher Hof, solche Staatsmänner allein hingereicht, um auch die blühendste Monarchie unter den günstigsten Umständen in unabsehbare Verwirrung zu stürzen.

Mag nun auch das allermildeste Urtheil dahin lauten, daß die Schuld des Fürsten hauptsächlich darin lag, daß er nicht Energie genug besaß der Factionsaction zu widerstehen, die ihren Lüsten, ihrem Leichtsinne, schamlosen Eigennutz und Ehrgeiz Thron, Altar und Volk aufzuopfern bereit waren, so ist damit schon völlig genug gesagt — wenigstens zur Warnung unserer Zeit. Ueber die Entstehung und das Treiben der Factionen am Hofe — der Polignacs, Choiseuls u. s. w. — und die Art, wie sie theils die Königin zu Mißgriffen verleiteten, theils mit teuflischer Bosheit ihren Ruf untergruben, ihr die Liebe und Achtung des Volks raubten, verweisen wir auf das Werk selber, dem wir nicht umhin können genug Glaubwürdigkeit zuzugestehen, um es als eine Thatsache anzusehen, daß die Urheber der giftigen Verläumdungen, zu denen der Leichtsinne der Königin allerdings Veranlassung gab, und welche die Verachtung, den wüthenden Haß des Volkes gegen sie erzeugten, der so mächtig auf den unseligen Gang der Revolution einwirkte, nicht unter den Demagogen und Jacobinern zu suchen sind, sondern daß sie die Namen Choiseul, Rohan, Mairieu u. s. w.

waffneten Macht zu drö-
fragen: ob diese Menf-
zu beklagen, als der
schworen, sie selbst, K
und Alles zerschmettert
reichen Anekdoten, wov
wimmeln, heben wir
So weit wurde der Peic
losigkeit am Hofe der
in Marly nicht nur be
Betriegeren von den
verübt, sondern auch fa
zugelassen wurde. So f
ges in rosafarbenem Ho
in Marly ein, als der G
Graf von Provence selb
weisen ließ, wo sich hu
hohen Adels drängten, v
später dem Henkerbeile en
Die oben bemerkte de
fließend zu lesen, hätte jed
len noch einer strengern R.

Ueber eine Methode das Licht der Sonne mit dem der Fixsterne zu vergleichen, von Wollaston. Der Verfasser bedient sich hierbey des Bildes der Sonne, welches in einer sehr kleinen Thermometerkugel entsteht, und das mit dem gleichfalls in einer Thermometerkugel hervorgebrachten Bilde einer Lichtflamme verglichen wird. Wenn nun dieses als Vermittler dienende Bild der Lichtflamme wiederum des Nachts mit dem Sterne selbst in Vergleichung gestellt wird, so erhält man das Verhältniß der Intensität des Lichts der Sonne und des Sterns. So zeigt hierbey z. B. das Mittel aus verschiedenen Versuchen, daß das Licht des Sirius dem der Sonne gleich ist, wenn letzteres von der Oberfläche einer Kugel von $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser reflectiert, und in einer Entfernung von 210 Fuß gesehen wird. Der Durchmesser dieses Sonnenbildes verhält sich zu dem der Sonne, wie 1 : 100000, also die Helligkeit des Bildes zu der der Sonne, wie 1 : 10000 Millionen; da aber bey der Zurückwerfung wohl die Hälfte des Lichts verloren geht, so muß man das Verhältniß der Lichtstärke des Sirius zu der der Sonne, wie 1 : 20000 Millionen annehmen. Würde nun die Sonne so weit entfernt, daß das Licht derselben 20000 Millionenmal geschwächt wäre, so würde sie in der Ekliptik eine Längenparallaxe 3'' zeigen, allein an der Stelle des Sirius, der eine Breite von $39\frac{1}{2}^{\circ}$ besitzt, hätte sie nur eine Längenparallaxe von 1''8. Durch ähnliche Versuche wurde das Licht der Wage dem 180000 Millionentheil des Sonnenlichts gleich gefunden. Um die Resultate hierin so genau als möglich zu erhalten, ist es rathsam die Seiten zu wählen, wo die Sonne und

bern asiatischen Ländern das alte Indien, dessen Literatur und, was uns noch näher liegt, dessen Sprache ganz dazu geeignet ist den Orient wie- der näher dem Occident zuzuführen und dem clä- sischen Philologen neue Ausichten zu öffnen. Nach- dem jetzt der Zugang zum Sanskrit geöffnet und hauptsächlich durch Bopp's Bemühungen erleich- tert ist, bedarf es kaum mehr als Lust und Muße, um durch Hülfe des Sanskrits auf die wichtigsten Sprachregeln zum genauern Verständ- niß der edelsten europäischen Sprachen zu kom- men. Freylich setzt eine Vergleichung der mit einander durch das Band des Sanskrits vereinig- ten Sprachen und eine gegenseitige Erklärung derselben, wenn sie nicht einseitig und erfolglos seyn soll, ein sicheres Bewußtseyn vom wahren Wesen, dem Character und der Geschichte jeder einzelnen voraus, und die Gefahren halbwarer Ansichten und schielender Vergleichenungen mehren sich mit dem wachsenden Umfange des Studiums; aber wir hoffen gewiß, daß sich über das gegen- seitige Verhältniß der verwandten Sprachen bald eine festere und allgemeiner geltende Ansicht bil- den wird, wenn nur recht viele erst von der Wahrheit überzeugt werden, daß sich hinfort kei- ne wissenschaftliche Grammatik und kein besseres Lexicon der griechischen z. B. oder lateinischen Sprache schreiben läßt ohne über die engen Gren- zen der ältern Philologen und Grammatiker hin- auszugehen, und unter andern vorzüglich im San- skrit eine Hülfe zu suchen, die uns nun schon so nahe gelegt ist. Auch möge niemanden die Schwie- rigkeit schrecken, da das Sanskrit vielmehr, we- gen seiner großartigen Einfachheit und Consequenz in den Lauten und Sprachformen, bey geschickter Anleitung noch leichter zu erlernen ist als das Griechische und Lateinische. Ref. hat hier nur bey Gelegenheit eine dem Kenner seit Jahren

Entfernung, wohl völlig außerhalb der Atmosphäre befände, daß an sich schon unbedeutende Licht, bey seinem Durchgange durch die lichtverschluckende Atmosphäre, so geschwächt werden würde, daß wir das Nordlicht so nahe am Horizont nie würden zu Gesicht bekommen können. Unter andern wird auch noch, um diese Meinung zu unterstützen, die Beobachtung angeführt, daß oft die Atmosphäre so mit Dünsten angefüllt war, daß obgleich der Himmel wolkenleer erschien, die Sterne kaum gesehen werden konnten, während das Nordlicht sich im schönsten Glanze zeigte. Bemerkungen über die Verrichtungen des Darmcanals und der Leber des menschlichen Fötus von L.e. Versuche zur Bestimmung des Modulus des Widerstandes, bey der Windung der Körper, von Bevan. Versuche über die Reibung und die Abnutzung der Oberflächen der Körper, von Kennie. Ein Versuch die Ungenauigkeit einiger logarithmischen Formeln zu verbessern, von Graves. Ueber die Zurückwerfung und Zerlegung des Lichts an den Trennungsflächen von brechenden Mitteln, die theils gleiche, theils verschiedene Brechkraft besitzen, von Brewster. Ueber die Reduction der Schwingungen des unveränderlichen Pendels auf den leeren Raum, von Sabine. Der Verfasser ließ das Pendel in atmosphärischer Luft und in Wasserstoffgas schwingen, und fand daß die Unterschiede der Anzahl der Schwingungen nicht so von der Dichtigkeit der elastischen Mittel abhing, in welchen die Bewegung geschah, wie die Theorie gewöhnlich lehrt. Betrachtung über die Einwürfe, welche gegen die geometrische Darstellung der Quadratwurzeln aus negativen Größen gemacht

von Philip:
gel, von Allen
selbst erfolgende
Themse, von B
sehung des Chlork
eine neue Reihe
an den gestreiften
durchsichtiger Körper.
Dreier. Uet
von Bell. Uebe
des Potenzen, ber
wurzeln aus negat
Warren. Eine E
die electrischen und
vanismus, von M
Der dritte Ban
magnetische Beobach
warte zu Paramatta
sind. Die einzelner
Kürze folgende: Mei
November 1821, 62
62° 18' 40"; südlich
= 33° 48' 40" 70 0

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 16. Julius 1832.

H a m b u r g.

De utilitate quae ex accurata linguae sanscritae cognitione in linguae graecae latinaeque etymologiam redundet, brevis dissertatio. Scripsit E. Ph. L. Calmberg, ss. theol. Lic. in Joa. Hamb. Prof. 1832. 68 S. in 4.

Die Lehre der Lateinischen Wortbildung, nach Anleitung der vollkommnern Bildungsgesetze des Sanscrit genetisch behandelt von Karl Theodor Johannsen, der Philos. Doctor, Privatdocenten zu Kiel. Altona, Verlag von J. F. Hammerich. 1832. VIII u. 120 S. in 8.

Ueber Ursprung und Urbedeutung der sprachlichen Formen von Franz Müllner. Münster 1831. In der Theissing'schen Buchhandlung. — XVI und 350 S. in 8.

Diese drey Schriften geben den Beweis, wie das Studium der Sanskrit-Sprache in unsern Tagen immer allgemeiner verbreitet und auch von classischen Philologen — die Verfasser der ersten und dritten Schrift sind Gymnasiallehrer — in seinem wesentlichen Nutzen immer vollständiger erkannt wird. In der That ist es vor allen andern

Den Philosophen
dem jetzt der Zug
hauptsächlich durch
tert ist, bedarf
Muße, um durch
wichtigsten Sprach
niß der edelsten e
men. Freylich se
einander durch das
ten Sprachen und
derselben, wenn si
seyn soll, ein sicher
Wesen, dem Chara
einzelnen voraus, u
Ansichten und schie
sich mit dem wachsen
aber wir hoffen gewi
seitige Verhältniß der
eine festere und allge
den wird, wenn nun
Wahrheit überzeugt w
ne wissenschaftliche Gr
Lexicon der griechische
Sprache etc.

bekannte Wahrheit ausgesprochen; er kehrt zu den drey genannten Werken zurück.

Die erste Schrift lehrt uns einen Verfasser kennen, der mit sehr rühmlichem Eifer das Studium mehrerer asiatischen Sprachen umfaßt, und wie wir aus dem Anhang sehen, sie auch an dem academischen Gymnasium zu Hamburg mit Erfolge lehrt. Da diese Gelegenheitschrift nur im Allgemeinen den Nutzen der genauern Kenntniß des Sanskrits für die Etymologie des Griechischen und Lateinischen gegen solche beweist, welche entweder in völliger Unkunde die Verwandtschaft dieser drey Sprachen aus der allgemeinen Verwandtschaft aller Sprachen der Erde ableiten oder das Sanskrit doch zu wenig beachten, so konnte es dem Verf. nicht um die Aufstellung neuer Forschungen über Einzelnes zu thun seyn; jener Beweis ist aber vollständig und richtig geführt. Auf die Entstehung der richtigen Sprachansicht des Vfs. hat auch seine Kenntniß einer in anderer Art sehr gebildeten Sprache, der arabischen, den besten Einfluß gehabt.

Der Verf. der zweyten Schrift durch einige kleinere Werke schon als Kenner des Arabischen bekannt, wendet hier seine Kenntniß des Sanskrits zur besondern Erklärung des Lateinischen an. Das Lateinische steht zwar, sofern es dem Wohl laut weniger Opfer bringt und dem Alterthümlichen treuer bleibt, dem Sanskrit in vielen Dingen näher als das Griechische, weicht aber in andern weiter ab und hat verhältnißmäßig einen mehr unreinen, gemischten Character, obgleich es den letzten Gründen nach vollkommen zu dem weit verbreiteten sanskritischen Sprachstamm gehört. Unseres Erachtens wäre es sehr lehrreich, zuerst diese letzten sichern Verknüpfungen des Lateinischen mit den verwandten Sprachen, den ältesten Grund dieser Sprache, recht sichtbar hervorzuheben und

...eben, etwas Zusat-
zedeß zu liefern, f
schnelleres Durchge-
hen Grammatik
Wahrheit zu bewei-
Sanskrits dem latei-
lich sey. Mehrere
auch wohl ihre Wi-
mißt Ref. daß tiefer
die genauere Begrün-
mußteyn über den
der den wesentlichen
und Sanskrits schein-
zu seyn. Daß z. B.
ursprünglich, auch wi-
thongen ai und au
Sanskrit bloß die an-
gen Vocale ao, a fi-
welche weder aus den
Sprachen sich beweist
und o sind zwar nicht
auch ihrem Wesen so
nicht aus ai, au zu
würde Ref. nicht z.

nicht in einer allgemeinen Sprachregel beruht. In dem richtig mit *corvus*, *कोपाङ्ग* verglichenen sanskr. *kāpava* kann Ref. das pron. relat. *ka* = *ki* nicht finden, wonach das Wort doch nur einen zweifelhaften Sinn bekommen würde; die Erklärung ergibt sich aus dem gleichbedeutenden sanskr. *kāka*, wonach ein Naturlaut die Wurzel zu *ka* ist; in *rava* zweifelt jedoch Ref. nicht mit dem Vf. eine Ableitung von *ra* = *tönen* zu finden.

Die dritte Schrift enthält, ungeachtet ihres allgemeineren Titels, nur eine Theorie über die Entstehung und Bedeutung der griech. und lat. Formen mit Beziehung auf das Sanskrit. Dem Ref. hat an ihr sehr gefallen das überall hervortretende Bestreben des Vfs., die äußern Spracherscheinungen auf ihre Gründe zurückzuführen und in dem Zerstreuten eine höhere Einheit zu suchen. Sollten auch die sichern Resultate der Forschung nicht sehr bedeutend seyn, obgleich Ref. einzelne Ansichten des Vfs., z. B. daß Formen wie *ars*, *sors* aus *artis*, *sortis* verkürzt seyen, für begründet hält, so wird doch niemand bezweifeln, daß eine solche tiefere Untersuchung die erste Bedingung einer genauern Erkenntniß ist. Was man vorzüglich hier vermißt, ist eine sichere Einsicht in die Laute der Sprache und deren Verhältniß in jeder der verwandten Sprachen; denn ohne diese ist es unmöglich die äußerst mannigfaltigen Formen der Sprachen in ihrem wahren Verhältniß zu sehen. Daß die Vergleichen des Sanskrits oft unsicher sind (z. B. S. 223, wo *vahir* für *vahis* außer angenommen und von *va* und *hir* abgeleitet ist, da es gewiß von *vah-is* kommt; oder S. 266. 68, wo nach einer unsichern Auctorität das privative *a* des Sanskr. *beynahe* lang genannt wird, da es Ref. bey Dichtern immer kurz gefunden hat), läßt sich zwar leichter entschuldigen, ist jedoch der Auffassung und Darstellung

~~solcher Historien~~
erfordern aber nebe
schmach der Behandl
wohl ein guter Ges
Geschichtsschreiber s
bekannte Dinge; a
dächtniß zurück rufe
Compileren oft gl
Blick auf die herabf
derungen höher span
Daß der Vf. des
genschaften, welche f
in dem erwähnten E
vereinigt, ist schon be
sten Theile bemerkt.
faßt das achtzehnte
auf den Anfang der
zung, welche noch dau
ist also das Jahrhun
Carl XII., von Friedr
Catharina. Es verste
ersten Platz in den Da
wohl auch die der

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück.

Den 19. Julius 1832.

C e l l e.

Wilhelm Gottfried von Werlhof, Doctor der Rechte, Vice-Präsident des Kön. Oberappellationsgerichts zu Celle, Großkreuz des Guelphen-Ordens. Eine Skizze seines Lebens, vom Geheimen Rath K. v. Strombeck zu Wolfenbüttel. 1832. 16 S. in 4.

Einem der ältesten, und durch seine Verdienste und seine Schicksale gleich ehrwürdigen, höhern Diener unsers Staats wird in dieser Schrift ein würdiges Denkmal gesetzt. Wenn seine Verdienste ihn zunächst dem Staat, dem er angehörte, unvergeßlich machen, so geben seine Schicksale ihm dagegen eine allgemeinere Wichtigkeit. W. G. von Werlhof, geboren den 4. Oct. 1744, war der Sohn des in der Geschichte der Arzneykunde berühmten Leibarztes D. G. Werlhofs in Hannover, Vorgängers von Zimmermann. Nachdem er seine Studien auf der hiesigen Universität beendigt, ward er 1765 zum Auditor bey der dortigen Justiz-Canzley, bereits 1767 zum außer-

den unfundigen B
ohne Vorkenntnisse
richteten auf mer
zu machen, und au
de eine richtige Be
heit und Trefflichei
zu geben.

Die Glyptoth
und großartiges Gel
Gegend, in welcher
Aladdin's Zauberlan
baren Reihen stattlic
Kies = Ebene empor
glücklich, die bestimm
Gebäude zur Aufbew
zu errichten. Daß il
ein Werk zu schaffen
mente antiker und
architectonischer Ausdi
Bedeutung, durch sein
neres ankündigte, sich
lung auf eine natürl
gliederte, und als ein

— sagt sich der Beschauer — sind dazu da, unformige Massen zu unterbrechen, zu beleben; von den letztern wird er leicht gewahr, daß sie besonders durch die Abwesenheit der Fenster nöthig geworden sind. Daß es in der dem Architekten gewordenen Aufgabe lag, am Aeußern der Vorderseiten keine Fenster anzubringen, muß man beklagen; ein Gebäude, was ganz zum Schauen bestimmt ist, mußte die Lichtöffnungen, meinen wir, gleich dem ersten Anblick zeigen; und vielleicht konnte die vollkommne, großartige Ausbildung des Fensters, welche eine Hauptaufgabe der modernen Architectur zu seyn scheint, hier recht ihren Platz finden. Ohne Zweifel wird aber das Aeußere des Gebäudes auch in architectonischer Hinsicht sehr gewinnen, wenn erst die Nischen und der Fronton des erwähnten Prostyls mit Statuen ausgeschmückt seyn werden; die Gruppe des Frontons wird die verschiedenen Thätigkeiten des bildenden Künstlers, des Ergießers wie des Steinbildners, darstellen; einige Figuren daraus waren schon in diesem Frühjahr in den Werkstätten der Bildhauer Münchens, namentlich bey Schwanthaler und Mayer, zu sehen.

Einen größern Eindruck als das Aeußere des Gebäudes machte auf den Berichterstatter das Innere. Auch er hatte das Gefühl, daß die heitere Pracht und die glänzenden Farben der Ornamente den farblosen und gleichsam rostigen Bildwerken des Alterthums nicht schaden, sondern nur noch bestimmter auf ihren Werth und ihre Bedeutung hinweisen. Auch sind diese Zierden mit Feinheit nach dem Geist der Kunstperiode, der die Bildwerke der einzelnen Säle angehören, variiert und abgestuft; namentlich stimmen die scharfen Farbentöne der Cassettierungen und andern Ornamente im Incunabeln-Saal

man aus dem Porti-
dem Saal der Aegypti-
in der Ecke des Geb-
erbellter Saal für die
schließt sich im recht-
Gebäudes der Aegine
mit Gegenständen aus
ginetischen Tempel aus
der Apollo, Bacchus,
denen hauptsächlich
durch welche die Ausbild-
etwa von Phidias, Vor-
und Praxiteles herab verg-
Da der Niobiden-Saal
quadratischen Gebäudes
daran die der hintern
gehörigen Abtheilungen,
nibäl zwischen sich haben
zur Aufstellung von Ant-
tischen Versammlungen b-
Räume sind es. mald-

werken dieser Periode versehen ist. Ein besonderer Saal, welcher in seiner Lage und Einrichtung dem Incunabeln-Saal entspricht, enthält die Bildwerke aus Erz oder farbigen Steinen, welche die Glyptothek besitzt, an welchen dann ein mehrere Büsten und Statuen neuerer Meister enthaltender Saal anstößt, durch den man wieder in das zuerst erwähnte Vestibül zurück gelangt.

So führen uns in der That diese Säle in ihrer Reihenfolge durch die antike Kunstwelt, und mit gutem Grunde hat auch Schubert seiner Darstellung der alten Kunst in 'der Geschichte der Seele' die Münchner Glyptothek zum Grunde gelegt, und ihre Statuen mit dem warmen Hauche seiner Phantasie neu zu beleben gesucht. — Nur die Art, wie die Festsäle mit den Frescogemälden die Reihe der Antikensäle unterbrechen, hatte für das Gefühl des Berichtenden etwas Störendes; wohl Mancher wünscht mit ihm, diese Art von Genuß nicht so zwischen die Stufen der Griechischen Kunst eingeschoben zu finden; ja es ist die Frage, ob nicht diese Mahlereyen, die dem Stoffe nach der Antike so nahe kommen, dem Genius der Kunst nach so weit davon abgehen, an anderer Stelle einen viel größern Eindruck machen würden. Bey allem Feuer der Phantasie, womit der neue Künstler hier die Homerische Götter- und Heldenwelt wiedergeboren hat, ist dem Beschauer doch deutlich, daß sie ihm als Heidenthum vor dem Geiste stand, als ein Ringen der menschlichen Seele, Natur und Menschenleben in seinen Gründen zu fassen und in machtvollen Gestalten zu verkörpern, welchem aber immer dabey die rechte Beruhigung fehlt. Alles was auf Anstrengung, Leidenschaft, Sehnsucht und Genuß hindeutet, tritt in dieser Auf-

zu nehmen, zu welchem Zweck
auch der christliche Maler,
Zeitalter lebendig fortwird
Helden Homers die Groß-
Künstler, welcher sich im
erhoben fühlte; und der d
trolos vertheidigende Aias in
stück von Cornelius mußte
Florentinischen Gruppe sein
ein ergrimmt, wuthentbr
erhabensten Vereinigung un
und schmerzvollen Mitempsfini
waltigen Heroengestalt verhe
einmal an, diese Gruppe vo
wa in einem benachbarten S
und Niemand würde von der
welcher wir hier reden, sich
gestört fühlen.

Doch wir wenden uns, na
fungen, zu Dem was unser
in den übrigen Sälen aufgef
rückt. Der Aegyptische Saal,
sehr reich an Bildwerken, entl
Hauptort

benutzt besonders dessen Panthéon Egyptien. Es ist sehr dankenswerth, daß man in dieser Saale mit den Aegyptischen auch etwas von Indischen Bildwerken zusammengestellt findet, nämlich einen Brama und einen Buddhakopf.

Der Incunabeln-Saal enthält theils wirklich altgriechische, theils später nachgeahmte, theils Etruskische Arbeiten. Besonders wichtig sind unter den letztern die getriebenen Bronze-Reliefs von dem bey Perugia ausgegrabenen Wagen, welche aus dem Besitze des Herrn Dodwell zu Rom in diese Sammlung übergegangen sind. Bey der Fischgestalt mit dem Menschenkopfe, und dem allgemeinen Styl dieser Figuren erinnert sich der Verf. des Verzeichnisses an die Vorstellungen der babylonischen Cylinder, und ist geneigt, eine Einwirkung Phöniciſcher Kunst anzunehmen. Gewiß ist unläugbar, daß gerade in arabeſkenartigen Ornamenten von Geräthen und Gefäßen (wohin auch die Vasen der sogenannten Aegyptischen Manier gehören) die monströsen Bildungen und Phantasie-Erzeugnisse der verschiedensten Völker, namentlich von Syrischem Stamme, wie sie auf Teppichen, geschnittenen Steinen und Metallgeräthen auch den Griechen bekannt geworden waren waren, zeitig combinirt und nachgeahmt wurden. Aber daß dadurch auch zugleich Ideen einer Babylonisch-Chaldäischen Theologie nach Griechenland und Etrurien gekommen seyen, und die von Etruskischen Künstlern auf diesen Bronzeplatten gebildete Eberjagd sich auf die Entwilderung der Menschheit durch den Fischmenschen Danneß beziehen könne, sind weitere Schlüsse, denen wir nicht mit Ueberzeugung folgen können. Der ebenfalls bey Perugia entdeckte dreysseitige Fuß eines Candelabers oder kleinen Rauchaltars, N. 47, von echt Tuscanischer Arbeit, verdient

die Eobsprüche, welche ihm im Verzeichnisse ertheilt werden, vollkommen; von den drey mythologischen Figuren, welche hier Juno, Hercules und Speß heißen, könnte die dritte mit Panofka (*Annali dell' Instit.* II. p. 335) Hebe umgenant werden, indem dadurch ein schöner Zusammenhang unter allen drey hergestellt wird; aber die erste Figur werden wir doch lieber als eine auf Italische Weise costümierte Jüno-Gospita ansehen, als nach Panofka's Auffassung für eine, wir wissen nicht aus welchem Cultus stammende Hera-Athena.

Der Aegineten-Saal der Glyptothek ist unstreitig der Ort in der Welt, in welcher die Eigenthümlichkeit und Würde der vorphidias'schen Kunst der Griechen am meisten zur Erscheinung kommt. Dazu trägt auch besonders bey, daß die Figuren des Frontons, welcher vollständiger erhalten ist, auf dieselbe Weise wie am Tempel, jedoch etwas weiter von einander, aufgestellt sind. Nur fehlt die von Goderell mit Grund an diesem Fronton vorausgesetzte Figur eines den verwundeten Patroklos herüberzuziehen bemühten Troers, von der nur ein muthmaßliches Bruchstück erhalten ist (S. 65 N. c.); man muß wünschen, daß diese Statue noch einmal durch eine Gypsfigur ersetzt werde, um so mehr, da sie von größter Wichtigkeit für die ganze Composition ist, und auch die Stellung des Hector dadurch bebingt zu seyn scheint. Die in merklich grandioserem Styl ausgeführten Statuen des andern, östlichen, Giebelfeldes, von welchen nur fünf hergestellt werden konnten, sind deswegen auch nicht in der Giebelform aufgestellt; und selbst die Annahmen, nach welchen Goderell sowohl wie der Verf. dieses Verzeichnisses den einzelnen Statuen dieses Frontons ihre Plätze anzuweisen su-

den, erregen manche Schwierigkeit. Wenigstens scheint dem Unterz., daß weder der ältere Mann, n. 56, welchen das Verzeichniß Laomedon nennt, sich eignet, die Mitte der ganzen Composition zu bilden, noch auch der von Codercell an diese Stelle gebrachte jugendliche Kämpfer n. 58, wenn dieser nämlich richtig als rücklings auf seinen Schild niedergestürzt restauriert ist. Ohne weiter in diese sehr schwierige und von manchen kleinen Umständen abhängende Untersuchung einzugehen, bemerkt der Unterz. nur, daß die Uebereinstimmung zwischen den Darstellungen der beiden Frontons, welche offenbar in der Intention der Aeginetischen Künstler gelegen hat, sich dann weit vollständiger durchführen läßt, wenn man annimmt, daß nicht um den Leichnam Laomedon's, sondern des Dilleß gekämpft werde, eines Argivischen Heroß, der bey Herakles Zuge gegen Troja von den Troern überfallen und getödtet wurde: worauf Herakles mit Telamon und andern Genossen herbeystömt und Laomedon wieder zurücktreibt (s. besonders Apollodor II, 6, 4 mit Heyne's Note). Die Aeakiden als Schirmer im Kampfe gefallener Freunde und als Retter bedrängter Streitgenossen würden dann gleichmäßig das Thema für die Statuengruppen beider Giebel seyn.

Auch die Zusammenstellung aller kleineren Fragmente von Bildhauerarbeit und mehrerer Architecturstücke aus demselben Tempel an den Wänden des Saals ist sehr dankenswerth; Manches darunter fordert sehr zu genauen Untersuchungen auf. Der Ref. suchte unter diesen Bruchstücken umsonst das von Wagner im Bericht S. 81 erwähnte colossale elfenbeinerne Auge.

Der darauf folgende Apollonsaal hat den Namen von dem Apollon Kitharoeos, welcher ehe-

malß die Barberinische Muse hieß. Bey dieser in alterthümlicher Einfachheit componierten Statue ist, nach der Bemerkung des Verzeichnisses, der Kopf in den Torso eingelassen; doch, meint der Verf., habe er wohl von jeher zur Statue gehört. Indessen kann dieser Kopf nicht aus voralexandrinischer Zeit stammen, da die Haarschleife über der Stirn, welche er nach der Art des Belvederischen Apollon trägt, wie man nach Münzen und Vasenbildern urtheilen muß, dieser Periode fremd war. Wenn also dieser Kopf nicht als eine antike Restauration angesehen werden kann, muß die ganze Statue für ein Werk späterer Jahrhunderte gelten, welchem sein Meister durch Annäherung an ältere Kunstweise eine höhere Würde zu geben versucht hat.

In dem Bacchusaal, welcher außer dem prachtvollen Barberinischen Faun noch so viel Vorzügliches beßigt, erregt das treffliche Relief — die Hochzeit des Poseidon und der Amphitrite — welches sich außer dem edelsten Griechischen Styl auch durch die Seltenheit des Gegenstandes empfiehlt, den lebhaftesten Wunsch, daß es bald durch Kupferstich bekannt gemacht werden möchte. Bey diesem Relief, wie an andern Stellen, wünschten wir zur Erklärung Griechischer Hochzeitsszenen, nicht den Ausdruck Pronuba gebraucht zu finden; wir würden die dem Poseidon und der Amphitrite auf einem Seerosse entgegenkommende Frauengestalt mit Fackeln in den Händen die Okeanine Doris nennen, die Mutter der Amphitrite, denn diese war es, die nach Griechischem Hochzeitgebrauche der Gemahlin Poseidons die Brautfackeln zünden mußte.

Der daran stoßende Niobiden-Saal trägt diesen Namen mit Recht nach der trefflichen Statue des sterbenden Niobiden; denn daß die den-

selben Saal schmückende Statue des sogenannten Knieenden Riobiden — dieß Wunderwerk der zur höchsten Anmuth gelangten Kunst — nicht wirklich dieser Gruppe angehört, sondern von einem ganz andern Kunstgeiste belebt und durchdrungen ist, lehrt wohl gerade die Zusammenstellung am deutlichsten. Auch der Vf. des Verz. drückt sich auf solche Weise über diese Frage aus, daß sein Zweifel leicht hindurchschimmert.

Von der Statue, nach welcher der Heroensaal vorzugsweise benannt ist, möchte wohl mit Grund bezweifelt werden, ob sie wirklich einen Heros darstelle. Der Unterz. wenigstens ist bey Betrachtung der Münchner, wie früher der Pariser Statue, immer mehr an Windelmann's Erklärung dieses Sandalenbinders als eines Jasons irre geworden; er sieht weder in den Formen der Figur die dem Argonautenfürer zukommende Größe und Gewalt, noch auch in der Handlung des Sandalen-Anziehens etwas für den Helden irgend bezeichnendes. Denn wodurch in aller Welt würde es wohl anschaulich gemacht, daß dieser Jason, während er die eine Sandale anzieht, die andere auf dem Fußgestell daneben stehende übersehen wird, um alsdann einschuhig, *μφοροπή-πας*, bey Pelias einzutreten. Auch ist es, sowohl bey der Münchner als Pariser Statue, die mehr weichliche und bequeme als heroische Fußtracht der Sandalen, nicht aber die der Krepiden, welche der Jüngling anzulegen im Begriff ist. — Von besonderer archäologischer Wichtigkeit sind die Bemerkungen Herrn Prof. Schorn's über die Art, wie an einer Büste des Perikles n. 156 das Haar behandelt ist; auch der Unterz. meint darin die altattische oder ionische Haartracht zu sehen, welche sich bis zur Zeit dieses Staatsmannes in Athen erhalten hatte.

In dem Römersaale, dem größten aber nicht dem an werthvollen Gegenständen reichsten, wollen wir nur über den Kopf des Römischen Priesters, n. 193, eine Bemerkung hinzuflügen. Er ist theils durch den Styl, der einer gewissen alterthümlichen Feyerlichkeit nachstrebt, theils durch die eigenthümliche Haupttracht merkwürdig, eine enganliegende Mütze, welche vermittelst eines um das Ohr herumgehenden Riemens am Kinn befestigt ist. Der Vf. des Verz. entscheidet nicht, ob ein Flamen oder Salier hier dargestellt sey; wir halten die erste Bezeichnung für die richtige, da der Hut der Salier spitziger gewesen zu seyn scheint, und jene Riemen (ossandices) besonders bey der Kopfbedeckung der Flamines als nothwendig erwähnt werden. — In der Benamung der zahlreichen Porträt-Statuen und Köpfe dieses Saals zeigt sich, wie überall in diesem Verzeichnisse, eine gewissenhafte Gründlichkeit; möchten nur auch die viel zahlreicheren aber zum großen Theil sehr wenig authentischen Kaiserköpfe des Antiquariums in München bald einer ähnlichen Kritik unterzogen werden.

Unter den farbigen Bildwerken des letzten Saals sind einige Bronzeköpfe (n. 294. 296), von hoher Vortrefflichkeit, des genauesten Studiums werth. Die eigene Haartracht, auf welche das Verzeichniß bey der Statue des Satyrs n. 302 aufmerksam macht, ist nach dem Unterzeichneten der *σκόλλος* oder *κόρυς*, ein langer Haarzopf, welchen Griechische Epheben bey übrigens kurzgeschornem Haupthaar auf dem Scheitel stehen ließen, um ihn dann etwa später zur Ehre irgend eines *Δεός κορυποτρόφος* abzuschneiden.

Wir legen diese kleinen Bemerkungen, durch welche der Antiquar seine Schuld abzutragen sucht, dem Verfasser des Verzeichnisses zur Prü-

114. 115. St., den 19. Julius 1832. 1143

fung vor, und verlassen die Bibliothek mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es dieser wahrhaft königlichen Anstalt nie an Besuchern, welche durch eine gründliche und wohlzusammenhängende Vorbildung für solchen Genuß gehörig gereift sind, fehlen, und — wie es gerade der gegenwärtige Zeitraum der Geistesentwicklung wohl am meisten verlangt — die Kunst in jenem Lande wie eine herrliche Krone auf dem kräftigen und gesunden Stamm allgemeiner Geistesbildung wachsen und gedeihen möge.

R. D. M.

H a r a u.

Wey Sauerländer: Stefano Franscini's Statistil der Schweiz. Bearbeitet von Harnauer. 1829. 435 S. in 8.

Dies ist ohne Vergleich von allen uns bekannten statistischen Werken über die Schweiz das brauchbarste, gründlichste, und, so weit es der Plan und Raum irgend zuläßt, vollständigste, eben diese aber schließen alle Detailsangaben über Bevölkerung u. s. w. einzelner Orte aus. Eine Uebersicht des Inhalts wird den Leser am besten in den Stand setzen zu beurtheilen, was er in dem Werke suchen darf, und über welche Punkte er gründliche und meistens ausführliche Nachrichten zu finden erwarten kann. 1. Buch. Landesbeschreibung; handelt in fünf Kapiteln von der Lage, Gestalt, Ausdehnung, Gehalt des Bodens, den Grenzen, Gewässern und Atmosphäre, worin denn auch die den Alpen eigenthümlichen Naturerscheinungen, z. B. Bergstürze und Lawinen begriffen sind. 2. Buch: Bevölkerung; handelt in zwey Kapiteln vom Be-

trag und Zunahme der Bevölkerung, so wie vom körperlichen Zustand der Einwohner. 3. Buch: in fünf Kapiteln von Producten, Jagd, Fischerey, Mineralreich, Viehzucht, Landbau. 4. Buch: Gewerbe. 5. Buch: Handel; in zwey Kapiteln vom Binnen- u. Außenhandel. 6. Buch: Staatsverfassung; in zehn Kapiteln vom politischen Zustand vor 1798, Vermittelungsacte, gegenwärtigem Bundesvertrag, Verfassungen der einzelnen Cantone (in ausgezeichnet faßlicher Uebersicht). 7. Buch: Gesetze und Staatsverwaltung; in elf Kapiteln vom Zustand der Gesetzgebung und Verwaltung im Allgemeinen, Rechtspflege und Policen, Erziehungswesen, Kriegsmacht, Hülfswesen (d. h. Armenwesen), Aufmunterungen (d. h. Preise, Ausstellungen u. s. w.); Postwesen, Münzwesen, Finanzwesen; alle diese Gegenstände sind sowohl in Beziehung auf den Bund als auf die einzelnen Cantone völlig genügend und nach den neuesten, zum Theil bisher unbenutzten Quellen behandelt. 8. Buch: handelt in drey Kapiteln vom Volksthum in geistiger, sittlicher und öconomischer Hinsicht und in sofern vom Zustand der Presse, der Künste, Wissenschaften, Religion, von den vaterländischen Vereinen und andern öffentlichen aber nicht mit der Staatsverwaltung zusammenhängenden Anstalten; endlich von Sitten, Gebräuchen und Festen des Schweizervolks.

Daß der Verf. nicht immer in passiver Objectivität auftritt, sondern bey manchen Gelegenheiten ernstlich und freymüthig auf die Forderungen der Zeit hinweist, werden wir wahrlich nicht als einen Fehler seines trefflichen Werkes anführen.

M. A. S.

Stuttgarter gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1832.

Stuttgart.

Bey Ebflund und Sohn: Johann Keppler's Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten bearbeitet von Freyherrn von Breitschwert, Königl. Würtemb. Staatsrath. 1831. 228 S. in 8.

Die Veranlassung zu diesem Werkchen gab theils ein Actenbund, welches der Vf. bey Durchsicht älterer Acten fand und wodurch man einen bisher unbekannten Umstand in Keppler's Leben erfahren hat, theils ein und dreyßig Briefe Keppler's an seinen Freund und Lehrer Wästlin, Prof. der Mathem. zu Tübingen und zwey Schreiben Keppler's an Herzog Friedrich von Württemberg, die sich in der Manuscriptensammlung der Stuttgarter Bibliothek befinden, und deren Inhalt bisher gleichfalls unbekannt war. Bey der Ausarbeitung sind auch die selten gewordenen Epistolae J. Keppleri et M. Berneggeri mutuae und Epistolae mutuae J. Keppleri aliorumque benützt worden, unter welchen letzteren sich

die Lobsprüche, welche ihm im Verzeichnisse ertheilt werden, vollkommen; von den drey mythologischen Figuren, welche hier Juno, Hercules und Spes heißen, könnte die dritte mit Panoska (*Annali dell' Iustit.* II. p. 335) Hebe umgenannt werden, indem dadurch ein schöner Zusammenhang unter allen drey hergestellt wird; aber die erste Figur werden wir doch lieber als eine auf Italische Weise costümierte Juno: Sospita ansehen, als nach Panoska's Auffassung für eine, wir wissen nicht aus welchem Cultus stammende Hera: Athena.

Der Aegineten-Saal der Glyptothek ist unstreitig der Ort in der Welt, in welcher die Eigenthümlichkeit und Würde der vorphidias'schen Kunst der Griechen am meisten zur Erscheinung kömmt. Dazu trägt auch besonders bey, daß die Figuren des Frontons, welcher vollständiger erhalten ist, auf dieselbe Weise wie am Tempel, jedoch etwas weiter von einander, aufgestellt sind. Nur fehlt die von Cockerell mit Grund an diesem Fronton vorausgesetzte Figur eines den verwundeten Patroklos herüberziehen bemühten Troers, von der nur ein muthmaßliches Bruchstück erhalten ist (S. 65 N. c.); man muß wünschen, daß diese Statue noch einmal durch eine Gypsfigur ersetzt werde, um so mehr, da sie von größter Wichtigkeit für die ganze Composition ist, und auch die Stellung des Hector dadurch bedingt zu seyn scheint. Die in merklich grandioferem Styl ausgeführten Statuen des andern, östlichen, Giebelfeldes, von welchen nur fünf hergestellt werden konnten, sind deswegen auch nicht in der Giebelform aufgestellt; und selbst die Annahmen, nach welchen Cockerell sowohl wie der Verf. dieses Verzeichnisses den einzelnen Statuen dieses Frontons ihre Plätze anzuweisen su-

den, erregen manche Schwierigkeit. Wenigstens scheint dem Unterz., daß weder der ältere Mann, v. 56, welchen das Verzeichniß Laomedon nennt, sich eignet, die Mitte der ganzen Composition zu bilden, noch auch der von Cocherell an diese Stelle gebrachte jugendliche Kämpfer n. 58, wenn dieser nämlich richtig als rücklings auf seinen Schild niedergestürzt restauriert ist. Ohne weiter in diese sehr schwierige und von manchen kleinen Umständen abhängende Untersuchung einzugehen, bemerkt der Unterz. nur, daß die Uebereinstimmung zwischen den Darstellungen der beiden Frontons, welche offenbar in der Intention der Aeginetischen Künstler gelegen hat, sich dann weit vollständiger durchführen läßt, wenn man annimmt, daß nicht um den Leichnam Laomedon's, sondern des Hektor gekämpft werde, eines Argivischen Heros, der bey Herakles Zuge gegen Troja von den Troern überfallen und getödtet wurde: worauf Herakles mit Telamon und andern Genossen herbeystürzt und Laomedon wieder zurücktreibt (s. besonders Apollodor II, 6, 4 mit Heyne's Note). Die Aeakiden als Schirmer im Kampfe gefallener Freunde und als Retter bedrängter Streitgenossen würden dann gleichmäßig das Thema für die Statuengruppen beider Giebel seyn.

Auch die Zusammenstellung aller kleineren Fragmente von Bildhauerarbeit und mehrerer Architecturstücke aus demselben Tempel an den Wänden des Saals ist sehr dankenswerth; Manches darunter fordert sehr zu genauen Untersuchungen auf. Der Ref. suchte unter diesen Bruchstücken umsonst das von Wagner im Bericht S. 81 erwähnte colossale elfenbeinerne Auge.

Der darauf folgende Apollosaal hat den Namen von dem Apollon Kitharoedos, welcher eben

maß die Barberinische Muse hieß. Bey dieser in alterthümlicher Einfachheit componierten Statue ist, nach der Bemerkung des Verzeichnisses, der Kopf in den Torso eingelassen; doch, meint der Verf., habe er wohl von jeher zur Statue gehört. Indessen kann dieser Kopf nicht aus voralexandrinischer Zeit stammen, da die Haarschleife über der Stirn, welche er nach der Art des Belvederischen Apollon trägt, wie man nach Münzen und Vasenbildern urtheilen muß, dieser Periode fremd war. Wenn also dieser Kopf nicht als eine antike Restauration angesehen werden kann, muß die ganze Statue für ein Werk späterer Jahrhunderte gelten, welchem sein Meister durch Annäherung an ältere Kunstweise eine höhere Würde zu geben versucht hat.

In dem Bacchusaal, welcher außer dem prachtvollen Barberinischen Faun noch so viel Vorzügliches besitzt, erregt das treffliche Relief — die Hochzeit des Poseidon und der Amphitrite — welches sich außer dem edelsten Griechischen Styl auch durch die Seltenheit des Gegenstandes empfiehlt, den lebhaftesten Wunsch, daß es bald durch Kupferstich bekannt gemacht werden möchte. Bey diesem Relief, wie an andern Stellen, wünschten wir zur Erklärung Griechischer Hochzeitsszenen, nicht den Ausdruck Pronuba gebraucht zu finden; wir würden die dem Poseidon und der Amphitrite auf einem Seerosse entgegenkommende Frauengestalt mit Fackeln in den Händen die Okeanische Doris nennen, die Mutter der Amphitrite, denn diese war es, die nach Griechischem Hochzeitgebrauche der Gemahlin Poseidons die Brautfackeln zünden mußte.

Der daran stoßende Niobiden-Saal trägt die Namen mit Recht nach der trefflichen Statue der Erbenden Niobiden; denn daß die den-

selben Saal schmückende Statue des sogenannten knieenden Riobiden — dieß Wunderwerk der zur höchsten Anmuth gelangten Kunst — nicht wirklich dieser Gruppe angehört, sondern von einem ganz andern Kunstgeiste belebt und durchdrungen ist, lehrt wohl gerade die Zusammenstellung am deutlichsten. Auch der Vf. des Verz. drückt sich auf solche Weise über diese Frage aus, daß sein Zweifel leicht hindurchschimmert.

Von der Statue, nach welcher der Heroensaal vorzugsweise benannt ist, möchte wohl mit Grund bezweifelt werden, ob sie wirklich einen Heroß darstelle. Der Unterz. wenigstens ist bey Betrachtung der Münchner, wie früher der Pariser Statue, immer mehr an Winckelmann's Erklärung dieses Sandalenbinders als eines Jasons irre geworden; er sieht weder in den Formen der Figur die dem Argonautenfürher zukommende Größe und Gewalt, noch auch in der Handlung des Sandalen-Anziehens etwas für den Helden irgend bezeichnendes. Denn wodurch in aller Welt würde es wohl anschaulich gemacht, daß dieser Jason, während er die eine Sandale anzieht, die andere auf dem Fußgestell daneben stehende übersehen wird, um alsdann einschuhig, *μονοκνήπις*, bey Pelias einzutreten. Auch ist es, sowohl bey der Münchner als Pariser Statue, die mehr weiche und bequeme als heroische Fußtracht der Sandalen, nicht aber die der Krepiden, welche der Jüngling anzulegen im Begriff ist. — Von besonderer archäologischer Wichtigkeit sind die Bemerkungen Herrn Prof. Schorn's über die Art, wie an einer Büste des Perikles n. 156 das Haar behandelt ist; auch der Unterz. meint darin die attische oder ionische Haartracht zu sehen, welche sich bis zur Zeit dieses Staatsmannes in Athen erhalten hatte.

In dem Römersaale, dem größten aber nicht dem an werthvollen Gegenständen reichsten, wollen wir nur über den Kopf des Römischen Priesters, n. 193, eine Bemerkung hinzufügen. Er ist theils durch den Styl, der einer gewissen alterthümlichen Feyerlichkeit nachstrebt, theils durch die eigenthümliche Haupttracht merkwürdig, eine enganliegende Mütze, welche vermittelst eines um das Ohr herumgehenden Riemens am Kinn befestigt ist. Der Vf. des Verz. entscheidet nicht, ob ein Flamen oder Salier hier dargestellt sey; wir halten die erste Bezeichnung für die richtige, da der Hut der Salier spitziger gewesen zu seyn scheint, und jene Riemen (offendices) besonders bey der Kopfbedeckung der Flamines als nothwendig erwähnt werden. — In der Benamung der zahlreichen Porträt-Statuen und Köpfe dieses Saals zeigt sich, wie überall in diesem Verzeichnisse, eine gewissenhafte Gründlichkeit; möchten nur auch die viel zahlreicheren aber zum großen Theil sehr wenig authentischen Kaiserköpfe des Antiquariums in München bald einer ähnlichen Kritik unterzogen werden.

Unter den farbigen Bildwerken des letzten Saals sind einige Bronzeköpfe (n. 294. 296), von hoher Vortrefflichkeit, des genauesten Studiums werth. Die eigene Haartracht, auf welche das Verzeichniß bey der Statue des Satyrn n. 302 aufmerksam macht, ist nach dem Unterzeichneten der *σκόλλος* oder *κόρυς*, ein langer Haarzopf, welchen Griechische Epheben bey übrigen kurzgeschornem Haupthaar auf dem Scheitel stehen ließen, um ihn dann etwa später zur Ehre irgend eines *δεός κοροτορόφος* abzuschneiden.

Wir legen diese kleinen Bemerkungen, durch welche der Antiquar seine Schuld abzutragen sucht, dem Verfasser des Verzeichnisses zur Prü-

114. 115. St., den 19. Julius 1832. 1143

fung vor, und verlassen die Glyptothek mit dem aufrichtigen Wunsche, daß es dieser wahrhaft königlichen Anstalt nie an Besuchern, welche durch eine gründliche und wohlzusammenhängende Vorbildung für solchen Genuß gehörig gereift sind, fehlen, und — wie es gerade der gegenwärtige Zeitraum der Geistesentwicklung wohl am meisten verlangt — die Kunst in jenem Lande wie eine herrliche Krone auf dem kräftigen und gesunden Stamm allgemeiner Geistesbildung wachsen und gedeihen möge.

S. D. M.

N a r a u.

Bey Sauerländer: Stefano Francini's Statistik der Schweiz. Bearbeitet von Hapnauer. 1829. 435 S. in 8.

Dies ist ohne Vergleich von allen uns bekannten statistischen Werken über die Schweiz das brauchbarste, gründlichste, und, so weit es der Plan und Raum irgend zuläßt, vollständigste, eben diese aber schließen alle Detailsangaben über Bevölkerung u. s. w. einzelner Orte aus. Eine Uebersicht des Inhalts wird den Leser am besten in den Stand setzen zu beurtheilen, was er in dem Werke suchen darf, und über welche Punkte er gründliche und meistens ausführliche Nachrichten zu finden erwarten kann. 1. Buch. Landesbeschreibung; handelt in fünf Kapiteln von der Lage, Gestalt, Ausdehnung, Gehalt des Bodens, den Grenzen, Gewässern und Atmosphäre, worin denn auch die den Alpen eigenthümlichen Naturerscheinungen, z. B. Bergstürze und Lawinen begriffen sind. 2. Buch: Bevölkerung; handelt in zwey Kapiteln von

trag und Zunahme der Bevölkerung, so wie vom körperlichen Zustand der Einwohner. 3. Buch: in fünf Kapiteln von Producten, Jagd, Fischerey, Mineralreich, Viehzucht, Landbau. 4. Buch: Gewerbe. 5. Buch: Handel; in zwey Kapiteln vom Binnen- u. Außenhandel. 6. Buch: Staatsverfassung; in zehn Kapiteln vom politischen Zustand vor 1798, Vermittelungsacte, gegenwärtigem Bundesvertrag, Verfassungen der einzelnen Cantone (in ausgezeichnet faßlicher Uebersicht). 7. Buch: Gesetze und Staatsverwaltung; in elf Kapiteln vom Zustand der Gesetzgebung und Verwaltung im Allgemeinen, Rechtspflege und Policen, Erziehungswesen, Kriegsmacht, Hülfswesen (d. h. Armenwesen), Aufmunterungen (d. h. Preise, Ausstellungen u. s. w.); Postwesen, Münzwesen, Finanzwesen; alle diese Gegenstände sind sowohl in Beziehung auf den Bund als auf die einzelnen Cantone völlig genügend und nach den neuesten, zum Theil bisher unbenutzten Quellen behandelt. 8. Buch: handelt in drey Kapiteln vom Volksthum in geistiger, sittlicher und öconomischer Hinsicht und in sofern vom Zustand der Presse, der Künste, Wissenschaften, Religion, von den vaterländischen Vereinen und andern öffentlichen aber nicht mit der Staatsverwaltung zusammenhängenden Anstalten; endlich von Sitten, Gebräuchen und Festen des Schweizervolks.

Daß der Verf. nicht immer in passiver Objectivität auftritt, sondern bey manchen Gelegenheiten ernstlich und freymüthig auf die Forderungen der Zeit hinweist, werden wir wahrlich nicht als einen Fehler seines trefflichen Werkes anführen.

R. A. H.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1832.

S t u t t g a r t.

Bey Edlund und Sohn: Johann Keppler's Leben und Wirken, nach neuerlich aufgefundenen Manuscripten bearbeitet von Freyherrn von Breitschwert, Königl. Würtemb. Staatsrath. 1831. 228 S. in 8.

Die Veranlassung zu diesem Werkchen gab theils ein Actenbund, welches der Vf. bey Durchsicht älterer Acten fand und wodurch man einen bisher unbekannten Umstand in Keppler's Leben erfahren hat, theils ein und dreyßig Briefe Keppler's an seinen Freund und Lehrer Mästlin, Prof. der Mathem. zu Tübingen und zwey Schreiben Keppler's an Herzog Friedrich von Würtemberg, die sich in der Manuscriptensammlung der Stuttgarter Bibliothek befinden, und deren Inhalt bisher gleichfalls unbekannt war. Bey der Ausarbeitung sind auch die selten gewordenen Epistolae J. Keppleri et M. Berneggeri mutuae und Epistolae mutuae J. Keppleri aliorumque benützt worden, unter welchen letzteren

auch viele Briefe von Mästlin befinden, die erst durch die aufgefundenen Antworten Keppler's ihr volles Verständniß erhalten haben, wie auch noch manche andere in verschiedenen Schriften zerstreute Notizen. Ref. muß sich bey Anzeige dieser Biographie darauf beschränken, mit Uebergang der schon sonst bekannten Thatsachen nur das hervorzuheben was ganz neu ist oder zur Berichtigung früherer Ansichten dienen kann; diese Biographie ist ohnehin keine vollkommene, weil eine solche erst später von einem Astronomen gegeben werden kann, der Keppler's Mittel gegen seine Leistungen abzuwägen weiß.

Keppler wurde bekanntlich auf Kosten des Herzogs von Würtemberg erzogen und studierte zu Tübingen Theologie. Der Mann, der sein ganzes Leben hindurch keine Ansicht aus Rücksichten verbarg, erklärte sich schon damals gegen die Würtembergische Orthodorie, und so wurde ihm nach Vollendung seiner Studien keine geistliche Stelle gegeben, vielmehr wurde er im Jahre 1593, gegen seinen Willen, den lutherischen Ständen des Herzogthums Steyermark als Lehrer der Mathematik überlassen. Hier schrieb er im Jahre 1595 sein erstes berühmtes Werk *Prodromus etc.*, in Beziehung auf dieses ist durch die aufgefundenen Briefe ein bisher noch dunkel gewesener Umstand aufgehell't worden. Es findet sich nämlich unter diesen auch ein Brief an den Herzog, in welchem Keppler sagt: 'Es war jederzeit der Gebrauch der Mathematiker, fürstliche Personen mit ihren Entdeckungen zu begrüßen, auch habe ich nichts Besseres, um meine Anhänglichkeit an meinen Landesherrn und meine Dankbarkeit daß ich auf öffentliche Kosten erzogen wurde, an den Tag zu legen, als daß ich G. F. G. dieses Ebenbild der Welt, die copern-

nicanisch-pythagoräische Sphäre vor Augen stelle.' Er schlägt darauf im Geschmack seiner Zeit vor, sie in einem Credenzbecher darstellen zu lassen. Der Herzog wollte auch wirklich einen solchen verfertigen lassen, verlangte aber ein Muster. Keppler übergab dieses auch, aber die Darstellung des Weltbaues in einem Trinkbecher schien ihm nun des Gegenstandes nicht mehr würdig, und er schlug daher vor zu Gratz unter seiner Aufsicht ein Uhrwerk zu demselben Zwecke verfertigen zu lassen. Die um diese Zeit ausgebrochene Verfolgung der Protestanten in Steyermark vertrieb aber die geschicktesten Arbeiter, daher übersandte Keppler nur eine Zeichnung, nach welcher ein Stuttgarter Silberarbeiter unter Mästlin's Leitung eine Weltuhr verfertigte, die aber so plump ausfiel daß Mästlin rieth sie abzusetzen, wenn es geschehen könnte ohne den Herzog zu ärgern. Keppler ließ darauf seine Zeichnung unter der Aufschrift sphaera copernico-pythagorea in Kupfer stechen und widmete sie dem Herzog, wofür ihm dieser einen vergoldeten silbernen Becher schenkte. Man sieht hieraus worauf sich Mästlin's Aeußerung, daß K. dem Herzoge durch eine astronomische Arbeit bekannt sey (Mästn. Gesch. d. M. Bd. 4. S. 318) bezieht, wie auch auf welches Kunstwerk K. in seiner Dedication (ebend. S. 515) anspielt, auch werden dadurch einige Briefe Mästlin's deutlicher. Wichtig für die Geschichte der Zeit sind Keppler's Briefe aus den Jahren 1598 u. 1599. Es erhellt aus denselben daß Ferdinand II. protestantischen Cultus in seinen Erbländern keinesweges ohne Geräusch und ohne Grund, wie sich Schiller ausdrückt, unterdrückt, evangelischen Kirchendiener, heißt es Briefe K.'s vom 9. December 1593, 60

Katholiken durch Schmähungen auf der Kanzel gereizt. Es wurden Kupferstiche zur Verispottung des Papstes verbreitet. Kaum war der Fürst angekommen, so bezeugte er gegen die Stände, daß hierdurch ihrerseits der Friede gebrochen sey, erklärte den Freyheitsbrief seines Vaters für aufgehoben, und befahl ihnen, die evangelischen Lehrer innerhalb 14 Tagen zu entlassen. Am 17. Sept. ließ uns der Fürst ankündigen, daß wir bey Todesstrafe die Stadt vor Sonnenuntergang räumen sollten. Auf Rath unserer Vorgesetzten gingen wir auf die Ungarische und Croatische Gränze. Nach Verfluß eines Monats kehrte ich auf Befehl der Minister zurück. Ich hat jedoch, mich durch einen fürstlichen Schutzbrief sicher zu stellen, worauf nachstehendes Decret folgte: *Ihro Durchlaucht wollen aus besonderen Gnaden bewilligt haben, daß der Supplicant der Generalausschaffung ungeachtet noch länger hier verbleiben möge, doch solle er gebührliche Bescheidenheit gebrauchen und sich also unverweßlich verhalten, damit Ihro Durchlaucht nicht verursacht werden solche Gnaden wiederum aufzuheben. Man sagt der Fürst finde Vergnügen an meinen Erfindungen, der Hof ist mir günstig. Im Monat August des folgenden Jahres schreibt K.: 'Ich bin hier so vielen Beschwerlichkeiten unterworfen daß ich auf eine Ortsveränderung bedacht seyn muß. Dem Dienst der Kirche kann ich mich nicht widmen, denn ich könnte bey meiner Ueberzeugung keine größere Pein leiden, als wenn ich an den Streitigkeiten der Theologen Theil nehmen müßte. Ich glaube einer Stelle in der philosophischen Facultät nicht unwürdig zu seyn, es scheint aber daß ich Gegner habe die widerstreben. Die Bürger werden des Verbrechens beleid-*

bigter Majestät beschuldigt, damit man Vorwand hat sie zu berauben. Wer Luthers Bibel lieft, beleidigt die Majestät und geht seiner Güter verlustig. Meine Besoldung wird mir mehr aus Mitleid, als wegen eines zu erwartenden Ruhens, abgereicht. Kann es mit Hoffnung einer Anstellung geschehen, wenn ich nach Tübingen gehe? In einem späteren Briefe an Rästlin heift es: 'Ich bin äußerst traurig daß ich keine Antwort von dir erhalte. Gabelkofer, den die Stände nach Prag sandten, ist gefoltert, der Secretär der Stände ins Gefängniß geworfen worden. Die vor wenigen Jahren erbaute Tempel werden niedergerissen, die Bürger mit den Waffen in der Hand angegriffen.' Diese Briefe geben zugleich genaueren Anschluß über K.'s Verhältniß zu Ferdinand's Ministern. Diese waren fast durchgängig Jesuiten, die in Keppler theilweise den unbeugsamen Feind haßten, theilweise den großen Gelehrten schätzten. Daher wurde er sein ganzes Leben hindurch bald verfolgt, bald begünstigt. Es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, daß man den Versuch machte ihn zum Uebertritt, wenn auch zum heimlichen, zur catholischen Kirche, zu bewegen. Namentlich scheint dieß Herwart von Hohenburg, Affiliirter der Jesuiten gethan zu haben. Seine Briefe an K. sind unbekannt, aber unter den vier Briefen K.'s an denselben, die Paula Schrank 1796 herausgegeben hat, befindet sich einer in welchem nicht undeutlich auf einen solchen Vorschlag an gespielt. Christianus sum, sagt dort K., Augustanam confessionem ex institutione parentum ... hanc amplector; simulare non didici, seria in religionibus tracto, non ludicra, quare et serio de religionis viam

Verdacht der Hexerey auf sie laden wollte. Keppler's Mutter war sehr ungebildet, roh und unverträglich. Man sah sie allgemein als die Ursache an warum K.'s Vater im Jahre 1598 seine Familie verließ und als österreichischer Soldat Feldzüge gegen die Türken mitmachte, aus welchen er nicht zurückkehrte. Sie hatte die Gewohnheit Personen, mit denen sie sprach, nicht ins Gesicht zu sehen, was man damals für ein schlimmes Zeichen hielt; auch wurde sie von dem Wunderbaren und Geheimnißvollen stark angezogen und hielt viel auf Segensprechen, was eben auch nicht zu ihrer Empfehlung diente. Einen Beweis ihrer Ueberspanntheit gibt folgende Geschichte, die man später gegen sie benutzte. Im Jahre 1601 bemerkte sie auf dem Gottesacker, daß der Todtengräber im Umgraben nahe an das Grab ihres Vaters gekommen war. Hiebey fiel ihr ein, in einer Predigt gehört zu haben, daß es Völker gebe, die sich des Schädels ihrer verstorbenen Verwandten als Becher bedienten, und dieses eine löbliche Erinnerung an die Sterblichkeit sey. Dieß veranlaßte sie den Todtengräber zu bitten, ihr, wenn er das Grab ihres Vaters öffnen sollte, dessen Schädel zu bringen, sie wolle solchen in Silber fassen lassen und ihrem Sohne, dem Mathematiker, zum Gruße schenken. Dieses war um so unvorsichtiger, als ihr die gemeine Meinung, die Zauberer bedienten sich der Menschengelbeine, nicht unbekannt seyn konnte. Sie stand jedoch von diesem Begehren ab, als der Todtengräber erwiderte, daß er dieses ohne Vorwissen der Obrigkeit nicht thun dürfe. Doch würden diese und ähnliche Facta allein ihr das Verderben nicht bereitet haben, hätte sie nicht mit einem verworfenen Weibe Handel bekommen. Diese Frau, Namens Reim-

bold, Verwandte des Hofmeisters zu Leonberg, die früher mit der Kepplerin in gutem Vernehmen stand, trank einst bey dieser aus Wormitz einen wahrscheinlich ganz unschädlichen Kräutertrank. Als sie aber später durch den Gebrauch einer Arznei, die ihr ihr Bruder, der Leibbarbier des Prinzen Achilles von Württemberg, gab, so krank wurde, daß sie in partiellen Wahnsinn verfiel, so urtheilte dieser, ihr Zustand müsse durch unnatürliche Mittel herbeigeführt worden seyn, und die Reinbold kam auf den Gedanken, sie sey durch jenen bey der Kepplerin genossenen Trank beherzt worden. Sie unterließ nicht diesen Argwohn auch anderen Personen mitzutheilen, und nun fanden sich bald Thatsachen genug, die die arme Frau in den Ruf der Hexerei brachten; denn einen sollte sie eine Kuh getödtet, den anderen am Fuße beschädigt haben u. s. w. Die Sache wurde so arg, daß Keppler's Familie sich im Jahre 1615 genöthigt sah, einen Injurienproceß anzufangen. Der Vogt, welcher durch den Förster und den Leibbarbier bey Hofe in Gunst zu kommen dachte, war keinesweges geneigt die Sache zu betreiben und schob das Beugenverhör mehrere Jahre hinaus; zuletzt wurde der Civilproceß in einen Criminalproceß verwandelt, und K.'s Mutter im Jahre 1620 auf Befehl des Oberrath-Collegiums gefänglich eingezogen. Vergebens zeigte K. aus der Entfernung, wie der Vogt die Angelegenheiten seiner Mutter absichtlich verwirrt und den Oberrath von dem Plane, zuerst den Civilproceß zu beendigen, abgebracht habe. 'Meine unschuldige Mutter,' schreibt er, klagt Gott im hohen Himmel daß, nachdem zwey bürgerliche Proceße bis in das sechste Jahr hinausgeschoben worden sind, sie, gegen frühere Beschlüsse, vom Civilproceße

stos des Herrn angri
wärtlich, wie Herr vo
Grunde vermuthet, u
erschiedenen Instruction
Herenproceffe in Wirt
würden, so gehört es
Verdienst R.'s zur A
sey beygetragen zu hab
Kathuge mitgetheilt; e
nicht auch die 31 Briefe
find. Ihn und wieder
wade Druckfehler, wie
sch Getrobr Ratt Frann
Bermont vermuthlich Ratt

in B r a n n f
Der Steweg; Die He
Häufte Prännschweig und
gigen das Band.

Gütern der im Fürstenthum Halberstadt belegene Außenhof Winningen gehörte, im Jahre 1620 ernannt. Er, der von Feind und Freund gefürchtete Heerführer auf dem Schauplatze des dreißigjährigen Kriegs, rüstete sich im Anfange des Jahrs 1623 in Niedersachsen zu einem neuen Kampfe, und da es ihm an Hülfquellen gebrach, so hielt er sich berechtigt, ein, seiner geistlichen Würde anvertrautes Klostergut, den Außenhof Winningen, dem Fürsten Ludwig zu Anhalt, für ein Darlehn von 36000 Rthlr., ohne Zugleichung des Convents des Klosters, antichretisch zu verpfänden. Herzog Friedrich Ulrich, so wie die Collatricin des Klosters, die Aebtissin zu Quedlinburg, gaben ihre Einwilligung zu dieser Verpfändung; dagegen erklärten, nach des erstern Tode, die Nachfolger in der Regierung, die Herzöge Friedrich und August, in einem an den Fürsten Ludwig zu Anhalt erlassenen Schreiben von 1645, daß sie die Wiedereinräumung des alienierten Außenhofs Winningen an das Kloster Michaelstein begehrten. Dennoch cedierte derselbe Fürst im Jahre 1647 seine aus der Verschreibung des Herzogs Christian erlangten Rechte, und den Besitz des Hofes, dem General Hans Christoph von Königsmark, mit dem Bemerken, daß ihm von demselben die an dem Hofe bekräftigte Summe von 36000 Rthlr. baar ausgezahlt seyen. Dieser erwirkte zwar den agnatischen Consens der Herzöge Christian Ludwig zu Celle, und Georg Wilhelm zu Hannover; dagegen verweigerten die Herzöge August und Friedrich denselben beharrlich, und verlangten die Zurückgabe des von Herzog Christian 'zur höchsten Ungebühr gegen klare geistliche und weltliche Rechte versehen' Hofes, gegen Erstattung der 1000 Ducaten, die Königsmark dem Kaiser

welches ihm recht scheint, durch das Einzelne wieder hindurchzuführen. Das Buch selbst ist also nach des Verf. eigener Praxis dem ihm untergelegten obersten Sinn und Zweck gänzlich fremd; und gewiß müssen die Leser dem Verf. dafür dankbar seyn, daß er seine Ansicht vom Ganzen nicht in die Erklärung des Einzelnen übergetragen hat, weil er sich sonst in unauf lösbare Schwierigkeiten verwickelt, und den Genuß des Buchs gänzlich getrübt und verbittert hätte. Mag es Prov. 7, 4 heißen 'meane die Weisheit deine Schwester' d. h. mach sie zu deiner innigsten Vertrauten: daraus folgt nicht das Mindeste für eine solche allegorisch-mystische Erklärung des Hohelieds; denn den bildlichen Sinn jenes Ausdrucks fñhlt ja gleich aus der Sache selbst jedermann, einen allegorischen Sinn des Hohelieds aber niemand in ihm selbst. Doch, wie es denn wohl nicht anders seyn konnte, auch die Erklärung des Einzelnen ist bey dem Vf. nicht sicher. Der Verf. sieht noch immer als redende Hauptpersonen im Hoheliede nur Salomo und eine Jungfrau, während schon die bündigsten Beweise geführt sind, daß der ländliche Hirt im Hoheliede gänzlich verschieden ist von Salomo. Ueberhaupt hat der Verf. die neueren Ansichten gar nicht nach ihrem innern Wesen und Werth erkannt und gewürdigt; und während er, wenn er sich darauf eingelassen hätte; sie in einigen Dingen noch berichtigen und die Erklärung des Ganzen hätte weiter führen können, bleibt er jetzt bey den ältern Erklärern stehen, sogar ohne die neuern Ansichten vollständig darzulegen. Und wäre auch nur der einzige Vers 1, 4 ganz im Sinn des Dichters aufgefaßt: er würde schon genug zeigen, wie wenig die jetzige Erklärung des Ganzen genügt. Aber das ist überhaupt ein Hauptübel der biblischen Exegese, daß noch so viel mit fremden Gedanken von vorn herein eregersiert wird, auf welchem unsichern Grunde denn auch alles sonst lobenswerthe Bemühen unsicher und eitel bleibt. Ein Papstler mag mit allerhand fremden Gedanken zur Bibel kommen und darin finden was er von vorn herein weiß oder sich vorgesetzt hat: ein Protestant hat ein anderes Ziel. Zu diesen fremden Gedanken von vorn herein gehört aber auch der, daß das Hohelied einen allegorischen Sinn fordere, weil es sonst nicht in der Bibel stehen könnte, ein Gedanke, der sogar das Streben zu jeder wahren Erklärung vernichten muß.

1161

**G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 23. Julius 1832.

P a r i s.

Chez Chatet, Delaunay, Delangle, 1831:
Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle
est sous ses pouvoirs religieux et monar-
chique, par R. Faure, médecin des hôpi-
taux militaires etc 387 S. in 8.

Wir wissen nicht ob durch die geistreichen let-
tres persanes von Montesquieu oder durch was
sonst für eine Veranlassung im vorigen Jahr-
hundert mehrere ähnliche Werke hervorgerufen
wurden, worin ein Ausländer, ein Perser, oder
wo möglich ein Chinese nach Europa versetzt un-
sere Sitten, Ansichten und Einrichtungen schil-
dert; wer diese Schriften kennt wird gestehen,
daß sogar aller Geist den Montesquieu darauf
verwenden konnte, sie, wenn anders jene Fiction
nur einigermaßen durchgeführt wurde, nicht zu
einer treuen, klaren Schilderung der europäischen
Zustände, sondern höchstens zu einer ergötlichen
und im Ganzen doch ziemlich wohlfeilen Satyre

[95]

nicht immer ganz leicht, besonders in sofern sie aus einem gewissen ideellen Maßstabe der Vollkommenheit entspringen, der sich leider nirgends verwirklicht findet, von dem aber der Verf. stillschweigend annimmt daß er in dem liberalen Frankreich, wenn auch noch nicht vollkommen erreicht, doch seiner möglichsten Vollendung ziemlich nahe sey.

Der Verf. besuchte Spanien als Militärarzt im Gefolge der französischen Interventions- und Restaurations-Armee im Jahre 1823 und hielt sich bis 1825 daselbst auf. Daß er während dieser Zeit sehr viel Unerfreuliches beobachtet, dürfte uns nicht verwundern, auch wenn er im Stande gewesen wäre, einen andern weniger einseitigen beschränkten Maßstab an die Erscheinungen zu legen, als den des französischen Liberalismus — auch wollen wir nur hier ein für allemal erinnern, daß der größte Theil der Uebel unter denen Spanien damals erlag und noch lange leiden wird, eben eine Folge jener Intervention, ein Geschenk des aufgeklärten liberalen Frankreichs sind. Daß der Verf. diesen Punct nicht sehr hervorhebt, mögen wir ihm eben nicht verargen, da er von keiner wesentlichen Bedeutung für den Zweck des Werkes ist; dagegen aber müssen wir es tadeln, daß er in seinem Urtheil gar nicht die eigenthümlichen Umstände und Verhältnisse der Epoche beachtet, in welche sein Aufenthalt in Spanien fällt. Es war aber dieß eine Epoche des gewaltsamen Uebergangs von einem System zu einem diametralisch entgegengesetzten — eine Epoche der Reaction — wo dem Bürgerkriege so eben erst durch fremde, bewaffnete Einmischung und Besetzung ein Ende gemacht worden war — eine Zeit wo gerade die schlimmsten Elemente und Folgen beider Systeme, besonders aber des

abfliegenden mit der größten Hefstigkeit hervortreten mußten; eben deshalb aber muß es zu sehr irrigen Ansichten führen, wenn man, wie der Verf. thut, gar keinen Unterschied macht zwischen solchen durch die Verhältnisse des Augenblicks hervorgegerufenen und eben deshalb vorübergehenden Erscheinungen, und zwischen solchen die aus altern und bleibendern Elementen und Verhältnissen entstanden sind — wenn man Alles über einen Reisten schlägt, Alles mit einem System, einem Stichwort erklären will. Halten wir uns aber auch nur an diese bleibenderen Uebel, so bleibt allerdings in dem gegenwärtigen Zustande Spaniens immer noch unendlich viel zu beklagen, und wir können dem Verf., wenn auch nicht unbedingt, doch im Ganzen bestimmen, wenn er als die Ursache und Quelle dieser Uebel den Mißbrauch der königlichen Gewalt und noch mehr den Mißbrauch der römisch-catholischen Theocratie bezeichnet, und die Art wie er die Einwirkung dieser Elemente auf alle Zweige der Verwaltung nachweist, ist in der That sehr lehrreich, und zeugt von gewissenhafter Forschung. Und dennoch sind die Resultate seiner Forschung und seines Systems größtentheils falsch und einseitig, indem er nämlich erstens viel zu viel beweisen will, beweist er Nichts, und indem er viel zu theoretisch strengt folgert entfernen sich seine Folgerungen gänzlich von der Wirklichkeit. Er will zu viel beweisen, und beurkundet theils seine Unbekanntschaft mit dem Gegenstande, theils seine innere Unfähigkeit ihn zu begreifen und zu beurtheilen, indem er nicht nur die Auswüchse, die Mißbräuche, den Verfall der Elemente und Einrichtungen tadelt, aus denen der gegenwärtige und frühere Zustand von Spanien sich entwickelt hat, sondern indem er diese Elemente

selbst a priori und an und für sich verdammt, und ohne sie doch ihrem ursprünglichen Wesen und ihren frühern Resultaten nach zu kennen. Was sollen wir von einem Schriftsteller denken der dem jetzigen Spanien mit der größten Bitterkeit und Annahung seine Unwissenheit vorwirft, und der selbst jeden Augenblick die trassete Unwissenheit in Beziehung auf die Geschichte, Literatur und Kunst der Spanier beurfundet — der sich nirgends über die allertrivialsten, beschränktesten Vorurtheile des populären Liberalismus erhebt, wonach das ganze Mittelalter nichts als ein Chaos von Aberglauben, Unsinn, Barbaren und Unterdrückung war — der sich nicht schämt die abgeschmackten Declamationen derer zu wiederholen, die namentlich in dem Siege des christlichen Spaniens über das arabische nichts als einen Sieg der Roheit, des Despotismus, des finstersten Aberglaubens über ein blühendes, strahlendes Ideal von Civilisation sehen. Daß ein Pariser badaud, der sich nie über Versaille hinaus verfliegen hat, sich mit dergleichen Abgeschmacktheiten schleppt, ist begreiflich; aber wenn ein französischer Gelehrter in Spanien selbst dergleichen nachbetet, wo eine Fülle von Denkmälern die eigenthümliche Herrlichkeit und die reiche und mannigfaltige Geisteskraft des Mittelalters verkünden, ist beynahе zu viel für unsere Geduld, und können wir wenigstens nicht umhin dergleichen als ein Symptom jener fast chinesischen Starrheit und Beschränktheit zu bezeichnen, auf die wir oben nur anspielten. Man wende uns aber nicht ein, daß Versß. Unwissenheit oder Einseitigkeit in Beziehung auf das ältere Spanien könne bey einem Werk über das neuere Spanien wenig in Betracht kommen; denn so sehr Mißbrauch der königlichen und geist-

lichen Gewalt und die Wuth der Parteyen, seit zwey Jahrhunderten an der Zerstörung der Institutionen des Mittelalters gearbeitet haben, ohne etwas Besseres an deren Stelle zu setzen, oder aus ihnen zu entwickeln, so wenig in den äußern bedeutendern Erscheinungen des Volks- und Staatslebens jetzt noch eine wohlthätige Spur jener Elemente zurückgeblieben ist, so ist dennoch der eigentliche Character, das ganze geistige Wesen des bey weitem größten Theils der Nation in seinen Fehlern wie in seinen Vorzügen immer noch ein Resultat jener Zeit, gehört ihr noch sehr unmittelbar an, und ist von den Veränderungen der Staatseinrichtungen und der Verwaltung, welche allmählich das Mittelalter verdrängt haben, verhältnißmäßig nur wenig afficirt worden. Wie wäre nun aber ein Schriftsteller, der den Katholicismus nicht nur in seiner kirchlichen und dogmatischen Entartung, sondern in seinem innersten Wesen — ja der das Christenthum selbst, so bald es sich nicht den Gesetzen der liberalen Aufklärung fügt, als verderblichen Aberglauben verdammt — der für jede Erscheinung nur den Maßstab des systematischen Liberalismus hat — bey dem die historische Entwicklung, der geistige, innere Zusammenhang gar nicht in Betracht kommt — ein Schriftsteller, dessen dürre Nüchternheits- Liberalismus es ihm geradezu unmöglich macht Spaß und Humor zu verstehen, und für den deshalb das Wesen und Leben eines solchen Volks, ja eines jeden Volkes völlig unverständlich bliebe, auch wenn er sich die Mühe gäbe es wirklich kennen zu lernen, was nicht der Fall ist — wie soll ein solcher Schriftsteller bey dem besten Willen eine treue Schilderung des Volkes geben? Von seinem Standpuncte aus muß ihm natürlicher Weise Alles was er wirklich sieht und hört im höchsten

Grade verkehrt und empfindend erscheinen, und wo seine eigenen Beobachtungen aufhören, da beginnen seine theoretischen Folgerungen, wonach diese und jene Ursachen, diese oder jene Folgen haben müssen, die dann als wirklich vorhanden von ihm angenommen werden. Es ist nun nicht unsere Sache hier zu untersuchen woher es kommt, daß dergleichen Folgeschlüsse selten mit der Wirklichkeit übereinstimmen, daß das Leben mancherley Elemente und Einflüsse hat, die sich nun einmal nicht an unsere Systeme binden — es genügt uns an der Thatfache, daß der ganze Zustand des Spanischen Volkes keinesweges so ist, wie er nach dem (vom Verf. im Ganzen richtig geschilderten) Zustand der Verwaltung, des öffentlichen Unterrichts, der Kirche &c. seyn könnte oder mußte, und wie der Verf. ihn als wirklich vorhanden annimmt. Ueberdies ist am Ende doch Alles relativ, und eben deshalb liegt das eigentlich Belehrende und Ersprießliche einer Untersuchung und eines Verständnisses des gegenwärtigen Zustandes eben da, wo es der Verf. und Seinesgleichen freylich nicht suchen, nämlich in dem demüthigenden Resultat was sich aus einem aufrichtigen Vergleich zwischen dem Zustande Spaniens und Frankreichs ergibt: daß jener, so traurig er in mancher Hinsicht auch ist, und durch welche Ursachen er auch hervorgebracht worden seyn mag, dennoch keinesweges schlimmer ist als der Zustand Frankreichs — daß der materielle Zustand der großen Mehrzahl des Französischen Volkes nicht besser ist als der der Mehrzahl des Spanischen, und daß das geistige Leben des Spanischen Volkes in seinem innersten Wesen, so sehr es einer neuen Anregung und Reinigung bedürfte, doch viel gesunder, lebenskräftiger ist als das geistige des Französischen Volkes.

Schluß im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stüd.

Den 26. Julius 1832.

Paris.

Beschluß der Anzeige: Souvenirs du Midi, ou l'Espagne telle qu'elle est sous ses pouvoirs religieux et monarchique, par R. Faure, etc. etc.

Eine solche Erkenntniß könnte allein zu der andern führen die vor allen Dingen Noth thut: nämlich, daß der Liberalismus mit seiner Aufklärung, seinem Industrialismus, seinen Repräsentativverfassungen allein keine besseren Resultate geben kann, als der höchste Grad des monarchischen und theocratischen Despotismus — daß unsere Zeit sich also nothwendiger Weise, soll es überhaupt besser werden, anderswo nach Hülfe umsehen muß. Aber freylich hegen wir nicht die geringste Hoffnung, daß fürs erste die Eitelkeit des Liberalismus einer solchen Wahrheit Raum geben werde. Er hat zwar seit zwey Jahren schon der bitteren Erfahrungen viele gemacht, aber es stehen ihm ohne Zweifel noch härtere bevor; und wenn wir sehen wie wenig function

Jahre der furchtbarsten Erfahrungen gegen die Verstocktheit der gegenüberstehenden Ansicht und Parthey vermocht haben, so ist freylich wenig Hoffnung da, daß der Liberalismus wohlfeilern Kaufs davon kommen wird als seine bisherigen Gegner. Was den materiellen Zustand des Volks betrifft, so dürfte allensfalls der jetzige Augenblick, wo fast in ganz Europa, besonders aber in Frankreich, das materielle Elend des Volks gleichsam als eine Entschuldigung oder Erklärung so vieler Unordnungen anerkannt wird — wo man den Aufstand von 30000 Arbeitern in Lyon sehr tröstlich damit erklärt: er habe durchaus keinen politischen Character gehabt, es sey bloßer Hunger und Elend, weiter nichts — so dürfte ein solcher Augenblick noch am ehesten geeignet seyn zu gestehen, daß der materielle Zustand der Masse des Volkes in Spanien nicht wohl schlimmer seyn kann als in Frankreich und anderwärts, und daß der einzige Unterschied darin zu suchen ist, daß in Spanien der Luxus der höheren Stände, der Reichen weniger ins Auge fallend, weniger ausgebildet und verfeinert, die Zahl solcher Reichen im Verhältniß zu den Armen oder bloß auf das Nothwendige beschränkten geringer ist — daß also dem gesellschaftlichen, äußern Leben in Spanien jener bunte Glitterglanz fehlt, der in Frankreich besonders für denjenigen, der sich in den reichen oder wohlhabenden Kreisen der Hauptstadt herumtreibt, das Elend des Volks verbirgt, bis etwa die trüben Wogen des Aufruhrs mahnend und drohend aus den Faubourgs hervorbrechen und jene eitlen Träumer an die Wirklichkeit erinnern. Geben wir nun aber auch zu, daß die Armuth in Spanien ungefähr eben so groß ist als in Frankreich, so darf man doch nicht vergessen, daß derselbe Grad von Armuth in dem Klima

des größten Theils der Halbinsel sehr viel weniger drückend ist als in Frankreich, und bey den Sitten und Begriffen des Spanischen Volkes sehr viel weniger demoralisierend und erniedrigend. Könnten wir uns indessen auch mit dem Verf. allenfalls über diesen Punct verständigen, so würde er doch jedenfalls den leisesten Zweifel an der unendlichen Erhabenheit seines Volkes über das Spanische, in geistiger Hinsicht, mit Entsetzen und Unwillen zurückweisen, oder vielmehr einen solchen Zweifel gar nicht verstehen; und dennoch können wir nicht umhin ihn allem Ernste zu erheben. Frankreich besitzt ohne allen Zweifel eine sehr viel größere Menge von gelehrten, unterrichteten Männern als Spanien, und die Resultate der Arbeiten dieser Männer werden vermöge der Journalistik in populärer Form und in ihren practischen Beziehungen über eine gewisse Masse der höheren und mittleren Stände ergossen — wir wollen dahin gestellt seyn lassen in wiefern eine solche ausschließlich aus den Journalen dieser oder jener Partey, größtentheils ohne eignes Nachdenken, ohne die sichere Grundlage und Vorbereitung eines guten Schul- oder Universitäts-Unterrichts, ohne höheren wissenschaftlichen und besonders ohne eine Spur von religiösem Sinn aufgenommene Weisheit den Bedingungen einer wirklich wohlthätigen, edlern Bildung entspricht, sondern wir wollen zugeben daß diese Art von Bildung in Spanien viel weniger weit verbreitet ist als in Frankreich — ; ist aber von der Masse des Volks die Rede, so müssen wir unbedingt jeden Anspruch auf geistige Ueberlegenheit des französischen Volkes, also auf den Vorzug der Anstalten und Mittel durch welche der geistige Zustand dieses Volkes seit fünfzig Jahren hervorgebracht worden ist, vor den

in Spanien auf diesem Gebiet wirksamen Elementen zurückweisen — wobei wir übrigens weit entfernt sind das viele Gute, ja Herrliche was sich hier sowohl als dort den verderblichen Einflüssen und verkehrten Anstalten der entgegengesetzten Art, oder der gänzlichen Vernachlässigung zum Trost erhalten hat zu verkennen. Ja wir legen wahrscheinlich auf die guten Anlagen und Eigenschaften des französischen Volks einen größeren Werth, und wissen sie besser zu würdigen als der Verf. in seinem beschränkten Liberalismus es vermag; allerdings aber müssen wir in dieser Hinsicht dem Spanischen Volk den Vorzug geben, dessen ganzes Wesen viel weniger zerrissen, weniger trübe, viel gesunder ist. — Daß die große Masse des Volks, in Frankreich wie in allen andern Ländern unendlich unwissend, ungebildet und roh ist, wird der Verf. uns allenfalls zugeben*), und wir müßten noch hinzufügen, daß in dem Character, dem geistigen Leben des Spanischen Volks eigentliche Rohheit und Gemeinheit sehr viel weniger Raum hat als bey dem Französischen oder irgend einem andern Volk. Dagegen aber ermangelt der Verf. nicht Alles was nur irgend als Frucht des Katholicismus und des Priestereinflusses erscheint als verderblichen Aberglauben zu verdammen, und wiederum Alles Unlöbliche, alle Sünden und Verbrechen die in Spanien begangen werden dem Einfluß der Priester zuzuschreiben. Angenommen aber auch, dem wäre so, was keinesweges

*) Wir könnten ihn im Nothfall auf einen Artikel des Journal des debats aufmerksam machen, wonach mit Ausnahme von etwa 500000 Wählern und Nationalgardien die ganze Masse des französischen Volks als die eigentlichen Barbaren anzusehen wären, deren Irthümern aus allen Kräften abzuwehren ist!

unbedingt der Fall ist, so müßte doch der Verf. um zu einer richtigen Ansicht zu gelangen, den noch erst das nicht weniger allgemein verbreitete als lächerliche Vorurtheil ablegen, als wenn im katholischen Süden, und namentlich in Spanien, mehr Sünden und Verbrechen begangen werden wie anderswo und namentlich in Frankreich *); dann würde jeder Theil dafür sorgen den Quellen des Uebels bey sich selbst nachzuspüren und sie zu verstopfen, welcher Art sie auch seyn möchten, statt sich in selbstgefälliger Sicherheit zu wiegen, weil diese Quellen bey ihm vielleicht nicht dieselben sind, die er bey dem Nachbar entdeckt. Was nun aber den katholischen Aberglauben betrifft, so darf man erstlich nicht vergessen, daß er bey einem großen Theile des französischen Volkes wenigstens eben so kraß und aus mancherley Ursachen sogar finsterner, bitterer, unersreulicher sich findet als in Spanien — und geben wir auch zu, daß der größte Theil des französischen Volkes von diesem Aberglauben frey ist, so fragen wir: ob damit schon irgend etwas gefördert ist? ob bey diesem größten Theile des französischen Volkes richtigere, würdigere, heilsbringendere Ansichten von göttlichen Dingen herrschen als in dem katholischen Spanien? Ob die Lehren der sogenannten Philosophie des 18. Jahrhunderts erfreulichere Früchte getragen hat, als die Lehren der römisch-katholischen Kirche? Wir glauben in der That, daß in Frankreich selbst in diesem Augenblick eine heilsame Selbsterkenntniß anfangt sich zu regen, welche solche Fragen

*) Der einzige Unterschied liegt in dem Character, der Art der da oder dort vorherrschenden Sünden und Laster, und darin daß die Laster der Südländer häufiger der Art sind daß sie zu groben Verbrechen, die das Gesetz straft, z. B. zu Mordthaten führen.

zwar nicht auf eine für den Liberalismus schmelz-
 chelhafte, aber für die Zukunft erspriessliche und
 mit unserer Ansicht ziemlich übereinstimmende
 Art beantworten dürfte — und wir müssen noch
 ausdrücklich bemerken, daß allen Auswüchsen und
 Mißbräuchen der Kirche und ihres Dogma, aller
 Verruchtheit und Absurdität vieler ihrer Diener
 zum Troß, in der Art von Bildung welche das
 spanische Volk durch die Kirche erhält, unter allem
 Wust der Willkühr und des Aberglaubens, sich
 doch immer die wesentlichen Elemente des Evan-
 gelium erhalten, und daß eben deshalb die Bil-
 dung des Spanischen Volkes eine wesentlich heil-
 samere, gesündere ist, als die des philosophisch-
 liberalen Frankreichs. — Unter den Begriffen
 die der gemeine Mann in Spanien von göttli-
 chen Dingen hat, und die der Verf. ausdrück-
 lich als Beweis der Unwissenheit, des Aberglau-
 bens anführt, finden sich in der That nicht we-
 nige und wesentliche, die eben nichts weiter als
 christliche, in der heiligen Schrift begründete, und
 Gottlob auch außerhalb Spanien noch nicht so
 ganz verworfen sind, wie der Verf. mit der größ-
 ten Unbefangenheit voraussetzt. Ein anderer
 Punct, worin wir dem Verf. auch nicht ganz
 beystimmen können, ist der unbedingte Tadel
 der innern Staatsverwaltung, sofern wir sie nach
 ihren Resultaten beurtheilen sollen. Wir sind
 zwar weit entfernt dieselbe loben und empfehlen
 zu wollen, sondern unsere Absicht ist nur, darauf
 aufmerksam zu machen, daß erstlich die Spani-
 sche Regierung sich seit 1823 in einer schwieri-
 gern Lage befindet als irgend eine andere, und
 daß zweytens in den Resultaten der Verwaltung,
 so wie sie einmal seyn mag, doch manches ist,
 was mit den theoretischen Folgerungen des Ver-
 fassers nicht ganz übereinstimmt — gar Vieles

was wenigstens räthselhaft erscheint und einer näheren Untersuchung bedürfte, wozu es in diesem Augenblick überall an Materialien fehlt. Uns wenigstens will bedünken, daß, so traurig der innere Zustand Spaniens seyn mag, so groß der Verfall in allen Zweigen der Verwaltung, so unheilbar die Erschöpfung der Finanzen, dennoch manche gelegentliche, vorübergehende Umstände schließen lassen, daß alle diese Uebel nicht ganz so arg sind, als man sie seit acht Jahren darstellt, als sie nach allen Regeln unserer staatswirthschaftlichen Systeme seyn müßten — und es geht uns in dieser Hinsicht mit Spanien fast wie mit dem türkischen Staat, von dem man seit fast einem Jahrhundert überzeugt ist er könne nicht mehr zusammenhalten und bestehen, und der dennoch fortbesteht, und von Zeit zu Zeit sogar Symptome von Energie gibt, die uns eben zu dem trivialen Resultat führen, daß es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gibt als unsere Philosophen und respective Staatswirthschaftslehrer sich träumen lassen. Wir bekennen aufrichtig unsere Unwissenheit und unsere Zweifel in dieser Hinsicht, und würden daher dem Verf. keinen Vorwurf daraus machen, daß er diese Zweifel nicht löst, sondern nur daraus, daß er in der That meint alle Zweifel gelöst zu haben. Uns scheint schon daraus, daß die gegenwärtige Spanische Regierung sich unter unendlich schwierigen Umständen so lange erhält, hervorzugehen, daß sie auf irgend eine Weise den Bedürfnissen und Wünschen einer Mehrzahl der Nation genügt, oder sie doch nicht zu scharf verletzt — oder daß diese Mehrzahl von einer möglichen Veränderung keine wesentliche Verbesserung erwartet. Diese Erklärung wäre nun ziemlich genügend wenn ihr nicht frühere Ereignisse

nisse, besonders die von 1820—23, scheinbar widersprüchen, da sie beweisen daß es einen mehr oder weniger bedeutenden Theil der Nation gibt, oder gegeben hat, dessen Verhältniß zu der jetzigen Regierung und ihrem System ein feindseliges seyn muß — ja es käme darauf an wie sich das gegenwärtige System der Spanischen Regierung zu den Ansichten, Wünschen und Plänen der sogenannten Carlistischen Partey verhält — worüber uns jede nähere Kunde abgeht — um zu entscheiden, ob nicht auch in Spanien zwei entgegengesetzte Parteyen der Regierung gegenüber stehen. Wie dem auch sey so mußte nach der sogenannten Restauration von 1823 für die Spanische Regierung die nächste Frage die seyn: ob sie die Wünsche und Bedürfnisse der liberalen Partey, des neuen Spaniens berücksichtigen und dadurch versöhnen, oder ob sie diese Partey durch gänzliche Unterdrückung unschädlich machen solle? Die französische Regierung hatte sich nach der Restauration in einer ähnlichen Lage befunden, und hatte den letztern Ausweg gewählt, auch nicht wohl einen andern wählen können, da das neue Frankreich in jeder Hinsicht an Bedeutung, Hülfsmitteln, Zahl u. s. w. das alte so unendlich überwog. Die Resultate liegen am Tage. In Spanien war das Verhältniß umgekehrt, und war die große Masse des Volks dem Neuen auch nicht gerade feindselig, so war es ihm doch ganz fremd, während die Partey des Alten der des Neuen ziemlich das Gleichgewicht hielt. Unter diesen Umständen konnte die Regierung einen, jenem der französischen Restauration ganz entgegengesetzten Weg einschlagen. Der Liberalismus wurde unbedingt unterdrückt, und dessen edelste, kräftigste Elemente, in die zwar in ihrer Ansicht sehr zu rechtfertigende, aber

für die Regierung am wenigsten gefährliche Stellung von Verschwörern oder Verbannten geworfen. Dieß Verfahren machte anfangs theils die Beyhülfe der entgegengesetzten Partey wirklich nöthig, theils mußte die Regierung dadurch den Anschein erhalten als werfe sie sich dieser Partey in die Arme — allein es zeigte sich doch bald und namentlich 1826 bey und seit der Unterdrückung der Agravados in Catalonien, daß die Regierung ihre Unabhängigkeit behauptet oder wieder gewonnen hat, daß sie sich nicht auf die Partey des Alten sondern auf die große Mehrzahl der Nation stütze. Ist dieß wirklich der Fall, so wäre damit freylich noch nicht Alles gethan und gerechtfertigt, sondern es bliebe der Regierung immer noch die schwere Verantwortlichkeit, unter der auch die französische Restauration und noch mehr das juste milieu erliegt, daß sie ihre so begründete Gewalt nicht dazu anwendet das Volk selbst auf der Bahn der Civilisation, die ihm angemessen und eigenthümlich ist, weiter zu führen — es bliebe besonders die Frage zu beantworten, ob die Stütze die sie in der Mehrzahl der Nation findet, eine active oder bloß passive, ob es wirkliches Vertrauen und Liebe, oder bloß Gleichgültigkeit und Erschöpfung ist; da im letzten Fall immer eine Umwälzung im Sinne der einen oder andern Partey sehr möglich wäre — wie dem aber auch sey, und im allerschlimmsten Fall, wenn man die Spanische Regierung noch so streng beurtheilt, wenn man alle günstigen Möglichkeiten ausschließt, und Alles was wir nicht genau wissen zu ihrem Nachtheil annimmt, so scheint uns doch, daß weder die constitutionelle Restauration noch das juste milieu der Juliusrevolution sehr große Ursache haben sich im Vergleich mit der absolutistischen

Restauration in Spanien ihrer Weisheit und ihrer Erfolge zu rühmen — und auch diese Betrachtungen führen uns auf die Nothwendigkeit zurück wesentliche Verbesserungen, gründliche Heilung außerhalb der bisherigen Kreise politischer Elemente und Systeme zu suchen.

Wir haben es um so mehr vorgezogen hier ein allgemeines Urtheil über das vorliegende Werk auszusprechen, statt einer ins Einzelne gehende Kritik, oder statt längerer Auszüge zu geben; da wir im Einzelnen wenig dagegen einzuwenden haben, sondern eben nur im Allgemeinen, und da vollständige Uebersetzungen daraus schon längst in viel gelesenen Zeitschriften sich finden, und es uns eher nöthig schien den Leser auf die Irrthümer aufmerksam zu machen, wozu die Darstellungen des Verfs., so wenig gegen ihre materielle Richtigkeit im Ganzen einzuwenden ist, doch reichliche Veranlassung geben können.

B. A. H.

H i l d e s h e i m.

Ben Brandis: die Jagd-Gerechtigkeit der Stadt Hildesheim. Eine geschichtliche Darstellung des innern und äußern Umfangs der Hildesheimischen Stadt- und Bürger-Jagd, aus authentischen archivalischen Quellen. Mit bisher noch ungedruckten Urkunden und Acten-Stücken. Für Ordnung und Recht. 1832. 100 S. 8.

Veranlassung zu dieser kleinen Schrift, als deren Verfasser sich Herr Senator Hübotter in Hildesheim, unter der Vorrede angegeben hat, gab die Verfügung Sr. M. unsers jezt regierenden Königs, durch welche der Hildesheimischen Bürgerschaft die freye Benützung ihrer Jagd-gerechtigkeit im Jahre 1831 wieder gegeben wor-

den ist, nachdem sie derselben 27 Jahre hindurch entzogen war. Sie verbreitet sich über den Ursprung und den Umfang des städtischen Jagdrechts, über die vielen Streitigkeiten mit den Bischöfen, dem Domcapitel und dem Adel, in Bezug auf dessen Ausübung, über die Gränzen des Jagdrechts, in deren Hinsicht ein noch ruhender Proceß sich in der Registratur des ehemaligen Reichscammergerichts befindet, und eine Reassumption zu erwarten scheint, und andere hierher einschlagende Rechtsverhältnisse, die bey jener Reassumption sehr beachtungswerth seyn werden. Ist die Abhandlung freylich in diesem Bezuge nur von einem localen Interesse, so enthält sie doch auch manche, vorzüglich dem Jagdliebhaber willkommene Notizen, wohin namentlich die Auszüge aus dem 1646 angelegten sogenannten Jägerbuche zu rechnen seyn dürften. So wurde z. B. die Feldjagd (Hasen und Hühner) bis in die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts nur vermittelt der Neze oder Garne ausgeübt; selten bediente man sich des Feurgewehrs; nur gewöhnliche Haushunde nahm man mit auf die Jagd; Hühnerhunde, damals Vorstehhunde genannt, kamen erst zu Ende des siebenzehnten, und im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts vor, und es wurde ein sehr hoher Werth auf dieselben gelegt. Im Jahre 1649 wurde dem Rathsstallmeister Thier das Beschießen der Jagd für den Rath übertragen. Er mußte zu diesem Ende zwey Jagd- und zwey Windhunde, auch zur Wartung derselben einen Jungen halten, wofür ihm aus der Cammercy 28 Scheffel Roggen; 8 Scheffel Gerste, 4 Scheffel Erbsen, das erforderliche Mahl- und Badelohn und zwey Paar Schuhe für den Jungen, auch dann und wann ein

1180 Göttingische gel. Anzeigen

Fuder Heu verabreicht wurde. Daneben erhielt er an Fang- oder Schießgelde für einen Hasen 9 mgr., für ein Reh 18 mgr., für ein Hirsch oder wildes Schwein 1½ Rthlr., für ein Feldhuhn, eine Wachtel oder Schnepfe 2½ mgr., und für einen Krammetvogel 1 mgr.

In den Holzungen hielten sich Luchse und Wölfe zahlreich auf. Von diesen Raubthieren wurde am ersten der Luchs ausgerottet; seit dem siebenzehnten Jahrhunderte wird er nicht mehr erwähnt. Die Wölfe haben sich dagegen recht lange in den städtischen Waldungen gehalten. Sie wurden nur in Garnen gefangen, deren die Stadt keine besaß, weshalb ihnen wenig Abbruch geschehen konnte. Bey den Jagdeingriffen der landesherrlichen Oberjägermeister in die städtischen Waldungen wurden daher noch in den Jahren 1652 bis 1669 mehrere Wölfe gefangen.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung, 1832: Ueber die Verwaltung und Verfassung der Lutherischen Kirche; von einem Juristen. 58 S. 8.

Wäre die jetzige Generation durch die vielen politischen Stürme, die sie zu bestehen gehabt hat, und durch welche sie noch fortwährend aufgeregt wird, nicht dem kirchlichen Leben größtentheils entfremdet, so müßte sie gewiß mit nicht geringem Eifer auf Reformen in der Kirchenverfassung bedacht seyn, wie sie jetzt nach politischen Reformen strebt. Wenigstens kann man es als eine ziemlich entschiedene Sache ansehen, daß jene Verfassung, so wie sie bisher noch in den meisten deutschen Ländern besteht, keineswegs den Anforderungen entspricht, welche diejenigen Protestanten, die überhaupt noch ein kirchliches Interesse haben, an ihre Kirche machen. Wenn nun auch gleich die

118. 119. St., den 26. Julius 1832. 1181

Schwierigsten, ja die Gefahren nicht zu verkennen sind, mit welchen in einer so aufgeregten Zeit, wie der unsrigen, eine solche Reform verbunden ist, wenn es ferner auch selbst in Frage gestellt werden kann, ob in einem Augenblick, wo die Parteyen auch in religiöser Beziehung in so strengem Gegensatz zu einander stehen und wo wegen des bey den meisten mangelnden Interesse kein lebendiges Erfassen aller kirchlichen Bedürfnisse erwartet werden kann, eine durchgreifende Reform überhaupt rathlich seyn würde, und wenn endlich es hiernach beynabe das Ansehen hat, als läge es in den Planen der Vorsehung, daß die protestantische Kirche als solche nie zu einer ausgebildeten Kirchenverfassung gelangen sollte, um nicht durch die strengeren Formen derselben die vielleicht nicht mehr weit entfernte Vereinigung der beiden großen Hälften, in welche die christliche Kirche bis jetzt noch zerfällt, aufzuhalten, so würde es doch ganz der geistigen Freyheit des Menschen zuwider seyn, wenn er sich durch solche Betrachtungen abhalten lassen wollte, das, was er für wahr und recht hält, auszusprechen und auf Abstellung der Mängel, welche er in den bestehenden Verhältnissen erblickt, zu denken. Es kann daher durchaus nicht als ein unzeitiges Unternehmen zurückgewiesen werden, wenn jetzt von mehreren Männern auf die Mängel der protestantischen Kirchenverfassung in manchen deutschen Ländern aufmerksam gemacht wird, und von ihnen Vorschläge zur Abstellung derselben gethan werden. Vielmehr ist es lobend anzuerkennen, daß sie die Vorliebe unseres Zeitalters für Reformen auch zum Besten der Kirche zu benutzen und die Aufmerksamkeit des Publicums auf einen Gegenstand zu lenken suchen, der gewiß keine geringere Beachtung verdient, als die Staatsverhandlungen, welche bey den meisten den

Stoff des gewöhnlichen Tagesgesprächs bilden. Unter jenen Männern nimmt der Vf. der vorliegenden Schrift eine höchst rühmliche Stelle ein. Er zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er nicht einer die Verhältnisse des Lebens nicht berücksichtigenden Theorie zu Gefallen manches an unseren bestehenden kirchlichen Einrichtungen tadelnswürdig findet und Veränderungen in denselben wünscht, sondern, daß er größtentheils durch eigene Erfahrung sich von manchen Mängeln überzeugt und darüber ernstlich nachgedacht hat, ob bey den gegebenen Verhältnissen eine Abstellung derselben überhaupt möglich sey, und wie, wenn dieß der Fall, eine solche mit den vorhandenen Mitteln am besten bewirkt werden könne. Es wird daher wohl mancher seine Verbesserungs-Träume in der vorliegenden Schrift nicht realisiert finden, dafür aber jeder, welcher sich davon überzeugt hat, daß eine Verbesserung nur dann wirklich ersprießlich ist und von Dauer seyn kann, wenn dabey so viel wie möglich das Interesse aller gewahrt wird, sie nach ihrer Lesung desto befriedigter wieder aus der Hand legen. Da eine Beurtheilung der Einzelheiten derselben ganz außerhalb der diesen Blättern gesetzten Gränzen liegen; und eine ausführliche Angabe ihres Inhalts um so weniger rathlich seyn würde, als bey ihrer Kürze gewiß jeder, welcher sich überhaupt für den Gegenstand derselben interessiert, sie selbst lesen wird, so beschränken wir uns auf folgende wenige Bemerkungen. Nachdem der Vf. einen kurzen Abriss der jetzigen Verfassung der Lutherischen Kirche im Königreiche Hannover vorausgeschickt hat, sucht er sich folgende zwey Fragen zu beantworten: 1. in welchem Umfange bedarf die protestantische Kirche zur Erreichung ihrer Zwecke äußerer Anstalten und Mittel, und 2. in wiefern wird ihr deren Gebrauch

durch die in unserm Lande bestehende kirchliche Verfassung und Verwaltung gesichert? Von diesen Fragen ist natürlich die zweyte, da sie den Hauptgegenstand der Schrift bildet, am ausführlichsten abgehandelt. Der Verf. hält mit Recht eine Aufhebung der Consistorial-Verfassung für nicht rathlich; wünscht aber allerdings, daß in derselben einige Abänderungen vorgenommen werden möchten. Namentlich ist er der Meinung, daß die bisher den Landständen in Ansehung der inneren kirchlichen Gesetzgebung zuständigen Attribute an eine Lutherische Landes-Synode zu übertragen seyen. In der That läßt es sich auch nicht verkennen, daß die gegenwärtige Verfassung, nach welcher zur Erlassung neuer kirchlicher Gesetze die Zustimmung der Landstände erforderlich ist, für die Zukunft nicht mehr passend zu seyn scheint. Daß aber dem Landesherrn die kirchliche Gesetzgebung ausschließlich überlassen werde, halten wir mit dem Vf. für eben so wenig rathlich, und so bleibt denn in der That, wenn die innere kirchliche Gesetzgebung nicht ganz in Stoden gerathen soll, kaum etwas Anderes übrig, als eine allgemeine Landesynode bey derselben hinzuzuziehen, mit so vielen Bedenken auch die Berufung einer solchen in der jetzigen Zeit verknüpft seyn mag. Weit unbedenklicher stimmen wir dem Vorschlage des Vfs. bey, in jeder Gemeinde ein aus dem Prediger und mehreren gewählten Gemeindegliedern bestehendes Presbyterium zu errichten, und demselben nicht nur die Geschäfte der Juraten und Altaristen, sondern überhaupt eine Aufsicht und Mitwirkung bey der Verwaltung und Verwendung des Kirchenvermögens einzuräumen, da wir so wohl von der Angemessenheit einer solchen Behörde zu dem angegebenen Zweck, als auch davon vollkommen überzeugt sind, daß sie zur Erweckung des Interesse der Gemeindeglieder an kirchlichen Ange-

den kirchlichen
und Verände
daß er größt
von manchen
ernstlich nach
Verhältnissen
möglich sey, u
solche mit den
wirkt werden d
cher seine Verbe
den Schrift nic
der, welcher für
Verbesserung nu
von Dauer seyn
möglich das In
nach ihrer Lesun
der Hand legen.
zelnheiten derselbe
Blättern gesetzten
führliche Angabe
rathlich seyn würde
der, welcher sich
derselben interessier
schreiben

durch die in unserm Lande bestehende kirchliche Verfassung und Verwaltung gesichert? Von diesen Fragen ist natürlich die zweite, da sie den Hauptgegenstand der Schrift bildet, am ausführlichsten abgehandelt. Der Verf. hält mit Recht eine Aufhebung der Consistorial-Verfassung für nicht rathlich; wünscht aber allerdings, daß in derselben einige Abänderungen vorgenommen werden möchten. Namentlich ist er der Meinung, daß die bisher den Landständen in Ansehung der inneren kirchlichen Gesetzgebung zuständigen Attribute an eine Lutherische Landes-Synode zu übertragen seyen. In der That läßt es sich auch nicht verkennen, daß die gegenwärtige Verfassung, nach welcher zur Erlassung neuer kirchlicher Gesetze die Zustimmung der Landstände erforderlich ist, für die Zukunft nicht mehr passend zu seyn scheint. Daß aber dem Landesherrn die kirchliche Gesetzgebung ausschließlich überlassen werde, halten wir mit dem Vf. für eben so wenig rathlich, und so bleibt denn in der That, wenn die innere kirchliche Gesetzgebung nicht ganz in Stocken gerathen soll, kaum etwas Anderes übrig, als eine allgemeine Landessynode bey derselben hinzuzuziehen, mit so vielen Bedenken auch die Berufung einer solchen in der jetzigen Zeit verknüpft seyn mag. Weit unbedenklicher stimmen wir dem Vorschlage des Vfs. bey, in jeder Gemeinde ein aus dem Prediger und mehreren gewählten Gemeindegliedern bestehendes Presbyterium zu errichten, und demselben nicht nur die Geschäfte der Juraten und Altaristen, sondern überhaupt eine Aufsicht und Mitwirkung bey der Verwaltung und Verwendung des Kirchenvermögens einzuräumen, da wir so wohl von der Angemessenheit einer solchen Behörde zu dem angegebenen Zweck, als auch davon vollkommen überzeugt sind, daß sie zur Erweckung des Interesse der Gemeindeglieder an kirchlichen Ange-

zeugt, daß dieses neue Unternehmen nicht nur von langer Dauer, sondern auch von ersprießlichem Erfolge für die gesammte Arzneywissenschaft seyn werde; denn wenn auch das dasige Lehr-Institut zur Bildung von Wundärzten nicht durch glänzende Anstalten sich auszeichnet, so ist doch Alles zur Genüge vorhanden, und das fehlende Aeußere wird durch die Gediegenheit und den eisernen Fleiß des dabey angestellten Personales reichlich ersetzt. Wir gehen nun zu den Betrachtungen der einzelnen Abhandlungen selbst.

I. Blick auf die gegenwärtige Lage der Medicin, von dem Director der Königlichen Chirurgischen Lehranstalt zu Münster Dr. C. W. Buser. Diese in Form einer Rede mit gelübter Feder geschriebene Abhandlung, wurde von ihrem Verf. am 4. April 1827 bey Eröffnung der Versammlungen der ärztlichen Gesellschaft vorgetragen. Sie enthält vorzüglich die Schicksale der practischen Arzneykunde vom Anfange dieses Jahrhunderts, hinsichtlich der erwachten und zum Theil wieder entschlafenen, oder noch nachtheilig fortwirkenden Theorien und Systeme, dann aber auch die Erwähnung des Guten, das selbst die einseitigsten Lehransichten auf die Arzneykunde gehabt haben, und wie Alles endlich wieder auf den einzig richtigen Weg, den der Naturbeobachtung, zurückkehre und da aber den fruchtbarsten Boden zur fortschreitenden Erkenntniß antreffe.

II. Bemerkungen über die Bewegungen der Iris im menschlichen Auge, von Dr. Caspar Theodor Jourtual. Es gehen hieraus folgende vom Vf. zusammengestellte Resultate hervor: 1. Nur die Lichtmenge im Allgemeinen wirkt auf die Iris erregend, ohne Unterschied der mehr oder minder scharfen Begrenzung der Strahlenbündel auf der Netzhaut. 2. Der Expansionsgrad der

Iris ist der Intensität des Lichtreizes nicht proportional, sondern bleibt, wenn letzterer wächst, hinter dem Verhältniß dieser Zunahme zurück. Ein Gleiches gilt von der die Lichtsensation entwickelnden Thätigkeit der Retina. 3. Die Erregung der Iris wird nicht durch den Strahlenkranz, sondern durch die in und hinter der Netzhaut sich verzweigenden Ciliarnerven vermittelt. 4. Die Energie des Lichts zur Bestimmung der Contraction der Pupille nimmt vom Centralpuncte der Netzhaut gegen die Peripherie derselben immer ab. 5. Druck auf den Augapfel hat als negativer Reiz Erweiterung der Pupille zur Folge. 6. Die Veränderungen der Pupille beim Sehen in verschiedene Fernen stehen in keiner gleichförmigen Beziehung zur Deutlichkeit des Netzhautbildes, auch sind sie nicht in einem objectiven Unterschiede der Erregung gegründet. 7. Diese Veränderungen sind bedingt durch ein sympathisches Verhältniß zwischen der Thätigkeit des inneren geraden Augenmuskels und der Iris. 8. Die natürliche Lage der beiden Sehaxen vor aller willkürlichen Bestimmung ist beim Menschen wie im gesammten Thierreiche divergierend.

III. Bemerkungen über den Begriff und die Eintheilung der Gesichtstäuschungen, von Demselben.

IV. Analyse eines aus London bezogenen ferrum carbonicum, von Franz Aulike, Apotheker zu Münster. Diese ergab, daß dasselbe nichts weiter wie Drydhydrat ist, dem eine nur geringe Menge kohlensauren Drybuls anhängt, und daß dem Crocus martis aperitivus der schon 1698 durch Stahl in Anwendung kam, vollkommen gleich kommt.

V. Erfahrung über die Wirkungen des Bixernbisses in Westphalen, von Franz Wernelink

1188 Göttingische gel. Anzeigen

Medicinal-Rathe und emeritierten Professor der Naturgeschichte. Von den wenigen Schlangenarten, die sich im ehemaligen Hochstifte Münster überhaupt vorfinden, hat der Verf. nur den Coluber Berus L. als giftig erkannt und die Folgen des Bisses desselben an einem Individuum selbst beobachtet. Ein anderer, mit noch heftigeren krankhaften Erscheinungen begleiteter Fall, der aber auch geheilt wurde, ist ihm von zwey anderen in Münster wohnenden Aerzten mitgetheilt worden.

VI. Ueber den Einfluß der Diathesen auf die Wirkung der Arzneimittel, von Dr. Bod. Allen Aerzten, besonders aber den Homöopathen sehr beherzigenswerth, die die Arzneiwirkungen in Krankheiten, aus Versuchen am gesunden Organismus bestimmen.

VII. Einige Bemerkungen über die Pocken unserer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Pockenepidemie, welche im Winter 1828 unter den Soldaten des ersten Regiments Garde zu Potsdam geherrscht hat, von Demselben.

VIII. Theilweise Entzündung und darauf folgende Durchlöcherung des Magens, von Dr. Kldveforn. In der vordern Wand des Magens eines sechzehnjährigen Ackerknechts, der aus der Fallthür eines Kornbodens auf einen untenstehenden Wagen so gefallen war, daß die Präcordien am auffallendsten dabey gelitten hatten, zeigte sich bey der Section eine runde Oeffnung, deren Durchmesser etwa einen halben Zell betrug. Merkwürdiger als dieser Leichenbefund ist, daß das Individuum scheinbar geheilt war, mehrere Stunden zu Fuße ging, um den Verf. als seinen Arzt von seiner Genesung zu überzeugen, den Tag darauf aber schon die ganze Lebensscene geendet hatte.

Iris ist der Intensität des Lichtreizes nicht proportional, sondern bleibt, wenn letzterer wächst, hinter dem Verhältniß dieser Zunahme zurück. Ein Gleiches gilt von der die Lichtsensation entwickelnden Thätigkeit der Retina. 3. Die Erregung der Iris wird nicht durch den Strahlenkranz, sondern durch die in und hinter der Netzhaut sich verzweigenden Ciliarnerven vermittelt. 4. Die Energie des Lichts zur Bestimmung der Contraction der Pupille nimmt vom Centralpuncte der Netzhaut gegen die Peripherie derselben immer ab. 5. Druck auf den Augapfel hat als negativer Reiz Erweiterung der Pupille zur Folge. 6. Die Veränderungen der Pupille beym Sehen in verschiedene Formen stehen in keiner gleichförmigen Beziehung zur Deutlichkeit des Netzhautbildes, auch sind sie nicht in einem objectiven Unterschiede der Erregung gegründet. 7. Diese Veränderungen sind bedingt durch ein sympathisches Verhältniß zwischen der Thätigkeit des inneren geraden Augenmuskels und der Iris. 8. Die natürliche Lage der beiden Sehareen vor aller willkürlichen Bestimmung ist beym Menschen wie im gesammten Thierreiche divergierend.

III. Bemerkungen über den Begriff und die Eintheilung der Gesichtstäuschungen, von Demselben.

IV. Analyse eines aus London bezogenen ferrum carbonicum, von Franz Aulike, Apotheker zu Münster. Diese ergab, daß dasselbe nichts weiter wie Drydhydrat ist, dem eine nur geringe Menge kohlensauren Drybulb anhängt, und daß dem Crocus martis aperitivus der schon 1698 durch Stahl in Anwendung kam, vollkommen gleich kommt.

V. Erfahrung über die Wirkungen des Bibernbisses in Westphalen, von Franz Bernclint

Solcher Be-
folgen des
dum selbst
heftigeren fr
Fall, der ab
zwey anderen
mitgetheilt w

VI. Ueber
Wirkung der
ten Aerzten,
sehr beherzigene
in Krankheiten
Organismus bei

VII. Einige
unserer Zeit, m
Pockenepidemie,
den Soldaten de
Potsdam geherrscht

VIII. Theilweis
gende Durchlöcher
Klößekorn. In
gens eines sechsze
aus der Fallthür
unterstehenden 177

IX. Unerwartete Heilung von Caries der Fußwurzeln, von Demselben. Die Amputation des Fußes war wegen Weigerung des Kranken unterblieben. Die Natur hatte aber dennoch durch Ab- und Ausstoßen des Krankhaften das Glied mit Erhaltung seiner Function zur Heilung gebracht.

X. Abnorme Lage des Colon und daraus entstandener Tympanites, von Dr. von Drosche-Hülshoff. Der Blinddarm eines elfjährigen Mädchens fand sich bey der Section in der linken, das Colon Descendens in der rechten Seite. Durch einen Einschnitt in das letztere entleerte sich eine große Menge Luft und wenigstens ein halber Eimer eines breypartigen etwas bräunlichen Kothes.

XI. Die vorzüglichste Ursache der Seelenkrankheiten, und worauf es bey der Heilung derselben hauptsächlich ankomme, von Dr. A. Haindorf. Der Verf. sucht in aller Kürze zu beweisen, daß die vorzüglichste Ursache der Seelenkrankheiten noch nicht erforscht, daher auch die Therapie derselben nur schwach gefußt sey, und glaubt er bey diesem Gefühle wissenschaftlicher Unmacht, der geistreichen Idee des Dr. Brück, der den Grund der Seelenstörungen in der verfehlten Lebensbestimmung des Menschen betrachtet, und die Umstimmung derselben als das vorzüglichste Heilmittel empfiehlt, beystimmen zu müssen.

Ref., der von dem wankenden Boden worauf die psychische Heilkunde bis jetzt gestützt ist, sich vollkommen überzeugt fühlt, sieht jedoch nicht ein, wie der erfahrene Verf. Brück's Ausspruch nur für etwas mehr als einen Wink, den man bey Heilung der Seelenkrankheiten mit zu berücksichtigen habe, betrachten kann? Diesen ein-

XVII. Beiträge zur Arzneimittellehre, von Dr. E. Bucher. Die im Militär-Hospitale zu Münster und in der von dem Verf. geleiteten Klinik zur Prüfung gezogenen Arzneimittel sind: *ferrum hydrocyanicum*, *Radix artemisiae vulgaris*, *Piperin* und *Extr. piperis nigri oleoso-resinosum* (letzteres war obgleich von *Piperin* gänzlich befreit, doch bey Wechselfieberkranken noch von Wirksamkeit), *Chininum purum*, *muriaticum*, *Cinchonium sulphuricum*, *Jod* und *jodwasserstoffsaures Kali* und *Schwefel-Alkohol*.

XVIII. Ueber stotternde Sprache und mechanische Hülfe gegen dieselbe, vom Demselben. Diese mechanische Hülfe besteht in einem aus Gold oder Platina gearbeiteten *Glossanochon* (Zungenhochhalter), wovon Fig. 1 und 2 der ersten lithographirten Tafel eine deutliche Ansicht liefern.

XIX. Eine Vorrichtung zur Heilung der Weinsbrüche des Oberschenkels, vom Medicinal-Assessor Dr. Busch. Findet sich auf der ersten Tafel Figur 3 bis 8 dargestellt.

XX. Fall von Tracheotomie, mitgetheilt von Demselben.

XXI. Geschichte eines Kaiserschnittes, durch welchen Mutter und Kind gerettet wurden, von Dr. Johann Knecht zu Warendorf.

XXII. Geschichte eines Kaiserschnittes, welcher die Rettung des Kindes aber den Tod der Mutter zur Folge hatte, von Demselben. Außer dem Lobe das die, mit großer Gewandtheit in beiden Fällen vollführten Operationen verdienen, ist noch der Erwähnung werth, daß beide Frauen vor dem Kaiserschnitte mehrere Male auf natürlichem Wege geboren hatten, aber durch späterhin erfolgte Krümmungen der Beckenknochen je-

120. St., den. 28. Julius 1832. 1193

ne Operation nothwendig geworden war. Das verkrümmte Becken der verstorbenen Operierten ist auf der zweyten Tafel lithographiert dargestellt.

XXIII. Notizen über den gegenwärtigen Zustand des Medicinalwesens in Egypten, von Dr. Branco. Der Verf. hat diese im Jahre 1828 an Ort und Stelle selbst gesammelt.

XXIV. Chemische Untersuchung eines zur Vertilgung von Ratten und Mäusen verkauften Geheimmittels. Mitgetheilt von Fr. Hentzenius, Apotheker in Münster. Es bestand aus Wazgenmehl und Arsenik und war von dem Verkäufer nur für Ratten, Mäuse und etwa das Ferkelvieh als schädlich ausgegeben worden.

XXV. Ueber die Aa und die Wallgräben zu Münster, vom Medicinalrathe und Professor Dr. Bodde. Sie bringen beide wegen ihrer stinkenden Effluvien dem Gesundheitsverhältniß der Einwohner großen Nachtheil, und verdient das vom Verf. hierüber Mitgetheilte von der dortigen Behörde sehr beachtet zu werden.

XXVI. Nachricht von den zu Münster in Westphalen in den 9 Jahren von 1818 bis 1826 regelmäßig angestellten meteorologischen Beobachtungen, von Heinrich Kolling, Professor der Physik an der Academie zu Münster. Sind auf Verfügung des Ministeriums des Innern vorgenommen worden und zeugen von musterhafter Genauigkeit.

M d.

B r e s l a u.

Ben Mar und Comp. 1832: Lex Frisionum. in usum scholarum recensuit, introductione historico-critica et adnotatione instruxit Ern. Theod. Gaupp. XXXII Ersten Vorrede und Einleitung. 48 Seiten Text.

dessen künftige
jeder freuen wi
ellen des deut
nen, beifallswert
storum gelesen
nicht dafür nutz
Heroldischen und
der einzigen, wel
Grunde liegen, in
besserungen ist abe
friedigender Text
hier nur die Her
XLVIII Tit. 1, 8
libet in quam 1.
Die Roheit der alt
geschent, also das
stodum 3, 2 und
aus 22, 66. 67 und
26 nicht gestört; wi
2; 1 stehen lassen, t
Siccama empfohlene
sitionem 6, 2 auf

Todschläger die Person, welche er tödten, oder dem Dieb die Sache, welche er stehlen will, in die Hände geliefert wird, allerdings also einen Verrath, den sich der Expositor gegen den Getödteten oder den Eigenthümer des entwendeten Guts zu Schulden kommen läßt. Mit der *elocatio* der *Lex sal. 31*, d. h. der Mietzung eines Dritten zum Todschlag, wie *Siccama* meint, wird diese *expositio* nichts gemein haben. Der Expositor ist ein *socius* oder *adjutor criminis*, ein Kundschafter, ungefähr was in der Saunersprache der *Baldover* heißt. Wie steht nun aber das friesische Wort zu erklären? Mit *forreda* (*prodoro*, verrathen) darf es den Buchstaben nach nicht zusammengehalten werden, da sich kein Uebergang des D in S gedenken läßt und zur Aenderung in *forredni* nichts berechtigt. Denn alle übrigen deutschen Wörter in diesem Gesetz sind richtig geschrieben und vollkommen deutbar, nur daß die Schreiber hin und wieder hochdeutsche Orthographien einmischen. *Forresni* deutet sich wahrscheinlich ganz aus der friesischen Spracheigenthümlichkeit. Dieser Dialect pflegt den harten Kehllaut K und KK in ein zischendes SZ zu wandeln (*Gramm. 1*, 277. 279); das oft vorkommende Verbum *rezza* entspricht dem *abb. recchan*, *alt. roka* und bedeutet *pellere*, *tradere*. *Forresni* darf also ausgesetzt werden *propulsio*, *traditio*, *proditio*, verrätherische Dargebung.

Aus den dem Text beygefügtten Anmerkungen wollen wir eine treffende Vermuthung des Herausgebers über die alten Bergelder hervorheben. Nach der späteren *Additio sapientum* stand auf der größten Vermundung die Composition von 53½ *Solidis* für Freye und 106½ *Sol.* für Edle. Dieser Betrag erreicht aber ganz den des Ver-

Apnar. 36, 4.
derer deutscher
Verdreifachung.
betrug das Berg
den andern $53\frac{1}{2}$
liche Zugabe, der
begegnet. Aus d
Triplikation das
den Burgunden,
welches bey den
lebt auch bey den
hat Herr Ganpp
und wir können n
Zum Beyspiel in d
schen Gesetz ist die
allem Verhältniß zu
Nämlich bey den $\frac{1}{2}$
 $\frac{1}{2}$ des ganzen Bergel
angenommen auf $13\frac{1}{2}$
 $\frac{1}{2}$ des Bergeldes oder
Daumen, also $6\frac{1}{2}$.
den Daumen gleichfal
mit 50 Sol., da ihr 90.
Die

men nur $\frac{1}{2}$ ihres Bergeldes von 150, folglich 25 Sol., die Angelsn und Beriner allen Fingern auch $\frac{1}{2}$. Alamannen und Baiern hingegen schlugen den Daumen nur zu 12 Sol. an, was mit ihrem Bergeld von 160 zusammengehalten, noch nicht einmal $\frac{1}{2}$ desselben ausmacht. Es ist nicht glaublich, daß bey irgend einem deutschen Volk dieser Finger in so geringem Werth gestanden habe. Nimmt man aber an, daß ihr Bergeld in älterer Zeit gleichfalls eine schwächere Summe betragen haben mag, so wird das Gewicht jenes Verhältnisses hergestellt, sey es nun, daß man dafür 48 oder 50 oder $53\frac{1}{2}$ muthmaßen will, da in den beiden letzten Fällen die 12 Sol. als *compositio pollicis* bloß statt der gebrochenen Zahlen $12\frac{1}{2}$ oder $13\frac{1}{2}$ beliebt worden seyn können. Es würde zu umständlich seyn die Untersuchung hier noch auf die übrigen Finger oder auf die Menge der andern Compositionen zu erstrecken.

Festzusehen scheint, daß die älteren Compositionen niedriger waren und daß man sie allmählich, als der Reichthum zunahm, steigerte. Die sächsischen Sol. stellen sich aber dem Bergeld der übrigen Völker ganz gleich, denn es sind nach Tit. 19 *solidi minores* zu zwey Tremissen = 160 *solidi majores* zu drey Tremissen, welchen erwünschten Aufschluß Rec. einer brieflichen Mittheilung des Herrn Prof. Gaupp verdankt.

Jac. Grimm.

Paris.

Tableau de l'Égypte, de la Nubie et des lieux circonvoisins; ou Itinéraire a l'usage des voyageurs qui visitent ces contrées; par M. J. J. Rifand, de Marseille. 1830. XVI und 380 S. in 8.

Rom; von S
Alterthums in
die jetzt dort la
thümlichkeiten
erst Italien, E
und Malta; 18
besuchte viele J
Jahre 1812, da
dus, Cypren na
Trog bietend dur
einen Theil von 2
im Jahre 1826,
zurück.

In vielen Gege
grabungen anstelle
gefundenen Gegen
Turin, Rom, Ma
kommen; er selbst a
ge von Alterthümer
besonders eine bedeu
gen mitgebracht, di
len, theils Scenen
Aegypter und Nubia
ca. 1812

fasser selbst kurz an: 'in dem besuchtesten Hafen Aegyptens, in Alexandrien, lasse ich den Reisenden landen, dessen Führer ich bin. Er betrachtet die Stadt und ihre Umgebungen und ich begleite ihn dann nach Cairo, durch die Eibysche Wüste. Da Cairo die Residenz, die volkreichste Stadt, der Haupthandelsplatz des Landes ist, so habe ich es zum Mittelpunct fast aller Reiserouten die ich angebe gewählt, und schildere hier die Bewohner Aegyptens, die Regierung, den Ackerbau, den Kunstfleiß dieses Landes; zu gleicher Zeit theile ich Bemerkungen mit über die Art wie der Fremde in Aegypten leben muß, wie er sich bey allen Vorfällen zu betragen hat, über seine Reiseanstalten um die verschiedenen Provinzen besuchen zu können u. dergl.'

'Die erste Reise geht dann nach dem Delta, die zweyte nach Charquieh, das heißt nach dem Theile Unterägyptens der östlich vom Delta ist. Nach Cairo zurückgekehrt besuche ich die Provinzen nahe bey der Hauptstadt, dann Fayoum und gehe über Benisouef wieder ins Niltal, durch welches ich dann den Reisenden bis zur zweyten Cataracte führe.'

Vier Itinerarien durch die Eibysche und östliche Wüste zeigen dem Reisenden den Weg, wenn er das ganze Gebiet Aegyptens kennen lernen will. Zuerst geht er von Edfou ans rothe Meer, nach dem alten Berenice; dann durch das Thal von Gossir nach Suez; das Ziel der dritten Reise ist die Dase El Gossar, die vierte geht durch die nordöstliche Küste des rothen Meeres zum Sinai.'

Wer mit den Reisen durch Aegypten bekannt ist, findet hier wenig Neues, was auch der Verfasser selbst gesteht (S. VII), und wo der Weg

~~l'Ontia d' El - C~~
l'Ontia d' El - C
worin Distanzen
characterisirt wir
richt von seiner D
einstimmt.

Dem Reisende
diese Uebersicht de
den angenehm seyn
Delta, so wie im
che, von anderen
wo Nachgrabungen
nend seyn möchten,

Die dem Buch
in Marseille und P
sionen, zur nähere
gen und Zeichnunge
gen daß vieles wa
merkwürdig schien,
bekannt gemacht wor

Der Reisende,
benutzen will, wird
die beigelegte Charte
nur die k...

1201

**G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 30. Julius 1832.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königlichen Societät der Wissenschaften am 14ten d. M. hat Herr Ober-Medicinal-Rath Blumenbach zum Andenken ihres an Ostern verstorbenen verdienstvollen Mitglieds des Professors Wende die Memoria vorgelesen, welche demnächst auch im Druck erscheinen wird.

* * *

Hierauf ward der Bericht über die öconomischen Preisfragen abgestattet.

Für den Julius d. J. war von der Königl. Societät der Wissenschaften folgende Preisfrage aufgegeben:

Welches sind, unter besonderer Berücksichtigung des Bodens und der Öertlichkeit der Insel Wilhelmsburg und der umliegenden Marschgegenden, die wirksamsten, im Großen ausführ-

baren Mittel, um dem Gedeihen des Durocks und seinem weiteren Fortschreiten mit Erfolg entgegen zu wirken?

Zur Beantwortung waren drey Abhandlungen eingegangen und außerdem hat die Kön. Soc. eine darauf sich beziehende Zuschrift von dem Herrn C. Kaufmann zu Arnstadt erhalten. Die Concurränzschrift N. 1. führt das Motto:

‘Die ländlichen Gärten umblühen auch tödtende Kräuter zuweilen, vermischt mit nährenden Pflanzen. Zwar es meidet das Vieh den Schierling, das Equisetum, und der Zeitlosen Anbiß; es meidet die Wiesenranunkel, durch den eignen Instinct vor dem herben Tode gesichert.’

von der Lüge.

Bei der Abhandlung N. 2 hatte sich der Verfasser genannt; daher diese dem Zwecke der Aufgabe ohnehin wenig entsprechende Arbeit, nicht berücksichtigt werden konnte. Die Concurränzschrift N. 3 war mit keinem Motto versehen.

Die zuerst genannte Abhandlung ist die ausführlichste und in jeder Hinsicht vorzüglichste, wiewohl darin der Gesichtspunct der Aufgabe nicht richtig aufgefaßt worden. Die botanische Auseinandersetzung der in Deutschland einheimischen Arten der Gattung Equisetum, welche in dieser Rage nicht erforderlich war, nimmt die Hälfte der ganzen Schrift ein. Es folgen darauf Bemerkungen über die Organe, die Fortpflanzung, geographische Verbreitung, die Bestandtheile, den Nutzen und Schaden des Durocks, woben jedoch nicht genug hervorgehoben worden, daß Equisetum palustre diejenige Art ist, welche, wegen ihres höchst nachtheiligen Einflusses auf das Rindvieh, besonders bekämpft werden

muß. In dem kleinsten Theile der Schrift ist von der Ausrottung des Durocks gehandelt. Es ist hierüber zwar manches Gute gesagt, aber die zur Vertilgung der schädlichen Arten gegebene Anleitung ist nicht erschöpfend; so wie auch die in der Aufgabe ausdrücklich geforderte Berücksichtigung der Localverhältnisse der Insel Wilhelmsburg und der umliegenden Marschgegenden ganz vernachlässigt worden.

Der Verfasser der Schrift N. 3 hat den Forderungen der Königl. Soc. in noch weit geringerem Grade Genüge geleistet, wiewohl von ihm eine, seiner Meinung nach, wichtige Erfindung zur sichersten Vertilgung des Durocks und anderer Unkräuter mitgetheilt worden, die darin besteht, durch starke, auf die Oberfläche des Bodens einwirkende Hitze, die in der Tiefe befindlichen organischen Körper zu zerstören. Die Schrift enthält die Beschreibung und Abbildung einer dazu ausgedachten Vorrichtung, deren Unanwendbarkeit aber eben so leicht einleuchtet, als das ganz Unpractische der Idee.

Diesem gemäß hat die Königl. Societät der Wissenschaften keiner der obigen Concurrrenzschriften den Preis zuerkennen können.

Für die nächsten Termine sind folgende öconomische Preisfragen aufgegeben:

Für den November d. J.:

Die Fabrication des Zuckers aus Runkelrüben, welche bekanntlich eine deutsche Erfindung ist und auch in Deutschland zuerst weitere Ausbildung und Anwendung im Großen gefunden hat, ist bey uns in neuerer Zeit beynabe gänzlich vernachlässigt worden; wogegen sie seit einigen Jahren in mehreren Gegenden Frankreichs in sehr großem Um-

fange und mit bedeutendem Gewinn betrieben wird. Diese Erfahrung hat in einigen Gegenden von Deutschland, namentlich in Bayern, die Aufmerksamkeit auf jenen, der Landwirthschaft sich unmittelbar anschließenden Industriezweig, zurückgelenkt. Der sehr natürliche Wunsch, daß es auch im Königreiche Hannover möglich seyn möchte, Nutzen daraus zu ziehen, veranlaßt die Königliche Societät eine gründliche Beantwortung der Frage zu verlangen:

‘Ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen im Königreich Hannover die Fabrication von Runkelrübenzucker mit Vorthail auszuführen, und, wenn dieses der Fall seyn sollte, welche Einrichtungen sind zu treffen, um sie mit der Landwirthschaft in zweckmäßigste Verbindung zu bringen und den größt möglichen Vorthail dadurch zu erlangen?’

Für den Julius 1833:

Das sogenannte Befallen des Getreides und anderer oconomischer Gewächse mit Rost und Brand ist seinem Wesen nach noch nicht hinreichend aufgeklärt; so wie es auch noch an sicheren Mitteln fehlt, den dadurch oftmals verursachten, großen Schaden zu verhüten. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Untersuchung der Natur und Entstehungsart des Rostes und Brandes am Getreide und an anderen Culturgewächsen, nebst Angabe der Mittel, welche dagegen im Großen mit Erfolg anzuwenden sind.’

121. St., den 30. Julius 1832. 4205

Die Königl. Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Frage folgende Punkte besonders berücksichtigt werden mögen:

1. Wie erzeugen sich Rost (*Uredo linearis*) und Brand (*Uredo segetum*); worin liegen die Ursachen ihrer Entstehung?
2. Sind sie wirklich als parasitische Pflanzen, oder nur als Erzeugnisse vorangegangener Veränderungen der Säfte der Pflanzen und mithin als krankhafte Zustände zu betrachten?
3. Warum werden manche Gewächse so häufig und zwar mit Rost und Brand zugleich, andere aber mit Rost oder Brand, manche hingegen mit keinem von beiden befallen?
4. Gibt es verschiedene Arten von Rost und Brand, und wie kommen sie bey verschiedenen öconomischen Gewächsen vor?
5. Woher rührt es, daß manche Gegenden dem Befallen so oft ausgesetzt sind, wogegen andere weniger davon leiden?
6. Steht die Beschaffenheit des Bodens mit der Erzeugung von Rost und Brand in irgend einem Zusammenhange?
7. Hat die Witterung, haben zumal Gewitter, Einfluß auf das Befallen?
8. Läßt sich die Erzeugung von Rost und Brand ganz verhüten oder wenigstens vermindern und welche Mittel kann man hierzu mit dem besten und sichersten Erfolge anwenden?

Um Mißverständnisse zu vermeiden, werden diejenigen, welche diese Preisfrage beantworten wollen, wohl thun, die Arten von Kost und Brand, welche den Gegenstand der Untersuchung ausmachen, durch systematische, lateinische Namen zu bezeichnen und Proben davon beyzulegen.

Jahr den November 1833:

‘Eine gründliche Erörterung der Ursachen, wodurch das früher an mehreren Orten im Königreiche Hannover blühende Gewerbe der Wollenweberey in neuerer Zeit gesunken ist, nebst Angabe der Mittel, die zur Hebung desselben dienen könnten.’

Da nicht zu verkennen ist, daß der Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Wollenweberey als städtisches, zunftmäßiges Gewerbe befindet, theils mit den allgemeinen Veränderungen zusammenhängt, welche mit diesem Industriezweige in neueren Zeiten, besonders durch die Erweiterung und Vervollkommenung des Maschinenwesens vorgegangen sind, theils von örtlichen Verhältnissen herrührt und daher in verschiedenen Städten nicht ganz auf dieselbe Weise erscheint; die befriedigende Lösung jener Aufgabe aber eine sehr genaue Kenntniß der örtlichen Verhältnisse erfordert; so werden die Wünsche der Königlichen Societät schon dann in Erfüllung gehen, wenn bey übrigens genügender Beantwortung obiger Frage, zunächst nur eine Stadt des Königreichs, in welcher vormals die Wollenweberey blühte, berücksichtigt wird.

121. St., den 30. Julius 1832. 1207

Für den Julius 1834 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät folgende neue Aufgabe bekannt gemacht:

‘Eine gründliche Erörterung des neuerlich besonders empfohlenen Verfahrens, Kartoffeln durch einzelne Reime fortzupflanzen, nebst einer aus sicheren Erfahrungen abgeleiteten Darstellung der Vortheile oder Nachtheile, welche diese Sortpflanzungsart im Vergleich mit dem Legen ganzer oder zerschnittener Kartoffel-Knollen hat.’

Die Königl. Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Frage der Einfluß der abweichenden Beschaffenheiten des Bodens auf den Erfolg besonders berücksichtigt werde, und erwartet, daß die Vergleichung des Aufwandes und Ertrages bey Anwendung der verschiedenen Sortpflanzungsarten, durch wiederholte und genaue Versuche begründet erscheine.

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von vorstehenden öconomischen Aufgaben, ist zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

P a r i s.

Chez Treuttel et Wurtz, 1832: Histoire de la renaissance de la liberté en Italie, de ses progrès de sa décadence et de sa chute.

par J. C. L. Simonde de Sismondi.
2 Bde. 1. Bd. 332 S. 2. Bd. 284 S. in 8.

Dieses Werk ist, obgleich der geschätzte Verf. in der Vorrede (wir wissen nicht warum?) dagegen protestiert, nichts als ein Auszug seines bekannten großen Werkes über die ehemaligen italienischen Freystaaten, nur daß deren Schicksale mit wenig Worten bis auf die neueste Zeit verfolgt sind; wir halten deshalb eine ausführlichere Anzeige desselben für überflüssig, da die Verdienste jenes größeren Werkes längst allgemein anerkannt sind, und auch dasjenige was es noch zu wünschen übrig ließ, seither durch die Arbeiten mehrerer Geschichtsforscher, besonders aber durch Leo's Geschichte von Italien theils hervorgehoben, theils nachgeholt worden ist. Doch bezweifeln wir allerdings daß mit einem solchen Auszuge wenigstens dem deutschen Publicum viel gebient seyn werde, so erwünscht derselbe auch dem Englischen seyn mag, für welches (in *Lardner's Cyclopaedia*) derselbe eigentlich bestimmt ist. Die Geschichte des politischen und geistigen Lebens der italienischen Republiken eignet sich ein für allemal nicht zu solchen Uebersichten und am allerwenigsten wenn sie von dem Standpuncte des Liberalismus aus und mit einer Tendenz absichtlicher Nuganwendung auf die Bewegung der Zeit aufgefasset werden. Der gelehrte, geistreiche Leo mag es verantworten, wenn er am Schluß seiner Geschichte von Italien thut als wenn der jetzige Zustand Italiens, besonders des österreichischen Italiens, ein würdiger, heilsamer, recht- und naturgemäßer sey. — Wir aber gestehen gern, daß wir auch eben nicht absehen wie eine wesentliche Verbesserung auf dem Wege des Liberalismus im Sinne des Verfs. möglich wäre.

B. A. S.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.

Den 2. August 1832.

Göttingen

Herr Director Dr. Grotefend in Hannover hat nunmehr der Königl. Societät auch die beiden übrigen Hefte seiner Nova *pontica cuneiformes inscriptiones enodandi emendatius et auctius facta*. 1832. Fasciculus II. et III. überreicht, womit diese Untersuchungen schließen. Wir beziehen uns zunächst auf das, was in diesen Blättern St. 65 bereits darüber gesagt ist. Diese Hefte beschäftigen sich hauptsächlich mit Entzifferungen der zweyten und dritten Schriftart, in welchen, besonders der dritten, nach den eignen Geständnissen des Verfs. noch vieles ungewiß ist. Als eine Probe — da das Ganze schon wegen des Mangels der Schriftzeichen keines Auszugs fähig ist — geben wir die Uebersetzung der letzten Inschrift zu Ehren des Königs Darius, da sie zugleich wichtige geographische Angaben enthält. Sie zerfällt in drey Abtheilungen:

Dominus Darius rex fortis, rex regum,
rex populorum excellentium praecipuarum,

Hystaspis filius, Achaemenides (s. orbis terrarum rector).

Celebretar Darius, rex puri Oromasden colentis coetus, populi excellentis, dominus diu regnans, in regno hoc Persico sive Iranico excellenti, primitivum ignem populis accendens, aquam egregiam velut (est) Chaboras, Tigris, Eulaeus pulcher, Oreatis, Hydaspes, ferens optimatibus excellentiae multae, cuique excellenti animae purae, cuique populo excellenti praecipuo (ut) Assyrius, peregregius Arius, Bactrius, Sogdinus, Arachosius, Indicus, Arabita, Barbarus, Gedrosius. populus (est).

Beatus Darius rex sit, semper magnus, princeps principalis puri populi, in puro coetu Persico, Iranico. Tutela sit Iranico Persico summo principi, lucidus splendidus thesaurus excelsitatis Oromasdes effector summus in coetu animarum purarum.

Wenn gleich bey unsern so ärmlichen Hülfsmitteln zum Verständniß des Zend manches Einzelne noch ungewiß seyn mag, so ist es doch nicht zu verkennen daß das Ganze dem Geniuss des Volks, seines Cultus, seiner Verfassung und seiner Verhältnisse vollkommen entspricht. Auch mehreres Einzelne ist beachtungswerth und bestätigt auffallend die Richtigkeit der Erklärung; wie z. B. Darius historisch richtig nur der Sohn des Hystaspes, nicht wie Herres der Sohn des Königs Darius genannt wird.

Der Vf. hat seine Aufsätze der Societät überlassen. Sie werden daher, wie andere ihr zugeschiede Schriften, auf der Kön. Bibliothek niedergelegt werden, bis ihre öffentliche Bekanntmachung ausführbar seyn wird.

Fn.

122. 123. St., den 2. August 1832. 1211

H a l l e.

Bei C. A. Schwetschke und Sohn: Neues Archiv des Criminalrechts. Herausgegeben von Ehn. Gli. Konopatz, Oberappellationsrath und Professor zu Jena, C. J. A. Mittermaier, Geheimem Rath und Professor zu Heidelberg und Konr. Franz Roßhirt, Hofrath und Professor zu Heidelberg. Bd. XI. St. 1 bis 4., die beiden letztern Stücke zugleich in Verbindung mit Ka. Ge. Wächter, Professor zu Tübingen. 1829. 1830. 712 S. in 8. Bd. XII. St. 1 — 4, die beiden letztern herausgegeben von den Professoren Mittermaier, Wächter, F. F. H. Abegg, in Breslau, A. G. Heffster, in Halle, und J. M. F. Birnbaum, in Bonn. Nebst vollständigem Register vom VII — XII Bde. 1830. 1831. 1832. 720 S. in 8.

Auch die beiden vorliegenden Bände dieser, nunmehr seit einem Menschenalter zur Ehre der deutschen Literatur in 20 Bänden bestehenden, Zeitschrift sind ergiebig an mannigfaltigen und reichhaltigen Beiträgen zur Ausbildung und Vervollkommenung dieses wichtigen Rechtstheils. Außer den Leistungen der auf den Titeln genannten Verfasser haben die Hn. Jordan, Spangenberg, Hepp, Lucas, Heffster, v. Weber, Scheurlen, Falk, Hertel, Hobbach und Luftermann mehr oder minder vollständige Abhandlungen und nachträgliche Bemerkungen geliefert. Mehr als die Hälfte derselben haben den allgemeinen Theil des Criminalrechts, ein kleiner Theil den Proceß, und ein noch kleinerer einzelne Verbrechen und Vergehen zum Gegenstande. Um unsern Lesern die Uebersicht und das Urtheil über das Ganze zu erleichtern wollen wir, ohne uns an die von den

Herausgebern gewählte Ordnung zu binden, die zu einem jeden dieser Theile gehörigen oder vorzugsweise dahin einschlägigen Aufsätze hier namhaft machen und, wo es nützlich oder nöthig seyn kann, mit Auszügen und Andeutungen begleiten.

I. Allgemeiner Theil. 1. Jordan. a) Inwiefern soll der allgemeine Theil der positiven Criminalrechtswissenschaft philosophisch seyn? b) Ist der Criminalproceß ein integrierender Theil der Criminalrechtswissenschaft, oder des Proceßrechts? (B. XI. №. 9). Die Beantwortung dieser Fragen soll als Probe einer Reihe von Controversen des deutschen gemeinen Criminalrechts gelten, welche der, auch in anderer Hinsicht rühmlich bekannte, Verfasser zu bearbeiten gedenkt. Treffend, und selbst auf manchen der vorliegenden Aufsätze anwendbar, ist folgende Stelle (S. 213): 'Wer kann leugnen, daß gerade in unserer Zeit die Theorie immer bestrittener und so unzuverlässiger werde? Ein jeder will einen eignen Bau aufführen und reißt die Gebäude Anderer nieder, um die Baumaterialien, die er nur anders legt oder unbedeutend behaut, für sein Werk zu gewinnen . . . Lehren, die Jahrhunderte hindurch fest standen, sind auf diese Weise schwankend geworden; . . . woher es denn auch kommt, daß sich die Theoretiker selbst aus diesem Chaos von Behauptungen, Widersprüchen und Zweifeln zuletzt nicht anders herauszuwinden vermögen, als daß sie, die doch nur für die Praxis arbeiten sollen, sich an diese anlehnen und ihr die letzte Entscheidung einräumen, wenn sie gleich nicht einmal darüber einig sind, was denn eigentlich jene Praxis sey'. 2. Wächter, über die lateinischen Uebersetzungen der Carolina und ihre Wichtigkeit für die Auslegung der letztern

(XII, 3). 3. Birnbaum, über einige noch unbenutzte Hülfsmittel zur Auslegung der Carolina nebst Beyträgen zur Geschichte ihrer Entstehung (XII, 14). 4. Ebd., Bemerkungen über einige zum Behuf der Lehre von der Rechtskenntniß gemachte Eintheilungen der Verbrechen und Strafgesetze (B. XI. Nr. 5 und 11). 5. Roßhirt, über das römische Recht als Quelle des deutschen Criminalrechts (XI, 1 u. 14. die S. 435 versprochene Fortsetzung scheint Schwierigkeiten in der Ausführung gefunden zu haben). 6. Ebd., über den Unterschied in *delicta iuris gentium et civilis*, oder wie die Neuern sagen, in natürliche und andere Verbrechen (XII, 2). 7. Ebd., über die Natur der sogenannten *policeylich* strafbaren Handlungen und Unterlassungen (XII, 11). 8. Hepp, über den Rechtsatz: *volenti non fit iniuria* (XI, 4. 10). 9. Mittermaier, über den Einfluß der Trunkenheit auf die Zurechnung (XII, 1). 10. Scheurlen, Bemerkungen über den Rückfall (XI, 23). 11. Lucas, von den Mitteln und den Verbindlichkeiten des Staats in Hinsicht der vorbeugenden Justiz (XI, 16). 12. Heffter, die strafrechtliche Lehre von *ignorantia* und *error* im Zusammenhange (XII, 6. 10). 13. v. Weber, Beitrag zur gerichtlichen Psychologie (XI, 17). 14. Spangenberg, über die Strafe der Verbannung bey den Römern (XI, 18). 15. Mittermaier, die körperliche Züchtigung als Straform. Geprüft mit besonderer Rücksicht auf das neueste Badische Gesetz vom 25. Novemb. 1831 (XII, 20. Der Verf. genoß das hohe Vergnügen, seine mehrmals in dieser Zeitschrift angegebenen und mit ehrender Beharrlichkeit gegen jeden Widerspruch festgehaltenen Ansichten zum Gesetze seines Vaterlandes gestempelt zu sehen).

16. Ebend., über den neuesten Zustand der Strafgesetzgebung mit vorzüglicher Rücksicht auf den von Livingston bearbeiteten Code, auf die von Gans und v. Strombeck vorgelegten Entwürfe und die neuesten Entwürfe für Hannover, für Zürich, Graubünden und Basel (XII, 8. Noch unvollendet, aber schon hier in einem hohen Grade belehrend; u. a. scharfsinnige Bemerkungen über den Gebrauch der Todesstrafen und über den in neuester Zeit von Rossi in seinem 'classischen' Werke: *traité du droit pénal* mit starken Gründen vertheidigten Vorzug einzelner Gesetze über die Hauptverbrechen statt vollständiger Gesetzbücher. Die Meinungen für und wider werden gegen einander gehalten. Nach Rossi opfert der systematische Gesetzgeber zu häufig einzelne practische Wahrheiten dem Systeme auf; er strebt nach dem Lobe der Consequenz und des schönen Eindrucks, den das Ganze hervorbringen soll; zu spät entdeckt man dann in der Anwendung die Fehler im Einzelnen; der Fehler ist nun einmal geheiligt und man hütet sich daran zu ändern, weil man an dem kunstreichen Ganzen nicht rütteln mag. R. hält es daher für angemessener, mit einzelnen Gesetzen, welche für sich über eine gewisse Classe von Verbrechen ein Ganzes bilden, zu beginnen, weil die Arbeit viel leichter seyn würde, weil die Fehler in solchen Gesetzen leichter wieder verbessert werden könnten und so eine fortschreitende Verbesserung der Criminal-Gesetzgebung möglich würde. Man sieht es dem Beurtheiler an, wie schwer es ihm ankommt, der entgegen gesetzten Ansicht von Livingston, einem gleich ausgezeichneten Criminalisten zu huldigen. Schlagend ist jedoch folgendes von ihm selbst angeführte Beispiel zur Bestätigung der ersten Meinung. 'Die prae-

sumtio doli, heißt es nämlich S. 177, welche 1813 der geniale Redacteur des Bairischen Gesetzbuches in seinem Compendium vertheidigte, wanderte in das Gesetzbuch; der Verfasser als Schriftsteller hat selbst in den nachfolgenden Auflagen seines Lehrbuchs seine frühere doctrinelle Meinung geändert; im Bayerischen Gesetzbuche aber steht sie, und muß befolgt werden.' Doch — wir müssen unsere Leser zur eigenen Kenntnißnahme dieser höchst interessanten Darstellung der beiderseitigen Gründe verweisen und gestehen unumwunden, daß die von dem Ref. aufgestellte Widerlegung der Roffischen Meinung uns ganz geeignet scheint, die Sache noch zweifelhafter zu machen. Seine eigene in diesem Archiv wie in besondern Schriften niedergelegte scharfe Beurtheilung einer großen Anzahl neuerer Criminal-Gesetzbücher oder der darauf gerichteten Entwürfe scheint gegen die von ihm vertheidigte Livingstonsche Ansicht zu streiten. Auf jeden Fall ist dieser Gegenstand der größten Aufmerksamkeit würdig. Vielleicht stehen selbst beide Parteyen einander näher als es auf den ersten Anblick den Schein haben könnte. Beide wollen ein Gesetzbuch, nur über die Art seiner Abfassung herrscht Meinungsverschiedenheit, indem die eine Partey es sogleich als ein vollständiges Ganzes aufstellt, die andere hingegen es erst nach und nach durch wohlberathene Gesetze über die vorzüglichsten einzelnen Materialien herbey geführt wissen will. Merkwürdig ist es übrigens, daß man so häufig von Gesetzbüchern, namentlich in Criminalsachen spricht, während über dasjenige, was eigentlich in ein solches Gesetzbuch gehört, die größte Meinungsverschiedenheit herrscht. Vielleicht würde eine dahin gerichtete Preisaufgabe diese für beide

Theile gleich wichtige Vorfrage entscheiden helfen). 17. Spangenberg, Uebersicht der Britischen Militärstrafgesetzgebung (XI, 2). 18. Beurtheilung der neuesten criminalistischen Schriften. (Sieben Aufsätze, dieses Mal größten Theils dem Gefängnißwesen und den Strafrechtstheorien zugewandt).

II. Einzelne Verbrechen und Vergehen. 1. Falk, Beytrag zur Lehre vom Selbstmord (XI, 6). 2. Spangenberg, Beyträge zu der Lehre von den Injurien (XII, 19). 3. Abegg, Beyträge zur Erörterung der Lehre der Verbrechen der Unterschlebung eines Kindes und der Wiederholung der Raube (XI, 21). 4. Ebd. über die Bestrafung der Mißhandlung von Thieren (XII, 18). 5. Wächter, über das crimen vis (XI, 22). 6. Ebd., Revision der Lehre von dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit (crimen vis. XII, 13. Noch unvollendet, aber schon hier der dankbarsten Anerkennung würdig). 7. Hertel (Großherzogl. Hess. Oberfinanzrath), über Cassendefecte und das dabey zu beobachtende Verfahren (XII, 5. 9. Sehr richtig wird in der Einleitung bemerkt, es gehöre zu den schwersten Aufgaben für die Gesetzgebung, über diesen Gegenstand Vorschriften zu erlassen, die gleich weit entfernt, heilige Rechte der Individuen zu verletzen, so wie auf der andern Seite das Wohl und Interesse des Staats gehörig berücksichtigend, sich nicht von den Lehren der Humanität und den unveränderlichen Grundsätzen des Rechts entfernen, sondern die Kritik der Vernunft bestehen können. Er hat seine Aufgabe glücklich gelöst. Genaue Begriffsbestimmung, sorgfältige Unterscheidung der am gewöhnlichsten vorkommenden Fälle, Strenge mit Milde gepaart, sind überall vorherrschend. Am Schlusse folgt in 16 Artikeln

der Entwurf einer Verordnung des Verfahrens gegen Cassenbeamte welche in Cassendefect gefunden werden, nebst den Motiven und den Mitteln Cassendefecten möglichst vorzubeugen. Würden alle einzelne Hauptlehren des Criminalrechts auf gleiche Weise bearbeitet dem Publicum und, wenn man will, mit den durch Local-Verhältnisse nöthig werdenden Abänderungen den ständischen Versammlungen zur Berathung vorgelegt, wie bald wäre dann der oben angeführte Streit über den Vorzug einzelner Bestandtheile des Gesetzbuchs vor einem sogleich aus einem Gusse hervorgehenden Codex entschieden. Als eine treffliche Zugabe des vorliegenden Aufsatzes würde eine Geschichte dieses Dogma und seiner Gesetzgebung in älterer und neuerer Zeit willkommen seyn, wozu die der kaum gedachten Revision des Verbrechens der Gewaltthätigkeit einzuweben angefangene Darstellung ein interessantes, von pedantischem Schwulst freygehaltenes, Beispiel und der in unserer Anzeige von B. X. (N. 208 v. J. 1829. S. 2073 dieser Blätter) bemerkte Aufsatz von Rosshirt einen schätzbaren Beytrag enthält.

III. Criminal-Proceß. 1. Mittermaier, der Strafproceß nach den neuesten legislativen Erscheinungen mit Prüfung der Forderungen, welche an eine Criminal-Ordnung gemacht werden können. (XI, 7. 12. 15. 20. Bey weitem der umfassendste und einer der lehrreichsten Aufsätze in beiden vorliegenden Bänden. Der Vf. erklärt sich dieses Mal ohne allen Vorbehalt für die Oeffentlichkeit der feyerlichen Gerichtsungen. Nur die vorbereitenden Untersuchungen sollen ohne Zeugen geschehen. Von jener Halbsheit womit manche neuere Criminalisten ihren Haß dieses in den Zeiten kriegerischer Entwürdigung unsern Ahnen entwundenen Instituts zu ver-

1218 Göttingische gel. Anzeigen

schletern suchen, findet sich hier keine Spur. 'Wir fordern, heißt es u. a. S. 328, daß alle Verhandlungen, auf welche die urtheilenden Richter ihre Entscheidung bauen sollen, vor diesen Richtern selbst vorgehen, so daß sie den Angeeschuldigten, die Zeugen und Sachverständigen selbst sehen und hören und in jedem Augenblicke im Stande sind, durch geeignete Fragen sich die nöthige Aufklärung zu verschaffen. Wir fordern daher 1) eine Oeffentlichkeit in Bezug auf das urtheilende Gericht; 2) in Bezug auf den Angeeschuldigten; 3) in Bezug auf das Publicum, in sofern jeder aus dem Volke das Recht haben soll, bey den Audienzen gegenwärtig zu seyn.' 'Prüft man, heißt es S. 331, wie viel Zeit durch die bey dem geheimen schriftlichen Verfahren nothwendige Aufstellung von Referenten verloren geht, wie viele Wochen der Referent braucht um in die Acten sich einzustudieren, wie zeitraubend der Vortrag der Relationen in den Sitzungen ist (abgesehen daß dadurch die Botanten nicht den wahren Inhalt der Acten, sondern das was der Referent für relevant hält, und wie es sich wieder in seinem Geiste gestaltet, erfahren), so kann kein Zweifel seyn, daß eine Einrichtung den Vorzug verdient, bey welcher alle Richter auf einmal ohne das Medium eines Andern der erst Wochen lang nachsinnt, wie er es ihnen mittheilen will, aus der reinsten Quelle selbst die Verhandlungen kennen lernen u. s. w. Ueber Geschwornengerichte scheint der Verf. noch nicht ganz mit sich im Reinen zu seyn. Vorläufig wird S. 181 bemerkt, es sey Vorurtheil, sich dieselben in nothwendiger Verbindung mit der Oeffentlichkeit zu denken; manche Vortheile der letztern werden irrigerweise oft den erstern zugeschrieben und mancher gegründete Tadel der die

jury treffe, werde irrig auf die Publicität angewendet. — Die von dem Verf. gelieferten Wertheilungen gewähren ein vielfaches Interesse. So wird z. B. S. 342 aus dem Württembergischen Entwurfe angeführt, nur ehrbare Männer hätten nach demselben Zutritt zu der öffentlichen Schlußverhandlung, wobey der Verf. bemerkt, es bedürfe wohl einer großen Instruction darüber, wer dahin gehöre. Er setzt hinzu die Ausnahmen welche dieser Entwurf von der Öffentlichkeit mache, gehören fast die Regel auf. Wir möchten hinzusehen: Weiber, aus deren sorgsamten Händen das Vaterland seine instigen Bürger erwartet und Kinder, in deren Köpfen und Herzen nicht früh genug Kenntniß der Geseze und Liebe der Gerechtigkeit gepflanzt werden kann, werden in manchen Criminal-Gesezbüchern oder deren Entwürfen für wenig mehr als — Sachen gehalten). 2. Verf. die gesetzliche Beweisstheorie in ihrem Verhältniß zu Geschwornengerichten, mit besonderer Rücksicht auf Livingston's Code of evidence (XII, 3. Noch unvollendet). 3. Spangenberg, über die Zulässigkeit des Verhörrezenzeides in Criminalsachen (XII, 4). Ebend., über die eigentliche Befugniß des Denuncianten, gegen den Denunciaten lössprechendes Erkenntniß rechtsmittel zu verfolgen (XI, 3). 5. Zuckermann, über Confrontation und Recognition bey Criminalfällen (XI, 32). 6. Hobbach, über Ungehorsamsstrafen und Zwangsmittel zu Erforschung der Wahrheit gegen anwesende Angekuldigte (XII, 15. 17. Ein in Rücksicht auf Materie und Form hoch ausgezeichneten Aufsatz, dem wir jeder denkende und edel-menschlich-fühlende Leser neben den gelungensten in diesem Fach die Stelle anweisen wird.

Ist uns am Schlusse dieser Anzeige noch ein Wunsch erlaubt, der uns bey mehreren der hier angezeigten Aufsätze anschaulich geworden ist, so sey es größere Reinheit der vaterländischen Sprache und etwas geschmackvolleres Colorit in der Darstellung die in einigen, freylich nur wenigen, dieser Aufsätze so mit Latinismen durchwebt ist wie vor 100 Jahren fast alle deutsche Schriften mit Gallicismen und uns — voraus gesetzt daß die Herren Verleger keinen Widerspruch bilden — in vollem Ernste den Vorschlag abnöthigt, wenn nun einmal Einmischung des Lateins fast auf jeder Zeile des Textes etwas so Nothwendiges und Verdienstliches ist, ihre Aufsätze lieber durchaus in dieser todtten Sprache als, durch ein wunderbares Gemisch, halb in der einen und halb in der andern zu schreiben.

B e r l i n.

1831, bey Dümmler, auf 60 S. in 8.: Bemerkungen und Vorschläge zur Revision der Hypotheken-Ordnung.

Unter diesem Titel ist ein besonderer Abdruck eines in den Jahrbüchern des Justizministers Herrn von Kamph erschienenen Aufsatzes des Herrn G.R. von Voß in den Buchhandel gekommen. Dazu daß er um so mehr verbreitet und beherzigt werde, kann der Unterz. wohl schon dadurch Etwas beitragen, daß er den Verf. nennt, denn in der Fluth von Büchern und Zeitschriften, freylich auch von Recensionen und von Auszügen und Nachrichten von allen Dreyen, geht vollends was Namenlos forttreibt gar leicht unter, und es wäre doch gewiß Schade wenn Dieß auch hierbey der Fall wäre. Der Verf. war,

wie früher auch sein Herausgeber, ein ganz ausgezeichnete 'gelehrter Mitbürger' unserer Anstalt, ein Beywort, über dessen Geschichte in den verschiedenen Zeiträumen der hundert Jahre, die unsere Universität nun bald bestanden haben wird, sich auch allerley Betrachtungen anstellen lassen, wie die Zahl der Schriftsteller, von denen man es brauchen konnte, erst häufiger und dann Vergleichungsweise auch wieder seltener wurde, und wie der wirkliche Gebrauch desselben eine Zeitlang Gelegenheit gab, unsere Verfahren einer gewaltigen Anmaßung zu beschuldigen.

'Ueber keine unserer Justizeinrichtungen hört man so mannigfaltige Klagen, als über die des Hypothekenwesens.' Dieß sind die Worte, mit welchen diese Schrift anfängt, und obgleich diese Mannigfaltigkeit unmittelbar darauf unter die drey verschiedenen Gestaltungen gebracht wird: in den alten, nie von Preußen abgekommenen, Provinzen, wo also die Hypothekenordnung ununterbrochen gegolten hat, — den Rheinprovinzen, wo die französischen Einrichtungen bestehen, — und den Uebrigen, wo die Hypothekenordnung von 1783 wieder in Kraft gesetzt, oder neu eingeführt worden ist, wo seit dreyzehn Jahren ein Provisorium gilt, daß also die Klagen drey ganz verschiedene Rechte treffen, welche nur Das mit einander gemeinschaftlich haben, sie gelten in einzelnen Theilen einer und derselben Monarchie; so ergreift doch der Unterz. gern diese Gelegenheit, sich über Das näher zu erklären, was er in seinem letzten hieher gehöri gen Buche zum fast zu uneingeschränkten Lobe gerade einer dieser Gesetzgebungen, nämlich der Preussischen Hypothekenordnung, gesagt hat. Die durch diese begründeten Hypothekenbücher heißen

in der vierten Rechtsphilosophie bey Gelegenheit von Plato's *nomoi* eine der besten neuern Einrichtungen, und es wird Plato zum Verdienst angerechnet, daß man sie schon in seinen Vorschlägen erkennen könne. Erst bey der Lehre von Rechten an Sachen insbesondere kommt Dasjenige vor, was auch hier als der Hauptfehler dieser Hypothekenordnung angeführt wird, nämlich die Kostbarkeit bey ganz kleinen Grundstücken, woraus sich denn, wie der Verf. durch Zahlen darthut, die Unausführbarkeit, und, wie er versichert, eine wirklich Statt findende Unterlassung der Ausführung erklärt. Der Unterz. hat schon lange die erste von diesen Stellen dadurch gemildert, daß er statt der 'besten' zu setzen bittet: der gepriesensten, und für dieses letztere Beywort kann er sich auch auf eine von Suarez vor fünf und dreyßig Jahren in einer damals in Berlin bestehenden bald darauf auseinander gegangenen und nun beynahe ganz ausgestorbenen gelehrten Privatgesellschaft gehaltene Vorlesung berufen. Es war davon die Rede, daß, wohl namentlich bey der Organisation des Preussischen Polens, die zu Organisierenden immer darüber geklagt hätten, daß nach dem Preussischen Geschäftsgange so erstaunend viel geschrieben werden müsse, und dagegen berief sich S. auf die Hypothekenbücher, durch welche, wie er behauptete, Prozesse über ein Recht gegen Jedermann an einem Grundstücke fast unmöglich gemacht wurden. Die eben erwähnte große Schwierigkeit dieser Hypothekenbücher bey einer sehr weit getriebenen Theilung des Grundeigenthums (in den *pays de petite culture*) ist schon oft bemerkt worden; hier wird sie nun vollends durch die Berechnung des Verhältnisses der Kosten zu dem Werthe des Stückchen Landes selbst, nach

122. 123. St., den 2. August 1832. 1223

Procenten recht anschaulich gemacht, und dabey auch auf die Schwierigkeit der Aufbewahrung so vieler Papiere, einer Art von Büchern, über deren Vermehrung fast ins Unendliche man eben so gut klagen kann, als über die der gedruckten, hingedeutet. Bekanntlich ist jetzt in so vielen Ländern von einer Verbesserung des Hypothekenwesens die Rede, und Allen, die dabey eine Stimme haben, ist der Schatz von Erfahrungen, welcher hier zusammengehäuft ist, zu empfehlen. Nur einen Umstand kann der Unterz. selbst bey dieser Anzeige nicht übergehen, weil er gar zu merkwürdig gegen Das, was man etwa im Allgemeinen vermuthen würde, absteht, nämlich den, daß das Land, in welchem der Verf. das Hypothekenwesen fast noch am besten eingerichtet findet, das ehemalige Trierische, ist, also ein geistliches Land, ohne eigene hohe Schule und unter dessen Staatsmännern nur im achtzehnten Jahrhundert einige als ausgezeichnet bekannt sind, statt daß die hier erwähnte Einrichtung wohl schon sehr alt ist.

Hugo.

H e l m s t ä d t.

M. Fabii Quintiliani Institutum Oratoriarum Liber Decimus; Commentario perpetuo scholarum in usum instruxit Frid. Guilielmus Auguati, Helmstadio - Brunsvicensis. 1831. 93 Seiten in 8. (bey Fiedl.).

Wir halten die Lesung des Quintilians für eine der zweckmäßigsten in den höhern Classen unserer Gymnasien, nicht bloß der Sprache son-

1224 Göttingische gel. Anzeigen

dem auch der Sachen wegen, da sie den Lehrern Gelegenheit zu Erörterungen mancherley Art darbietet. Die gegenwärtige Ausgabe des zehnten Buchs kündigt sich in der, mit großer Bescheidenheit geschriebenen, Vorrede, als die früheste Frucht der Studien eines jungen Mannes an, die uns in der Folge der Zeit noch größere und reifere erwarten läßt. Die Veranlassung war daß die Verlagshandlung, um die frühere Ausgabe von Henke nicht bloß zu wiederholen, an den Herausgeber sich wandte, der ihren Wünschen auch auf die passendste Weise entsprochen hat. Er legte bey seiner Bearbeitung die Spalbingische Ausgabe zum Grunde, statt der von Henke gebrauchten Seßnerschen. Die abweichenden Lesarten sind stets in den Noten bemerklich gemacht. Für die Interpretation ist auf doppelte Weise gesorgt. Vor jedem der 7 Kapitel wird der Inhalt angegeben, und für die schwereren Stellen ist eine kurze Erklärung in den Anmerkungen beygefügt, die rühmliche Beweise der Belesenheit des Verfassers sowohl in den Classikern als in ihren Erklärern darbietet. Ein Index commentarii erleichtert den Gebrauch. Aus einer — jetzt seltenen — Bescheidenheit hat der Herausgeber, Hr. Schneidewin, Mitglied des philologischen Seminars hieselbst, den auf dem Titel bemerkten erborgten Namen angenommen; wir tragen kein Bedenken ihn mit dem wahren zu vertauschen, da die Arbeit dem Verfasser Ehre macht.

Hn.

S. 1197 B. 24 l. Die sächsischen 240 Sol.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1832.

D u b l i n.

1830, for James Marshall Leckie:
Dublin medical transactions, a series of pa-
pers by members of the association of fellows
and licentiates of the King and Queen's col-
lege of physicians in Ireland. New series.
Vol. I. Part I. VI und 383 Seiten in 8. mit
3 Kupfertafeln.

1. Two cases of Recovery from Lacera-
tion of the Uterus and Vagina, by Robert
Collins, M. D. etc.

Im ersten Falle war der Riß an der Vereini-
gung des Gebärmutterhalses und der hintern Wand
der Scheide, durch Mißhandlung einer Hebamme
geschehen, die den vorgelegenen Kindesarm für
einen Fuß gehalten und diesen vermeintlichen
Fuß, mit aller Kraft herunterzuziehen sich bemü-
het hatte. Herr C. bekam nun diese 25jährige
schon zum dritten Male Schwangere, in das unter
ihm stehende Dubliner Gebärhaus, entband sie
mit vieler Schwierigkeit von dem im Becken fest

eingepreßten Kinde, ordnete darauf eine rationale, den betreffenden Wunden und dem Zustande der Entbundenen angemessene Behandlungsweise durch Blutegel, Calomel, Umschläge etc., an und stellte sie in 23 Tagen so vollkommen her, daß sie das Hospital verlassen konnte und noch 3 Monate nachher sich der besten Gesundheit erfreute. Der andere Fall betraf eine 30jährige Person, die schon mit ihrem sechsten Kinde schwanger ging. Als sie in das Gebärhaus gebracht ward, hatte sie vorher schon 6 Stunden gekreist, die Gebärmutter sich kräftig zusammen gezogen und der Kindeskopf war dadurch so kräftig angerückt, daß man eine sehr schnelle und zugleich glückliche Entbindung gewärtig seyn konnte. Mit einem Male aber hörte die Thätigkeit des Uterus vollkommen auf, und große Schwäche, Mißstimmung, Brechen und andere Symptome zeigten nur zu deutlich, daß eine Zerreißung der Gebärmutter Statt gefunden haben mußte. Die Rettung der Mutter konnte nun nur durch schnelle Entfernung des Kindes erwartet werden und wurde daher, weil der Kopf sich in die Schulterblätter so herein gepreßt hatte, daß eine schnelle Entwicklung desselben nicht zu hoffen gewesen, an die Verkleinerung des Kindes geschritten und Bohrer und Haken in Anwendung gebracht. Bey nachheriger Untersuchung der Scheide fand sich an der Vereinigung des Gebärmutterhalses mit der Scheide nach vorne ein sehr ausgebehnter Riß und die Baueingeweide waren durch diese Oeffnung in die Scheide gefallen; diese wurden nun sogleich zurück gebracht, die Wundränder so nahe wie möglich einander genähert und der Patientin empfohlen sich noch 2 Stunden auf dem Geburtsstuhle ruhig zu verhalten. Nachher behutsam zu Bett getragen bekam sie ein Pulver aus 8 Calomel, 15 Gran Jalappe und

Gran Opium, und so ward denn die Kranke nachdem man bey der ganzen Behandlung vorzüglich auf Selbstöffnung und eingetretene Phloosis Rücksicht genommen hatte, in 16 Tagen is auf die noch zurückgebliebene Schwäche vollkommen hergestellt. Betrachtungen über beide Fälle und eigenthümliche Ansichten über die Art wie jene Einrisse entstehen können, ferner die Erzählung eines dritten in der Privatpraxis beobachteten ähnlichen, aber unglücklich abgelaufenen Falles, und endlich die Bemerkung daß in den Jahren vom Januar 1825 bis dahin 1828 in dem Dubliner vom Verf. beaufsichtigten Gebärhause, 8000 Schwangere entbunden worden sind, schließen diese Abhandlung.

2. Two cases of Pulmonary Apoplexy, illustrative of the value of Mediate Auscultation, by John C. Ferguson.

3. Case of Melanosis, by John Crampson, M. D. etc.

Ein Mann von 34 Jahren, der den Branntwein in Uebermaaß genoß, hatte schon seit 6 Jahren an einer krankten Ausdehnung des Unterleibes, an dem die Untersuchung eine sehr bedeutende Geschwulst an der Leber und Bauchwasser, nicht zu erkennen gab, gelitten. Eine unbedeutende und nur augenblickliche Erleichterung seines unbehaglichen und wegen Athmungsbeschwerden in Folge des ausgedehnten Unterleibes, höchst angstlichen Zustandes war bey dem Kranken bisher nur durch solche Mittel erlangt worden, wie den Stuhlgang und den Urin vermehrten. Da aber auch diese nicht mehr halfen, und das Leiden zunahm, so ward der Kranke abgezapft und 16 Maas Flüssigkeit ausgeleert. Allein am folgenden Tage klagte der Kranke über Schmerz

in der Seite, der sich bald darauf des ganzen Unterleibes bemächtigte, und dem 5 Tage nachher der Tod folgte. Bey Oeffnung der Bauchhöhle fanden sich etwa 4 Maasß Flüssigkeit und eine Menge geronnener Lymphe, die wie Waden die Eingeweide unter sich und besonders mit der Leber zusammen gehoftet hatte; das Bauchfell war von bräunlicher Farbe und bedeckt mit einer falschen Membran, welche aber sehr leicht mit dem Messer abgeschabt worden konnte. Die Leber füllte zwey Dritttheile der Bauchhöhle und besonders drängte sich der rechte Lappe derselben in die ihm correspondierende Seite der Brusthöhle so, daß die Lunge fast um die Hälfte ihrer natürlichen Größe zusammengepreßt war. Auf ihrer Oberfläche und eben so im Innern war sie dicht besetzt mit runden schwarzen Tuberkeln, von der Größe einer kleinen Pflaume bis zu der eines ziemlich großen Apfels. Beym Durchschneiden einer solchen Tuberkel zeigte sich eine weiche breyartige Masse, die hinsichtlich der Farbe mit der indischen schwarzen Lusche verglichen werden konnte, und welche jedem mit ihr in Berührung kommenden Dinge eine gleiche Farbe ertheilte. Sie wog 19 Pfund, und ihr Umfang betrug 3 Fuß 8 Zoll. Die Milz war gesund, aber kleiner als gewöhnlich, und von der Leber zusammengeedrückt; die linke Niere enthielt mehrere Steine in eignen Säcken, wovon einige schwarz wie Kohle, andere schön roth ausfahen; zwey der letzteren fanden sich in der rechten Niere und sie sämmtlich in der Substantia medullaris derselben.

4. Case of Perforation of the Stomach, and of the escape of a Lumbricus into the cavity of the Abdomen, by John Cramp-ton, M. D. etc.

Gran Opium, und so ward denn die Kranke nachdem man bey der ganzen Behandlung vorzüglich auf Selbessöffnung und eingetretene Phlogosis Rücksicht genommen hatte, in 16 Tagen bis auf die noch zurückgebliebene Schwäche vollkommen hergestellt. Betrachtungen über beide Fälle und eigenthümliche Ansichten über die Art wie jene Einrisse entstehen können, ferner die Erzählung eines dritten in der Privatpraxis erlebten ähnlichen, aber unglücklich abgelaufenen Falles, und endlich die Bemerkung daß in den 3 Jahren vom Januar 1825 bis dahin 1828 in dem Dubliner vom Verf. beaufsichtigten Gebärhause, 8000 Schwangere entbunden worden sind, beschließen diese Abhandlung.

2. Two cases of Pulmonary Apoplexy, illustrative of the value of Mediate Auscultation, by John C. Ferguson.

3. Case of Melanosis, by John Cramp-ton, M. D. etc.

Ein Mann von 34 Jahren, der den Branntwein in Uebermaaß genoß, hatte schon seit 6 Jahren an einer krankten Ausdehnung des Unterleibes, an dem die Untersuchung eine sehr bedeutende Geschwulst an der Leber und Bauchwassersucht zu erkennen gab, gelitten. Eine unbedeutende und nur augenblickliche Erleichterung seines unbehaglichen und wegen Athmungsbeschwerden in Folge des ausgedehnten Unterleibes, höchst ängstlichen Zustandes war bey dem Kranken bisher nur durch solche Mittel erlangt worden, die den Stuhlgang und den Urin vermehrten. Da aber auch diese nicht mehr halfen, und das Leiden zunahm, so ward der Kranke abgezapft und 16 Maaß Flüssigkeit ausgeleert. Allein am folgenden Tage klagte der Kranke über Schmerz

7. Auscultation, the only unequivocal Evidence of Pregnancy, with Cases by John C. Ferguson.

Das Unsichere in der Bestimmung von Schwangerschaft überhaupt und Leben der Frucht besonders sey durch die Anwendung des Stethoskops gehoben und Gewißheit herbeigeführt worden. In den letzten drey Jahren vor Abfassung seines Berichts an die königliche Gesellschaft der Aerzte in Irland, habe der Verf. keine ihm vorgekommene Gelegenheit verabsäumt um sich von dem großen Werthe der Auscultation in Schwangerschaftsfällen zu überzeugen. Er konnte die Pulsation des Herzens und das eigenthümliche Geräusch der Placenta deutlich wahrnehmen, und vorzüglich dann, wenn schon der fünfte Schwangerschaftsmonat überstanden war; in einigen Fällen auch schon früher; nur 8 oder 10 Mal von den hundert und öfteren Versuchen, habe er die Entkleidung der Schwangeren bis auf das Hemd nöthig gefunden; aber die horizontale Lage ziehe er bey der Untersuchung der stehenden oder sitzenden vor.

Der einzige Irrthum der bey Anwendung der Auscultation hier begangen werden könnte, wäre die Verwechselung des Geräusches der Placenta mit dem, daß die Arteria iliaca unter gewissen Umständen ebenfalls mit sich führe; dagegen solle man nur erwägen daß, wenn dieses Statt finde, es in beiden Seiten zugleich und nahe den Schambugen, daß der Placenta aber nur an einer Seite und über 4 Zoll im Umfange wahrgenommen werde. Interessante Fälle beschließen diesen Aufsatz.

8. Cases of Putrefactive Disorganisation of the Lungs, by Robert Law.

Sind für den deutschen Practiker nur in sofern

von Belang, indem er daraus ersehen kann, wie eine reizende ärztliche Behandlung entzündlicher Zungenleiden jene fauligte Beschaffenheit unausbleiblich hervorzurufen vermag.

9. Haematemesis, dependant upon Disease of the Liver, by Robert Law.

10. A Case of Cancer of the Uterus and adjacent Parts, with Observations, by John Beatty, M. D.

11. A singular Case of Extrauterine Pregnancy, by Robert Collins, M. D. etc.

Ein 35jähriges Frauenzimmer wurde am 31. August 1829 ins Dubliner Krankenhaus gebracht, angeblich mit Urinverhaltung und Zurückbeugung der Gebärmutter behaftet, welche letztere man auch beym Untersuchen durch die Scheide, in einer bedeutenden den Mastdarm zusammenpressenden Geschwulst, bestätigt fand. Es mißlang jedoch jeder Versuch zum Wiederaufrichten jenes Organs; statt natürlicher Stuhlausscheidung stellte sich Rothbrechen ein und die Leidende gab den 3. September Morgens 4 Uhr ihren Geist auf. Nach 10 Stunden geschah die Leichendöffnung; die dünnen Därme fand man theilweise entzündet, eine Quantität Blut in der Regio hypogastrica, eine weit größere Menge davon im Becken, und beym Durchsuchen des letzteren mit der Hand, entdeckte man einen festen Körper, größer als eine reife Orange und von kugelter Form, der geplatzt war und in seiner Mitte einen ungefähr 2 Monate alten Fötus enthielt. Die Gebärmutter zeigte sich etwas größer als gewöhnlich und bis auf einige kleine Excrescenzen an der inneren Fläche ganz gesund, so daß bey der genauesten Untersuchung weder an ihr noch an den Tub. fallop. auch nur die Spur einer Oeffnung wahrgenommen

werden konnte, der Fötus gleich von der Zeit der Befruchtung an, außer der Gebärmutter gebildet seyn mußte, und nach und nach durch seine und seiner Umgebung Schwere den fundus uteri so nach unten und rückwärts gepreßt hatte, daß man ihn noch bey der Section in derselben Lage vorfand.

12. Case of Hydrophobia, by J. H. Pardon, jun. M. D.

Elf Wochen nach einer in den rechten Oberarm erhaltenen durch Ausschneiden und Cauterisiren zweckmäßig behandelten Bißwunde zeigte sich die Wasserscheu und drey Tage darauf starb das Individuum.

13. Case of Ovarian Disease of a remarkable Character, by W. F. Montgomery, Professor etc.

Ein 45jähriges Frauenzimmer, Mutter von 9 Kindern, von denen das jüngste 9 Jahr alt war, kam den 15ten August 1828 in des Verfassers ärztliche Behandlung. In der regio iliaca dextra hatte sie eine Geschwulst, die schon 7 Jahre vorher entstanden war, und der sich später die Bauchwassersucht hinzugesellte. Zwey Schenkelbrüche die sie früher gehabt, waren seit der Bauchgeschwulst in sofern verschwunden, daß die Eingeweide aus den Bruchsäcken zurückgegangen, diese aber mit einer schwappenden Flüssigkeit angefüllt waren. Die Untersuchung per vaginam, woraus schon längere Zeit von der Kranken ein wässeriger Ausfluß bemerkt ward, ließ am Muttermunde eine kleine blumenkohlartige Excrescenz entdecken. Die Kranke starb am 21sten September, und man fand nach Deffnung der Bauchhöhle eine bedeutende Menge serumartiger Flüssigkeit, über zwey Pinten reihen Eiters und in der rechten Seite eine Hy-

124. St., den 4. August 1832. 1233

Hydatiden-Geschwulst, die tief in das Becken hineintrug, und mit dem ebenfalls hydatidenartig desorganisierten rechten Eyerstock in Zusammenhang sich befand.

14. A Case of Anomalous Labour, by Thos. Ferguson, M. D. etc.

Das Ungewöhnliche in diesem Falle besteht darin, daß bey einer Zwillingsgeburt mehrere Theile beider Kinder zugleich vorgetreten, und die Geburt dadurch so verzögert ward, daß der Verf. schon die Perforation eines Kindes beschlossen, aber durch Mangel an Instrumenten noch daran verhindert worden war, und daß während diese herbey geholt werden sollten, die Natur selbst die Geburt beider lebenden Kinder glücklich vollendet hatte.

15. On the Motion and Sounds of the Heart, by D. J. Cornigam, M. D. etc.

16. Ossification of the Mitral and Aortic Valves, with Induration of the Tricuspid, Hypertrophy, and Dilatation of both Auricles, Ventricles sound, by Patrik Clinton, M. D.

17. On Polypi of the Heart, as an Idiopathic Affection, and as a Cause of Death, by VWilliam Harty, M. D.

18. Medical Report of the House of Recovery and Fever Hospital for the year 1829 by John O'Brien. M. D. etc.

Es wurden vom ersten Januar 1829 bis dahin 1830 überhaupt 3153 Kranke ins Hospital aufgenommen, und zwar 1114 männliche und 2039 weibliche Individuen; hiervon sind 2836 geheilt entlassen und 97 männliche und 135 weibliche Kranke ihren Leiden erlegen. Das Sterblichkeitsverhältniß war daher im Allgemeinen wie 1 zu 13.22; das des männlichen Geschlechts wie 1 zu 11 und das des weiblichen wie 1 zu

formation in a
gomery, Profes
Der weibliche Fö
monate geboren,
des Unterleibes u
außerhalb des Kör
von solchem Umfang
sigkeit enthielt.

C h r

Typis Christoph
mentatio de Core
stiano Heiberg,
tate Fredericana
nosocomio Norvegi
diario. 261 S. in

Vorliegende Schrif
bestehend, bezweckt
gen und Gegenanzeig
haupt, so wie zu d
selben im Besondern
dadurch vor vielen

ganz und gar unterlassen werden müsse, den Beschluß. Zu letzterem zählt der Verf.: 1. einen allgemeinen krankhaften Zustand des Körpers, und vorzugsweise Syphilis, Sict, Scorb, Scropheln; große Neigung zu catarrhalischen, rheumatischen und erysipelatösen Krankheiten, sehr reizbares und leicht zu Entzündung und Eiterung geneigtes Hautorgan (in einer Anmerkung gibt der Verf. die Zeichen an, die eine solche Haut-Disposition erkennen lassen), zartes Alter des Kranken und endlich die Entwicklungsperioden, und 2. Krankheiten, die vom Auge selbst ausgehen, als Amaurose, Glaucom, Synchysis, Wassersucht des Augapfels, Atrophie des Auges, vollkommene Verwachsung der Iris mit der Hornhaut, Staphylom oder auch gänzliche Verdunkelung der Hornhaut, Pannus, varicöses Leiden des ganzen Auges oder einzelner Theile, krankhafte Structur der ganzen Iris oder eines großen Theils derselben, ferner acute Augenentzündung und endlich gesunder Zustand des andern Auges.

Bei der Vorhersagung müsse man die größte Vorsicht obwalten lassen, da eine Menge unberechenbarer Ereignisse sich dem guten Erfolge der Operation widersetzen könnte. Zu den Vorbereitungen zur Operation zählt der Vf. die Wahl der Jahreszeit, die Berücksichtigung des Kranken hinsichtlich seiner Constitution, um entweder reizend oder schwächend, sowohl durch pharmaceutische als diätetische Mittel zuvor auf ihn einzuwirken (doch seyen ableitende Mittel, wie spanische Fliegen, Haarfeile, Cauteria, entweder sehr selten oder niemals angezeigt), dann gibt er an, wie dem unruhigen Auge während der Operation abzuhelpen, ferner die Lage des Kranken, die Stellung des Operateurs, der Gehhilfen und endlich die Stelle, wo in der Iris

der baldigen
Wunde, zu
zahlen sey. 2
richten, so mü
nung besitzen.
Die Kranke
gen könnten,
pist nach der
angeborene Zusf
ser Indication
thales mit der
haut Staphylon
der Hornhaut ve
Die Gegena
oder venerische Tr
Verdunkelung der
Iris Statt finde.
Bei der Aus
die vom Verf. n
es faßt alle hiezi
Scheeren, Staar
chen und Längen

keinem andern Uebel befaftet und das Centrala-
leucom der Hornhaut so klein sey, daß entweder
mehrere Theile der Iris sich zu der Operation
eignen, oder diese doch in der Gegend des aus-
ßern Augenwinkels verrichtet werden könne. 2.
Wenn mit dem Hornhautleucom noch eine Sy-
nchia anterior sich verbunden habe, die aber
entweder noch eher als das Instrument die Iris
faßt getrennt, oder wenn dieses nicht möglich
sey, die Iris doch noch hinreichend hervorgezo-
gen zu werden vermöge. 3. Wenn der an Far-
be noch nicht veränderte Pupillarrand der Iris
vor Entfernung der Linsencapsel nur an einem
kleinen Theile sich verwachsen zeige. Endlich
4. wenn eine angeborene Pupillarsperre die Co-
remorphosis nothwendig mache.

Die Iridectomy stellt der Verf. der
Iridodialysis nach: 1. wenn der dritte
Theil oder gar die Hälfte des Pupillarrandes
mit der Hornhaut verwachsen; 2. wenn die Co-
remorphosis im innern Augenwinkel anzustellen;
3. wenn eine wahre Pupillensperre nach idiopa-
thischer oder sympathischer Entzündung der Iris
vorhanden; und 4. wenn die Pupillensperre durch
falsche Membranen oder Excreescenzen entstan-
den sey.

Vollkommen contraindicirt hält der
Verf. die Iridectomy: 1. wenn die Horn-
haut nur eine Linie von dem Orte, wo die Pu-
pille zu bilden ist, geöffnet werden könne; 2.
wenn der Pupillarrand ganz oder doch größten
Theils mit der Hornhaut verwachsen; und 3. wenn
der Pupillenrand mit einer Cataracta sich ver-
bunden findet.

Beschreibung der Operation. Diese
besteht in drey Hauptmomenten: in dem Eins-
chnitt der Hornhaut, der am besten mit einem
Staarmesser geschehen soll, in Hervorziehung der

Instrumente
und zwar in
Nadeln oder
und durch w
züglich Himl
Einden, Wag
der ausgezeichnet
Beschreib
rationsmet
lenen Werk
merkungen.
der Verf. daß
sowohl als der
zwar hauptsächli
Coremorphosis i
bey den beiden
Fall sey, auch
fenden Lichtstrahl
und Erweiterung
vorrufen, als es
Pupillenbilduna

Wenn die durch die Hornhautwunde vorgefallene Iris mit der Hornhaut verwachsen und so die Pupille durch eine Narbe verdunkelt oder bedeckt sey. 4. Wenn nach gichtischer oder syphilitischer Iritis eine Atresia pupillae entstanden. 5. Wenn nach der Staaroperation die Pupille geschlossen erschiene oder sich als wahre Atresie aufweise. 6. Wenn die Pupille durch Pseudomembranen oder Auswüchse geschlossen. 7. Wenn der Pupillenrand der Iris mit der nach der Staaroperation zurückgebliebenen verdunkelten Linsencapsel verwachsen sey, und endlich 8. wenn ein Caspelliinsen-Staar entweder gar nicht oder doch weil er mit dem Pupillarrande ganz verwachsen erscheint, nicht mit gutem Erfolge operiert werden könnte.

Gegenanzeigen: 1. Wenn nach Entzündungen der Rand der Iris mit dem Ciliarbände so fest verwachsen ist, daß er nicht leicht davon zu trennen, und 2. wenn der Rand der Hornhaut verdunkelt oder mit der Iris im innigsten Zusammenhange stehe.

Auseinandersehung derjenigen Fälle wo Iridodialysis cum Iridoencleisis vor der Iridectomy medialysis, oder diese vor der ersteren, oder endlich die Iridodialysis simplex vor den übrigen Methoden den Vorzug verdiene. Sehr ausführlich.

Corencleisis; auch von Einigen Irido-, oder Coreparelhyisie genannt. Geschichtliche Uebersicht. Adams und Himly hätten vorzüglich, aber auch Emden und Schlagintweit, große Verdienste um diese Operationsmethode, die der Wf. jedoch durch die Iridectomy in allen den Fällen wo die Corencleisis angezeigt seyn sollte, ohne die Nachtheile dieser letztern mit sich zu führen, ersetzt sieht.

Geburt ihn überzeugt haben, daß das Vorhandenseyn einer verhältnißmäßig nicht geringen Menge einer serösen Flüssigkeit zwischen der harten und der Spinnwebenhaut des Gehirns sich bey jungen Thieren recht wohl mit dem gesunden Zustande verträgt und wahrscheinlich in der genannten Lebensperiode sogar zum normalen Zustande gehört. Mehrere interessante Beobachtungen über die Entstehung und die Zunahme des Hydrocephalus und die dabey in Betracht kommenden Nebenumstände, so wie über die Entstehung und Vermehrung der Epysten im Hirn verdienen in der Schrift selbst nachgelesen zu werden. Die Erweichung des Hirns, die von manchen Aerzten für die Folge vorangegangener Entzündung gehalten wird, leitet der Verf. von Schwäche ab, für welche Behauptung unter andern auch angeführt ist, daß er das Hirn von Verbrechern, die lange in gefänglicher Haft gewesen, in den meisten Fällen sehr weich gefunden habe. Bey dem Hydrocephalus würde das Hirn bald zu weich, bald zu hart, in den meisten Fällen aber ohne Veränderung in der Consistenz angetroffen. Oft waren das septum lucidum und die thalami nervorum opticorum verändert, die Zirbeldrüse einmal in eine Wasserblase umgewandelt; die Nies- und Sehnerven waren meistens sehr dünn und hart. Obgleich die harte Hirnhaut nie wahrhaft entzündet, geröthet oder mit plastischer Lymphe überzogen war, so war sie doch häufig, besonders an ihrem oberen Theile, verdickt; die Spinnwebenhaut aber oft trocken und ebenfalls verdickt. Bey einem epileptischen Kinde von sieben Jahren fand sich unter der harten Hirnhaut ein auch mit der Spinnwebenhaut verwachsenes Kno-

4241

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 6. August 1832.

W i e n.

Topographisch-historisch-statistische Beschreibung von Reichenberg. Nebst einem Anhange, die Beschreibung von Gablenz enthaltend, von Carl Joseph Gzoernig. Mit einem Kupfer. 1829. 216 S. in 8.

Wenn gleich Reichenberg in Böhmen mit seinen 10 — 11000 Einwohner nur eine Stadt vom dritten Range ist, so nimmt sie doch durch ihre Fabriken einen so bedeutenden Platz ein, daß sie einer genauern Beschreibung sehr würdig ist. Diese ist hier von einem Schriftsteller geliefert, der mit genauer Kunde ihres Zustandes auch wissenschaftliche Forschung verbindet. Der Titel zeigt schon die Abschnitte an, in welche die Schrift zerfällt. Sie beginnt mit einer sorgfältigen Topographie, die keines Auszuges fähig ist. Auf diese folgt Geschichte, die auch dadurch noch ein höheres Interesse erhält, daß sie mit der benachbarten Herrschaft Friedland meist gleiche Schicksale

Meinung, daß der Hydrocephalus im Allgemeinen nicht mit Entzündung verbunden sey, insbesondere anführt: daß diese Krankheit sonst am häufigsten bey Personen von entzündlicher Constitution, in der mittleren Lebensperiode, in welcher der menschliche Organismus zu Entzündungen am geneigtesten sey, nicht aber bey Kindern, vorkommen müsse; daß weder die Symptome noch die Ursachen mit denen der Phrenitis übereinkommen, daß ihr Anfang deutlicher und ihr Verlauf schneller seyn müsse, daß das bewährte Heilverfahren weniger antiphlogistisch und mehr reizend sey, so dürfte die Beweis-
kraft dieser Gründe eine scharfe Prüfung wohl nicht bestehen können. Skropheln und Störungen des freyen Blutumlaufs in dem Gehirn, den Eingeweiden der Brust und des Bauchs sieht der Verfasser für die Hauptursachen dieser Art der Hirnwassersucht an. Der zweyte Abschnitt handelt von der Hirnwassersucht mit abnormer Ausdehnung des Schädels, wobey mehrere interessante Beobachtungen angeführt sind. Die drey andern kürzern Abschnitte enthalten Bemerkungen über die Vergrößerung des Umfangs des Gehirns in Folge von Wasseransammlung in den Ventrikeln, über die Vergrößerung des Gehirns ohne Wasser in den Ventrikeln und über die mit Mißbildungen des Schädels, des Hirns und des Rückenmarks verbundene Hirnwassersucht.

Zeitraum war, wo Fabrication und Handel sich so sehr hob, daß Reichenberg die erste Manufakturstadt Böhmens ward. Viel trug dazu die Abtretung Schlesiens an Preußen bey, da bey dem hier eingeführten Prohibitivsystem Reichenberg nun an den Schlesiſchen Fabricanten keine Concurrenzen mehr hatte. Im J. 1785 zählte man in Reichenberg 600 Tuchmachermeister, 400 Leineweber, und 300 Strumpfwirker. Das streng eingeführte Prohibitivsystem Josephs II. hob natürlich die Fabrication noch mehr. Daß unter diesen Umständen der Vf. ein Vertheidiger dieses Systems ist, wird nicht befremden, wiewohl er doch auch die Uebel die daraus hervorgegangen nicht verschweigt. Er geht dann in der Gewerbskunde die einzelnen Hauptzweige der Industrie durch; Tuchfabrication, Leinwandfabrication, Fabrication der gewirkten Wollenwaaren, und Lederfabrication; bezeichnet ihren Wachsthum wie ihr Sinken, wovon wir die letzten Resultate über ihren jetzigen Zustand mittheilen. Im J. 1826 betrug der Werth des erzeugten Tuches 3,927,415 Gulden, der versendeten Gattune 1,600,000, der Leinewaaren 737,500, der gewirkten Wollenwaaren 436,800, des Leders 52,402 Gulden Conventionsgeld; so daß mit Einschluß einiger andern geringern Artikel (auch die in den Fabriken nöthigen Maschinen werden an Ort und Stelle verfertigt) ein Capital von mehr als sieben Millionen durch den Handel dieser Stadt beschäftigt wird. Es folgen hierauf genaue Angaben der Bevölkerung der Stadt und ihrer Bewegung in den zehn Jahren von 1817 — 1827, mit Tabellen. Der Anhang über Gablenz betrifft einen Ort, der durch einen einzigen Industriezweig, die Bereitung der geschliffenen Glasper-

und andauernder auf Mit- und Nachwelt ihre Einwirkung seyn.

Deßhalb begrüßen wir freudig vorliegende Untersuchungen eines Veteranen, der seit einer Reihe von Jahrzehnten nicht müde wird an der festeren Begründung und Umgestaltung der Medicin zu arbeiten, und ungeachtet einer vielbeschäftigten Amtsstellung und ärztlichen Wirksamkeit noch Zeit und Muße findet, die Früchte seines Forschens auch einem größeren Publicum mitzutheilen.

Indem wir uns beeilen von dem Erscheinen dieses Werks eine Anzeige zu liefern, sind wir weit entfernt diese für eine Beurtheilung gelten zu lassen; eine solche muß einem andern Orte vorbehalten bleiben.

In einer Zeit, wo die Ereignisse des Tages die Gemüther fortwährend in Spannung erhalten, und wo so viele widersprechende wissenschaftliche Ansichten die Köpfe verwirren und entzweyen, ist das Auftreten von Schriften, welche die Aufmerksamkeit von dem vergänglichen Gewühle des Augenblicks mit Macht wieder dahin lenken, woher allein echte Belehrung und geistige Förderung zu erwarten steht, doppelt wichtig und erfolgreich.

Das Hauptobject dieser Untersuchungen ist zugleich der Mittelpunkt der ganzen Pathologie; es ist die Betrachtung des Blutes und der Veränderungen, welche es im krankhaften Zustande, in seiner Beschaffenheit, Bewegung und Vertheilung erleidet. Die Abschnitte, welche davon handeln, sind jedoch mehr vorbereitend für die nachfolgenden, welche den Einfluß des in seiner natürlichen Beschaffenheit umgeänderten Blutes auf die Entwicklung und den Verlauf einzelner Krankheiten und dann die große Lehre von den Entzündungen selbst zum Gegenstande haben.

Wer nun die Darstellung selbst, den Fortschritt

126. 127. St., den 9. August 1832. 1251

und die allmähliche Entwicklung aufmerksam verfolgt, wird gestehen müssen, daß sie meisterhaft sey. Jedesmal ausgehend von einer festen und klaren Begriffsbestimmung erweitert sich die Rede zu einer Discussion der bisher gültigen Meinungen und dann zur Auseinandersetzung der eigenen Ansichten. Literarische Anführungen kommen zwar häufig vor, aber mit einer solchen Auswahl, daß man leicht sieht, dem Verf. stand der freye Ueberblick über das ganze Gebiet offen. Indem er auf den Werth eines critischen Studiums der classischen früheren Schriftsteller hinweist, weniger gekannte Hauptpunkte aus ihnen hervorhebt, zeigt er zugleich, wie viel höher und weiter unser neuer wissenschaftlicher und practischer Standpunct seyn würde, wenn man die mühselig errungenen Resultate der Vergangenheit gehörig beachtete und würdigte. Oft überraschen einzelne bisher wenig oder gar nicht bekannte literarische und biographische Notizen. Wie vorsichtig, besonnen und milde die Critik ausgeübt wird, ist als ein nachahmungswürdiges Beispiel und Muster nicht genug hervorzuheben. Die Personen treten als gleichgültig in den Hintergrund; die Sachen, die Gründe sprechen und werden ruhig gegen einander abgewogen. Mit wenigen Worten wird eine ganze Richtung, ein ganzer Schriftsteller bezeichnet, das Lob mäßig, der Tadel selten gespendet und öfter nur durch Verschweigen angedeutet. Ein tiefes, ernstes Suchen nach Wahrheit, nach gründlicher Belehrung weht durch das Ganze; und indem es im Leser ein ähnliches Bestreben erweckt, entfernt es, auch wo man nicht glaubt übereinstimmen zu können, jeden Stachel von Widerspruch. Kaum ist ein Theil oder ein Lehrsatz der allgemeinen Pathologie und Therapie, über den nicht anregende und berichtigende Eins

gerzeige vorkommen. Da hierbey viele sonst als ausgemacht angenommene Begriffe und Folgerungen berichtigt und wesentliche Zwischenuntersuchungen eingeschoben werden, so ist der Verf. zuweilen genöthigt den Zusammenhang dadurch zu unterbrechen. Die Sprache ist rein und gediegen; auch bey den schwierigsten Materien klar, ruhig und verständlich, und wo sie ein wärmeres Colorit annimmt, von der Lebendigkeit des Gegenstandes dazu aufgefördert. Vor Allem aber springt hier in die Augen die innige Verknüpfung des rein Arzttlichen mit den Beyträgen, welche die Hülfswissenschaften darbieten. Die Resultate der Chemie, der Anatomie, der Physiologie werden herangezogen und auf das Fruchtbare angewandt, um die aufgestellten großen Fragen der Pathologie zu lösen oder doch den Schleier, der sie bedeckt, zu lüften; erst auf diese Basis ist die ganze Reihe der wichtigen therapeutischen Erörterungen gegründet.

Obgleich diese Untersuchungen ihrem Wesen und ihrer Bestimmung nach ein engverbundenes organisches Ganze ausmachen, so sind sie doch, der besseren Gliederung und Uebersicht wegen, unter mehrere Ueberschriften als selbstständige Abhandlungen vertheilt worden.

I. Einleitung. Betrachtungen über den Einfluß des Blutes im gesunden und kranken Zustande und über die Bedeutung und Stellung des Blutes in den verschiedenen medicinischen Systemen. Einige Resultate der microscopischen Beobachtungen und der chemischen Analyse des Blutes. In einigen kräftigen Zügen werden die Verhältnisse dieser wichtigen Flüssigkeit hervorgehoben, und die wechselnden Theorien, welche ihr inneres Verhalten

wie ihren Einfluß auf die thierische Oeconomy zu erklären versuchten, charakterisirt. Diese Betrachtung schließt zugleich eine Würdigung der Principien und Vorzüge einer geläuterten humoralpathologie in sich. Schwerlich möchte ich wo die Stellung der Humoral-, Solidar- und Nervenpathologie so klar und bündig abgegrenzt und auseinandergelegt seyn, als in dieser Darstellung.

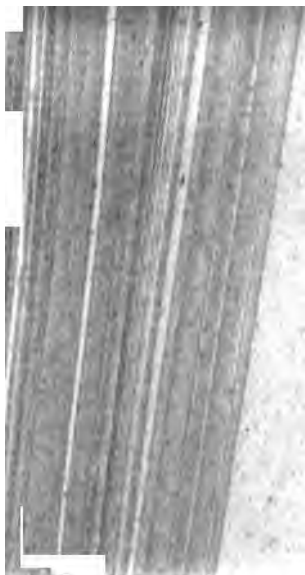
II. Ueber die Lehre von Plethora und über den auf sie sich beziehenden Theil der Chylis- und Sanguification. Anwendung auf die Diätetik. Ein offener, wohl motivirter Kampf gegen die Lehre von der allgemeinen Plethora. Kaum jemals, auch wenn der erste Anschein noch so sehr dafür spricht, dürfe eine allgemeine Blutüberfüllung angenommen werden. Mehr als auf die Vermehrung der Quantität, müsse man auf die veränderte, ausgeartete Qualität die Aufmerksamkeit richten. Der Abreiß werde erfordert, um die stark einwirkende Kraft des Blutes zu brechen und die erhöhte Energie seiner Blutkügelchen zu lenken. Mit der Verminderung der Quantität verändere sich seine Qualität und so seine endliche Beschaffenheit. Beträchtliche Blutentziehungen verminderten nicht bloß die Stärke der Wirkkraft, die von der Totalität des Bluts ausgehe, indem sie diese selbst verringerten, sondern seyen das bewährteste Heilmittel, im Blute die solche Um- oder Rückbildung zu bewirken, die es seiner natürlichen Mischung wieder nähere. Blutflüsse seyen kein Beweis von Plethora; Personen, die ihnen unterworfen wären, seyen nicht reicher als blutreich, sondern schwächlich und infirm. Die Nahrungsmittel würden fast ohne Unterschied ihrer Bestandtheile durch das sich gleich

bleibende Gesetz des Bildungstriebes in Chylus und Blut umgewandelt. Wenn indessen, um die Macht der organischen Kraft zu beweisen, angeführt wird, daß auch die verschiedensten Pflanzen auf demselben Boden unter gleicher Umgebung und unter denselben Einflüssen Daseyn erhielten, so möchte zu bemerken seyn, daß nach den neuesten agronomischen Forschungen die Pflanzen nur da gedeihen, wo sie im Boden die Bestandtheile finden, welche die chemische Analyse als wesentlich in ihnen darthut. Mit dieser Ansicht von organischer Metamorphose ist auch zusammenzustellen, was Th. II. S. 346 über die Entstehung der Harnsteine gesagt wird, daß sie nämlich, unabhängig von chemischen Ausscheidungen, vorzugsweise in einem Erkranken der Blase selbst, in einer Veränderung ihrer Lebendthätigkeit zu suchen wäre. Die Echtheit eines Aphorismus des Hippocrates, welche S. 84 bezweifelt wird, findet vielleicht darin eine Bestätigung, daß der gleiche Gedanke beynähe mit denselben Worten bey Celsus (II. 2) vorkömmt.

III. Ueber die Lehre von der activen Congestion; vom turgor vitalis und von der Erection. Untersuchung der Lehre von örtlicher Blutanhäufung. Wie kömmt eine solche zu Stande; durch welche Kraft; nach welchen Gesetzen? Ist der Satz: ubi irritatio ibi affluxus richtig? Es wird nachgewiesen, daß dem nicht so sey. Entweder müßte das Triebwerk für locale active Congestion im Herzen oder in den einzelnen Schlagadern liegen; anatomische und physiologische Induction sprächen dagegen. Die Vertheilung der Blutmenge wird einzig und allein von der Zusammenziehung des linken Ventrikels abgeleitet. Bey wirklicher Anhäufung bleibe der Zufluß des Blutes derselbe;

nur der Abfluß erfahre eine Hemmung. Die herkömmliche Annahme von Derivation und Resulsion sey unstatthaft; selbst die Erfahrung, daß ein Aderlaß am Arme während der Catamenien nachtheilig einwirke, gelte nur in sofern, als der Aderlaß überhaupt nicht angezeigt war oder anderweitige nachtheilige Umstände einwirkten. Zu beherzigen sind des Verfs. Bedenkllichkeiten gegen manche Resultate weit getriebener mikroskopischer Untersuchungen; sie kommen vor bey Gelegenheit der eigenthümlichen Betrachtung über Turgescenz, Erection und das sogenannte tissu erectile. Das einzige Ziel des wahrheitsforschenden Arztes dürfe nur seyn, Irrthümer zu bannen und die Wissenschaft mit einfachern, helleren, richtigeren und anwendbaren Begriffen zu bereichern.

IV. Fortsetzung der Untersuchungen über die irrige Annahme einer activen Congestion. Ueber die Lehre von der passiven Congestion, örtlichen Plethora und erhöhten Venosität. Anwendung auf die Fieber durch Erörterung einiger das Scharlachfieber betreffenden Punkte. Alle Erscheinungen des Fieberfrostes werden von einem Sinken der Hautthätigkeit abgeleitet, und dieser Vorgang durch eine primäre Einwirkung des Gehirns vermittelt des Nerveneinflusses, der öfters gleichzeitig, aber auf eigenthümliche Weise das Herz befallt, erklärt. Die von Armstrong aufgestellte Lehre von dem Einflusse der Blutanhäufung in den Venen einzelner Eingeweide auf den bössartigen Verlauf vieler Fieber wird geprüft und ihre Unhaltbarkeit dargethan. Schön und wahr ist die Schilderung der Lage des Arztes, der bey großen, verborgenen Uebeln, wie bey den schlimmsten



...wird
rer Band
selbst die
die zur B
beitragen;
allen Theil
Störungen
ulation in
einzig und
Beschaffenhei
zuleiten. Di
sicht' wird
diesem Ausbru
innerer Vorg
deren Einzelh
stimmten.
Anhang. Ue
über einige
Behandlung
puncte und
breitung die
M...

bene Erklärung einer solchen Auctorität über die vielbesprochene Frage von der Contagiosität der Cholera erscheinen. 'Nach meiner innigsten Ueberzeugung wird sich im Laufe der Zeit die Annahme immer mehr zur Gewißheit erheben, daß sich die asiatische Cholera nur vermittelt der Ansteckung verbreite.' Unübertrefflich ist die Zusammenstellung der dafür und dawider sprechenden Gründe und Thatfachen; eigenthümlich die Parallele mit andern contagiosen Krankheiten. In Betreff der Uebertragung der Cholera auf die Insel Mauritius, wovon auch schon in diesen Blättern die Rede war (1832. St. 84. S. 830), wird ein neues merkwürdiges Actenstück, nämlich das diese Vorfälle betreffende Journal des Wundarztes der Fregatte Topaze mitgetheilt. Selbst aus den Schriften und Behauptungen der Gegner, wie z. B. des Hamilton Bell, dem übrigen alle Gerechtigkeit widerfährt, wird der Beweis der Verbreitung durch bloße Ansteckung abgeleitet.

Zweyter Band. V. Ueber die Hämorrhoiden, besonders in ihrer Verbindung mit chronischen Krankheiten des Unterleibes. In Frankreich, besonders aber in England, und fast in allen Ländern, wo die englische Zunge gesprochen wird, sey man stillschweigend übereingekommen, die Hämorrhoiden mit chronischen Leiden des Unterleibes in keine Verbindung zu setzen. Die Hämorrhoidalknoten würden dem zu Folge meistens durch ausgetretenes Blut gebildet, welches Capillargefäße ergossen hätten; selten seyen sie wahre varices; die Blutergießung selbst entstehe fast immer durch örtliche Reizung oder Verletzung, und es sey darum die Annahme, daß ein solcher fortwährender Abfluß (Goldaderfluß) eine wohlthätige Hülfe der Na-

tur veranstalte, irrig; die Knoten leisteten zu Zeiten bloß den Dienst künstlicher Geschwüre.

Da man in Deutschland seit den ältesten Zeiten eine ganz andere Vorstellung von diesem Krankheitszustande sich bildete und dauernd festhielt, so stellte sich der Verf. die Aufgabe diesen eben so wichtigen als vielbestrittenen Gegenstand einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen. Er betrachtet 5 Zustände und betrachtet jeden einzelnen für sich: 1) echte, selbstständige Hämorrhoiden, eine constitutionelle Krankheit, wo die Natur durch eine *intemperies sanguinis* ein Bedürfnis hat von Zeit zu Zeit Blut zu entleeren, um erleichtert zu werden; 2) consecutive oder secundäre, wo der Mastdarm in Folge anderer, meist lange schon bestehender und weit vorgeschrittener Krankheiten des Unterleibes Störungen der Circulation erleidet; 3) spätere als zufälliges Symptom erscheinende, die nicht selten den Kranken und den Arzt über ihren inneren Zusammenhang täuschen; 4) verlarvte oder verirrte; 5) bloß örtliche.

Zum Beweise der constitutionellen Hämorrhoiden dienen vorzugsweise folgende Erfahrungssätze: Manche verlieren von Zeit zu Zeit mehr oder weniger Blut, ohne daß sich bey ihnenacken oder andere Leiden des Mastdarms zeigen. Die Blutung verhält sich wie eine aus der Nase. Bey erblicher Anlage kommen und schwinden Knoten, je nachdem eine Erhitzung des Blutes dazu Veranlassung gibt. Nach mannigfachen Beschwerden, die sich in der Stimmung und durch Unterleibsleiden aussprechen, tritt auf einmal ein Hämorrhoidalfluß ein und das Wohlbefinden ist hergestellt.

Zur näheren Erläuterung werden diese selbstständigen Hämorrhoiden noch unter fünf Gesichts-

5. 127. St., den 9. August 1832. 1259

ten betrachtet, nämlich als einfache, die auf bloßen Bluterguß aus dem Mastdarm anken, ohne diesen selbst oder dessen Nachkaste in ein besonderes Erkranken zu versetzen; als complicierte, wo unter dem Bluterguß aus dem Mastdarme zugleich ein Absatz Blutes auf Theile erfolgt, die jenem Darmlage liegen; als gleichzeitiges Auftreten von Hämorrhoiden; als bloße starke Anlage, und als Erkranken der Blutbahn des Unterleibes ohne Mitleidenschaft des Mastdarms.

In der Betrachtung der Ursachen und der Behandlung der verschiedenen hämorrhoidalischen Leiden wird zugleich die Untersuchung der chronischen Krankheiten des Unterleibes angereicht, so wie derjenigen, welche ihren Sitz und Schauplatz im Blut-, Lymph- oder Nervensysteme des Unterleibes haben, als derer, welche ausschließlich ein Organ befallen oder zerrütten.

Die zu weite Ausdehnung der Annahme von Wichtigkeit der Unterleibsfunctionen, namentlich Blutumlaufs im Pfortadersysteme wird beschränkt. Durch die Aorta fließt das Blut nicht so mächtiger, sicherer, den Absichten der Natur gehörender, als durch das kleinste Aederchen in jeden Eingeweide des Unterleibes, selbst der Leber. Die ganze bisherige Lehre von den Hämorrhoiden und ihrem Zusammenhange mit sonst andern Krankheiten beruhe in höchst weichen Punkten auf Irrthümern und falschen Auslegungen. Es habe die meiste Wahrscheinlichkeit für sich, daß die Blutung zunächst den Venen des Mastdarms erfolge, die nicht zum Pfortadersysteme gehören, wenn man sie überhaupt den Venen zuschreiben dürfe, und nicht mehr dem arteriellen Theile des Capillarsystems. Faßt man die Melana so auf, wie der

Berf., so muß sich allerdings die Ansicht geltend machen, daß sich in den Eingeweiden des Unterleibes nicht so leicht Anhäufungen und Stockungen des Blutes zu erzeugen vermögen, als in denen des Kopfes und der Brust, und daß, wenn sie in jenen entstanden seyen, sie leichter zu mindern und zu heben wären, als in diesen. Bey Gelegenheit einer kritischen Beleuchtung der über Krampf und *turgor vitalis* von Clarus aufgestellten Sätze spricht der Verf. das Resultat seines Nachdenkens und seiner Forschung dahin aus, 'daß man so viele und so große Krankheitszustände und namentlich alle hämorrhoidalischen bloß aus krankhaften Beschaffenheiten des Venensystems ableitet, die oft gar nicht nachzuweisen sind, auf die so oft bloß aus einer falschen Theorie geschlossen wird, und die, wo sie, Vermuthungen zufolge, welche viel für sich haben, Statt finden mögen, in einer Verbindung stehen, welche viel seltener, als man annimmt, gestattet, ihnen ausschließlich oder auch nur hervorstechend Bedeutung beizulegen.' Uebrigens wird die Möglichkeit einer Blutstockung und deren Einfluß auf die Entwicklung von Krankheiten keineswegs in Abrede gestellt (228). Der Werth und die Wirkungsart der abführenden Mittel, besonders der sogenannten Bisceralclystiere wird in einer ausführlichen Critik beleuchtet und eindringlich der Nutzen der natürlichen kohlensauren eisenhaltigen Wasser hervorgehoben.

VI. Ueber eine Eigenthümlichkeit der jetzigen englischen medicinischen Schriftsteller und den Einfluß derselben auf ihre Ansichten vom Nervenfieber. Die Maxime der englischen Aerzte, daß keine Meinung, keine Behauptung in der Medicin gelten solle, wenn sie sich nicht aus einer

vollständigen Reihe bewährter und unbestreitbarer Thatsachen klar und sicher ergebe, trat dem Verf. bey seinen Untersuchungen oft störend in den Weg, vorzüglich bey Gelegenheit ihrer gänzlichen Ablöschung und Nichtachtung einer Verbindung der in die Sinne fallenden hämorrhoidalischen Erscheinungen mit einem tieferen Erkranken der Blutspähre des Unterleibes. Er unterwirft nun diese Ansicht einer allgemeinen Prüfung, und sucht zu bestimmen, wie weit das Feld reiche, wo die Empirie herrsche und wo das Reich der Speculation beginne. Nur wer treu eine große Ernte von Erfahrungen gesammelt und zugleich den Blick in die Höhe und in die Ferne sich frey gehalten, kann so die Gränzen und die Verbindungswege zweyer Gebiete bezeichnen, die oft durch einander geworfen, oft feindlich einander gegenüber gestellt werden.

Die Lustgebilde metaphysischer und practischer Träumereyen müßten dem wahren Arzte eben so fremd bleiben als die Formeln einer blinden und starren Empirie. Das Bestreben nicht zu denken und keine Schlüsse zu ziehen, sey jedoch durchaus nicht das Mittel irrigen Vorstellungen und falschen Folgerungen zu entgehen, wenn es unvermeidlich wäre unsere Aufmerksamkeit auf verwickelte, dunkle Gegenstände zu richten.

In Beziehung auf die bezeichnete bloß practische Richtung der englischen Aerzte wird nun ihre Ansicht und Behandlungsweise der Gicht besprochen, wornach sie die äußeren gichtischen Zufälle jeder Art, selbst im Zeitraume ihres ersten Entstehens (mit Anwendung des Colchicum autumnale als eines Specificums) schnell zu tilgen und ihren örtlichen Verlauf zu hemmen suchen; dann ausführlich ihre Beurtheilung und Behandlung der Nervenfieber. Je mehr hier der An-

die Gr
cessions
Rhein
das La
Grunds
formatio
brücken
thums B
des rein
mals frey
der Stadt
Gegatten
welche in d
besonders i
endlich ein
Landesordn
schen Contra
Der Wer
vorgesehte, se
Einleitung,
die Gr...

1265

**G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1832.

F r a n k f u r t.

In der Andreadischen Buchhandlung, 1831:
Öffentliches Recht des deutschen Bundes und
der Bundesstaaten von Johann Ludwig Klü-
ber. (Zwey Abtheilungen.) Dritte sehr ver-
mehrte und verbesserte Auflage. XX u. 880 S.
im größten Octav.

Eine dritte Auflage eines wissenschaftlichen
Werks beweist ohne Zweifel theils, daß es An-
erkennung beim Publicum gefunden hat, theils,
daß der darin behandelte Gegenstand von Vielen
getrieben wird. Wenn man dabey aber bedenkt,
daß das vorliegende Werk eigentlich gar keinen
Rivalen hat, indem zwar mehrere andere Sy-
steme des neueren deutschen Staatsrechts begon-
nen, aber, einige kürzere Werke abgerechnet, biß-
her leider alle unvollendet geblieben sind, und
wenn man ferner erwägt, daß zwischen der zwey-
ten und dritten Auflage desselben ein Zeitraum
von neun Jahren in der Mitte liegt, so muß
man hieraus schließen, daß das positive Staats-

recht durchaus nicht so viel Interesse findet, wie man es in der gegenwärtigen Zeit, wo fast jeder, welcher sich zu den sogenannten gebildeten Ständen zählt, berechtigt zu seyn glaubt, über die bestehenden Staatseinrichtungen ein Urtheil, und oft ein sehr hartes, zu fällen, mit Recht erwarten sollte. Da nun aber unser deutsches Staatsrecht bisher noch nicht so in das Leben übergegangen ist, daß man auch ohne Hülfe von Büchern sich eine gehörige Kenntniß von demselben erwerben könnte, so bestätigt sich auch auf diese Weise die schon sonst gemachte Bemerkung, daß gegen den wohl allgemein anerkannten Satz, daß nur demjenigen ein Urtheil über einen Gegenstand zustehet, welcher eine gehörige Kenntniß von demselben besitzt, gerade bey einem der wichtigsten und schwierigsten Gegenstände am meisten gefehlt wird. Freylich muß man auf der andern Seite aber auch gestehen, daß die Wissenschaft des neueren deutschen Staatsrechts noch keineswegs eine den Bedürfnissen der jetzigen Zeit angemessene Höhe erlangt hat, und daß sie sich namentlich in dem vorliegenden Werke noch in einer höchst unvollkommenen Gestalt darstellt. Was nämlich zuvörderst das Bundesrecht anbelangt, so kann es schon der Natur der Sache nach nicht schon jetzt eine sehr ausgebildete Wissenschaft seyn. Denn die Theorie bedarf bey allen positiven Wissenschaften immer der practischen Anschauung. Eine solche kann uns der deutsche Bund aber schon aus dem Grunde in großem Umfange bisher noch nicht gewähren, weil er verhältnißmäßig erst wenige Jahre besteht, und jede öffentliche Einrichtung nur im Lauf der Zeit ihre Wirksamkeit nach allen Seiten hin entfalten und dadurch ihre wahre Bedeutung aufklären kann. Hierzu kommt aber

128. St., den 11. August 1832. 1267

, daß, seitdem in Gemäßheit des Bundes-
rathes vom 1. Julius 1824 die meisten und
wichtigsten Verhandlungen und Beschlüsse der
Bundesversammlung geheim gehalten werden,
Publicisten in der That die hauptsächlichsten
Mittel zur Ausbildung der Wissenschaft des Bun-
desrechts entzogen sind. Es kann daher dem
Vf. nicht zum Vorwurfe gereichen, wenn man
seiner Darstellung des Bundesrechts oft mehr
eine nackte Zusammenstellung der Worte der bis-
her zugänglichen Quellen, als eine wissenschaft-
liche Entwicklung findet. Vielmehr ist sein
Verdienst in dieser Beziehung außerordentlich groß.
Es zeichnet sich aus durch eine sehr voll-
ständige und höchst sorgfältige Benützung der
Quellen, und mit einem wahrhaft ausgezeichneten
Erfleiß hat der Vf. in den Noten die bis-
her vorgekommenen und ihm bekannt gewordenen
Beispiele, welche zur Erläuterung der in
dem Text aufgestellten Grundsätze dienen können,
zusammelt. — Nicht so günstig hingegen können
wir über seine Bearbeitung des Staatsrechts der
Bundesstaaten urtheilen. Wir verkennen zwar
schon die Schwierigkeiten, mit welchen der
Vf. sich hierbey zu kämpfen hat. Diese bestehen
nach unserer Ansicht nach darin, daß bisher
noch weit mehr im Werden begriffen, als
festgeworden ist, und daß wegen des so ver-
änderlichen Ganges, welchen Verfassung und
Regierung in den neueren Zeiten in den ein-
zelnen deutschen Ländern genommen haben, die
Grundsätze der gemeingültigen Sätze so sehr vermin-
dert sind, daß erst in einer kommenden Zeit der
deutsche Volksinn, wenn er sich gesund er-
hebt, die so verschiedenartigen Elemente, welche
das deutsche Volk bewegen, mit einander
zugleichen und auf irgend eine Weise eine

größere Gleichförmigkeit in den öffentlichen Einrichtungen der deutschen Staaten wieder hervorzubringen im Stande seyn wird. Allein dem ungeachtet hätte der Verf. wohl weit mehr leisten können, als er gethan hat. Zuvörderst vermiffen wir eine Erörterung darüber, wie sich überhaupt eine Wissenschaft des Staatsrechts der Bundesstaaten, so bald man mit dem Verf. unter diesem Ausdruck nicht eine Darstellung des Staatsrechts jedes einzelnen deutschen Landes versteht, construieren lasse. Da es keineswegs unsere Absicht ist, das Buch im Einzelnen zu kritisieren, weil, von anderen Gründen abgesehen, in diesen Blättern dazu der Raum fehlen würde, so würden wir diese Bemerkung ganz unterdrückt haben, wenn nicht der Mangel jener Erörterung für das ganze Werk von Einfluß wäre, indem der Verf. uns dadurch völlig einen festen Standpunct entzogen hat, aus welchem wir seine Darstellung des Staatsrechts der Bundesstaaten beurtheilen könnten. Es kann nämlich, da die Bundesstaaten keiner gemeinschaftlichen Gesetzgebung (die sehr beschränkte des Bundes abgerechnet) unterworfen sind, die Wissenschaft des Staatsrechts der Bundesstaaten nicht in einer Zusammenstellung und Entwicklung gesetzlicher Bestimmungen bestehen. Da es nun aber sonst nicht möglich ist, ein gemeinsames positives Staatsrecht für mehrere unabhängige Staaten aufzustellen, so fragt es sich, wie man gerade bey den deutschen Bundesstaaten dazu im Stande sey, und von der Beantwortung dieser Frage hängt dann natürlich auch die Bedeutung und Brauchbarkeit der einzelnen von der Wissenschaft gelieferten Grundsätze ab. Der Verf. hat, wie gesagt, sich auf diese Frage nicht eingelassen, und daher kann er nichts dawider zu

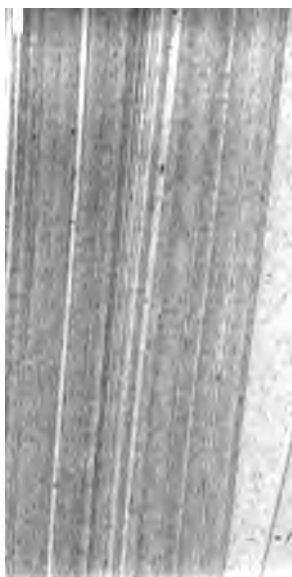
ben, wenn wir sie uns vorläufig hier zu beantworten suchen, und dann das aufgefundenene Resultat als Maassstab zur Beurtheilung seiner Arbeit gebrauchen. Da nämlich alle Bundesstaaten von demselben Volke bewohnt werden, und im Ganzen von jeher unter denselben äußeren Einwirkungen gestanden haben, so ist es, da jedes Volk, wenn es unabhängig bleibt, seine Nationalität auch in einem eigenthümlichen Rechte ausspricht, und dieselben äußeren Einwirkungen in diesem auch dieselben Veränderungen hervorbringen müssen, natürlich, daß dem Staatsrecht aller einzelnen Bundesstaaten gewisse gemeinschaftliche Begriffe zum Grunde liegen, und daß in denselben sich viele öffentliche Einrichtungen finden müssen, die, wenn sie sich auch nicht allenthalben ganz gleich sind, doch überall von denselben leitenden Principien abhängen. Hiernach sind also in einer Wissenschaft des Staatsrechtes der deutschen Bundesstaaten so wohl jene Grundbegriffe zu entwickeln, als auch diese Principien festzustellen, und aus beiden dann wieder die zur Beurtheilung der im Leben vorkommenden staatsrechtlichen Fragen erforderlichen Rechtsnormen abzuleiten. Da nun aber die eigenthümliche Rechtsansicht einer Nation nur aus der Vergleichung einer großen Reihe von Thatsachen erkannt, und der Einfluß, welchen äußere Einwirkungen auf den Rechtszustand derselben gehabt haben, nur auf einem geschichtlichen Wege ermittelt werden kann, so folgt hieraus, daß man der Hülfe der Geschichte bedarf, um jene Grundbegriffe zu entwickeln, und daß die Principien, welche die Natur jedes einzelnen öffentlichen Verhältnisses bestimmen, sich nur durch ein Zurückgehen in die Geschichte desselben auffinden lassen. Dieß heißt aber nicht so viel, daß man

willkürlich einzelne Momente aus der Geschichte dieses Verhältnisses herausgreifen dürfe, sondern um dessen jetzige Natur zu bestimmen, ist es erforderlich, dasselbe in seiner geschichtlichen Entwicklung bis auf den heutigen Tag zu verfolgen. Da aber ferner keine öffentliche Einrichtung einzeln daselbst, und, wenn nicht der ganze Staat darüber zu Grunde gehen soll, ein Einfluß zwischen ihr und allen übrigen Staatsverhältnissen Statt finden muß, so würde man, wenn man bloß auf die angegebene Art verfahren wollte, kein jetzt anwendbares Recht aufstellen. Es müssen daher in einer wissenschaftlichen Darstellung des heutigen Staatsrechts der Bundesstaaten die einzelnen jetzt bestehenden öffentlichen Einrichtungen in einen consequenten Zusammenhang oder in ein System gebracht werden. Auf diese Weise rechtfertigt sich also die sogenannte historisch-dogmatische Methode als die allein brauchbare. Von dem Standpunkte dieser Methode aus wird sich nie ein stiefes Festhalten am Alten vertheidigen lassen, da jeder Geschichtsforscher einsehen muß, daß in der Entwicklung des Menschengeschlechts kein Stillstand eintreten kann. Eine Veränderung in dem bestehenden Rechtszustand durch Einwirkung der gesetzgebenden Gewalt kann sie aber nur dann billigen, wenn diese Veränderung durch veränderte Bedürfnisse und Ansichten des Volks bedingt, nicht aber wenn sie bloß die Folge von abstracten Theorien oder durch die Sprecher einer Partei des Volks, welche ihre Ansichten fälschlich für die Volksmeinung ausgeben, hervorgerufen ist. Wenn nun aber Manche diese Methode verschmähend alle öffentlichen Verhältnisse nach den Grundsätzen des sogenannten allgemeinen oder natürlichen Staatsrechts oder Vernunftrechts beurtheilen

len wollen, so unterscheiden sie sich von den Anhängern derselben vorzüglich darin, daß sie ohne Rücksicht auf die Lehren der Geschichte den Begriff der einzelnen Staatseinrichtungen erst so bestimmen, wie sie ihn für vernünftig halten, und dann die Folgerungen, welche sich ihrer Meinung nach aus demselben ergeben, als rechtliche Grundsätze aufstellen. Da nun aber die Staatseinrichtungen etwas Gegebenes sind, und sich also der Begriff derselben nicht a priori feststellen läßt, so ist es in der That nur zufällig, wenn einzelne jener Grundsätze auf sie anwendbar sind, und diese können daher auch eben so wenig zur Ergänzung der Lücken des positiven Staatsrechts gebraucht werden. Man kann daher von dem sogenannten Vernunftrechte füglich behaupten, daß, wenn Alles anders wäre, als es wirklich ist, es vielleicht Recht seyn könnte. Unter diesen Umständen ist es sehr natürlich, daß die Anhänger desselben zuvörderst die bestehenden Staatseinrichtungen nach den Begriffen, welche sie von denselben angenommen haben, umzuschaffen streben, um dann ihre rechtlichen Grundsätze auf dieselben anwenden zu können. Sie wollen also zunächst nicht so wohl ein anderes Recht, als andere Rechtsverhältnisse schaffen. Sollte ihnen aber dieses Streben gelingen, so würde dadurch die Grundlage jedes geordneten Rechtszustands, nämlich die Ansicht von der Heiligkeit des Rechts, völlig untergraben werden. Denn keine Staatseinrichtung ist, wie kein irdisches Verhältniß überhaupt, absolut d. h. für alle Zeiten und für alle Völker vernünftig, sondern die Vernünftigkeit derselben kann nur nach den jedesmaligen Bedürfnissen des Volks und dem derzeitigen Culturzustande desselben be-

theilt werden. Es wird daher auch ein Rechtszustand, welcher ohne Rücksicht hierauf bloß nach einer aus der Betrachtung der verschiedenartigsten Völker und Zeiten abstrahierten Theorie geschaffen ist, nie von dem größeren Theile des Volks als vernünftig betrachtet werden und demnach auch bey ihm nicht in Achtung stehen können. Endlich sollten die Lobpreiser des sogenannten Vernunftrechts auch bedenken, daß dieselben Schmähungen, welche sie gegen das historische Recht ausstießen, schon nach wenigen Jahren, wenn auch sie der Geschichte angehören, gegen das von ihnen geschaffene Recht werden geltend gemacht werden können, und daß eben so wenig wie sie in dem, was ihre Vorfahren Jahrhunderte lang als vernünftig angesehen und beobachtet haben, Vernunft finden wollen, ihre Nachkommen ihnen, wenn sie ihre Werke schauen, Vernunft zutrauen werden. — Wenn wir nun von den eben aufgestellten Ansichten bey Beurtheilung der Darstellung des Staatsrechts der Bundesstaaten in dem vorliegenden Werke ausgehen, so entspricht sie unseren Anforderungen keineswegs. Zuvörderst übergeht nämlich der Verf. einige der wichtigsten Grundbegriffe ganz mit Stillschweigen, z. B. den Begriff von wohl erworbenen Rechten, und erörtert andere auf eine höchst ungenügende Weise, z. B. die der Succession in den Bundesstaaten zum Grunde liegenden Begriffe, den Begriff von Justiz- und Regierungssachen u. s. w. Ferner entwickelt der Vf. in der That die Natur keines einzigen Staatsverhältnisses auf einem geschichtlichen Wege, sondern läßt sich entweder gar nicht auf eine Begründung derselben ein oder nimmt seine Gründe aus dem allgemeinen Staatsrechte her. So

h. B. geht er überall von dem willkürlich angenommenen Satz aus, daß der Staat eine zur allseitigen Sicherheit eingegangene bürgerliche Gesellschaft sey, und statt zu zeigen, wie die Staatsgewalt in den Bundesstaaten aus der Bundeshoheit allmählich entstanden ist, und auf diese Weise das Wesen derselben und die Rechte der Regenten zu bestimmen, stellt er ohne weitere Begründung den Satz auf, die Staatsgewalt sey 'das Recht, die Mittel zu dem Zweck des Staats zu wählen', und gibt hiernach Lehren über die Rechte und Pflichten der deutschen Regenten, welche man eben so füglich auf den König der Franzosen oder den Türkischen Sultan, wie auf sie, anwenden könnte. Wie wenig ein aus so allgemeinen Begriffen gebildetes Staatsrecht mit den wirklich bestehenden Verhältnissen übereinstimmt, ergibt sich am augenscheinlichsten daraus, daß der Verf. selbst zugeben muß, daß die Staatspolicey außer der Sicherheit auch die Wohlfahrt der Staatsgenossen zum Gegenstande habe, und daß er selbst von einem Erziehungs- und Unterrichtsregal zu reden gezwungen ist. Dabey soll aber doch nach §. 255 das Volk außerhalb des Staatszwecks in dem angegebenen Sinn seine Selbstständigkeit behalten, und daselbe, wenn der Regent es als bloßes Mittel zur Erreichung anderer Zwecke behandelt, sogar das Recht der Gegenwehr haben. Hiernach kann es denn auch nicht weiter sehr auffallen, daß die vielen politischen Betrachtungen, welche der Verf. einwebt, fast immer zu dem Resultate führen, daß die jetzt bestehenden Staatsverhältnisse schon in ihrer Grundlage verdorben sind, indem sie nicht mit den Begriffen, welche er von ihnen aufstellt, übereinstimmen. Der Unterschied der Stände hat sich daher seiner



Es ist schon
habe diesen
zum fern
des wenn
stände
ist, all
eine am
Gründen
vorliegen
Bundesst
schon eine
und das 2
in der darl
teratur beu
Es wäre do
habe

eingerichtet würde, indem: sie dadurch ein
 richtiges Bild von der Grundlage, an welche
 ihre Reformen anzuschließen hätten, erhielten
 und dann ohne Zweifel auch das Deutschthum
 in diesen mehr als bisher, wo die meisten
 ausländischen Verfassungen besser als un-
 ser einheimischen kennen, hervortreten und so
 viel zur Erhaltung der inneren Einheit
 Deutschlands beitragen würde! — Es ist uns
 in der That sehr schwer geworden, über ein Buch,
 welches in so großem Ansehen steht, und dessen
 Verfasser wir wegen seiner 'strengen Wahrheits-
 liebe, seines reinen Wohlwollens und seiner fer-
 nen Gemüthskraft' (drey Eigenschaften, welche
 in Verf. bey einem echten Publicisten verlangt)
 verbunden mit einer bewunderungswürdigen Ge-
 samtheit unsere innigste Hochachtung nicht ver-
 gessen können, ein solches Urtheil zu fällen. Indessen
 hoffen wir, daß ein Mann, welcher die Worte
nam impendens vero als Motto auf den Ti-
 tel seines Werks gesetzt hat, und dessen Bestre-
 ben 'dem Dienst der selbsterkannten Wahrheit
 treu zu machen' aus allen seinen Worten und
 Thaten hervorleuchtet, auch dieses Bestreben bey
 Anderen, wenn sie gleich von seinen Ansichten
 abweichen, nicht verkennen werde. Wir dürfen
 es um so mehr hoffen, da er in den Grund-
 sätzen mit uns übereinstimmt, indem er selbst
 in §. 17, welcher von der Methode des Staats-
 Rechts handelt, erklärt, daß das deutsche öffent-
 liche Recht keine rationale, sondern eine theils
 historische, theils positive Wissenschaft, und daß
 die dogmatisch-historische Lehrmethode allen übris-
 en vorzuziehen sey. — Wie sehr der Verf. nach
 der Vollkommenheit seines Werks strebt, davon
 zeugt auch die vielen in dieser neuen Ausgabe hinzuge-

zugekommenen Vermehrungen und Verbesserungen ein redendes Zeichen. Auch nur die wichtigsten derselben hier zu nennen würde ganz unthunlich seyn, da wenige Paragraphen ohne Aenderungen und Zusätze geblieben sind. Ganz neu hinzu gekommen sind dieß Mal nur drei Paragraphen, nämlich die §§. 253 und 254, welche von den Verbindlichkeiten des Souverains aus den Regierungshandlungen des Zwischenherrschaft während einer feindlichen Inhabung des Landes handeln, und der §. 319, welcher sich auf eine Abnormität im deutschen Staatsrecht, nämlich auf den Rechtszustand der im Besiz des Grafen Bentinck befindlichen freyen Herrschaft Kniphhausen bezieht. Außerdem ist diese Ausgabe bereichert durch ein Verzeichniß der Häupter vormals reichsständischer Familien, die im Jahre 1829 von Regierungen deutscher Bundesstaaten bey der Bundesversammlung als solche angemeldet sind, welchen resp. das Prädicat Durchlaucht und Erlaucht zukomme. Auch das schon in den vorigen Ausgaben enthaltene Verzeichniß deutscher Standesherrn ist größtentheils umgearbeitet. Von §. 51 an haben die Paragraphen neue Ziffern erhalten, um nicht, wie in der zweyten Ausgabe, den Ziffern der seit der ersten neu hinzu gekommenen Paragraphen Notenbuchstaben beysügen zu müssen. Daher ist die Paragraphenzahl von 486 auf 585 gewachsen. Doch sind überall auch die vorigen Zahlen, mit kleineren Lettern und in Klammern, der neuen Zahl zur Seite gesetzt, um Citationen der zweyten Ausgabe auch in der vorliegenden dritten ohne Schwierigkeit finden zu können. Der vielen Zusätze ungeachtet enthält diese Ausgabe doch über 8 Bogen weniger, als die vorige, indem sie von weit

128. St., den 11. August 1832. 1777

größern Format, als diese, ist. Dabey sind Druck und Papier von solcher Schönheit, daß das Werk in dieser Beziehung ohne Zweifel zu den ausgezeichnetesten gezählt werden kann, welche die deutsche Presse bisher geliefert hat.

Kraut.

P a r i s.

Imprimé par autorisation du Roi du 29. Decembre 1824 à l'Imprimerie Royale. Collection de lois maritimes antérieures au XVIII. Siècle, par J. M. Pardessus. Tome second. 1831. CXXXI und 558 S. gr. 4.

Die politischen Stürme und Ungewitter, welche das schöne Vaterland des Herausgebers fortwährend beunruhigen, haben diesen nicht gehindert, seine Sammlung der älteren Seerechte fortzusetzen, von denen in den Göt. gel. Anz. (1829. St. 69) der erste Theil angezeigt wurde. Der König vom Jahre 1831 hat den Befehl des Königs vom Jahre 1824 geehrt, und auch der vorliegende zweyte Theil ist in der Königl. Officin gedruckt. Möchten Beispiele davon, daß politische Differenzen ohne Einfluß auf den ruhigen Fortgang wissenschaftlicher und literarischer Arbeiten bleiben müßten, häufiger vorkommen! In Zeiten der Aufregung, der Herrschaft periodischer Presse ein frommer Wunsch.

Das Unternehmen des Herrn P. schreitet sehr langsam vorwärts, und es ist zu bedauern, daß der Preis des voluminösen Werkes dessen Anschaffung der ohnehin kleinen Zahl deutscher Gelehrten, die das Seerecht zum Gegenstand ihrer geschichtlichen Forschungen machen, erschwert. Der vorliegende Theil liefert außer einer Einleitung

nur das Consulate del Mare, den Guidon de la Mer und die Beschlüsse der Hanse, so weit sie das Seerecht angehen. Im ersten Theile schilderte der Verfasser in der vorangeschickten Einleitung drey Epochen der Geschichte des Handels, bis zu Christi Geburt, bis zum Untergang des römischen Abendreichs, bis zu den Kreuzzügen. Daran wird jetzt die Geschichte der vierten angeknüpft, welche bis zur Entdeckung (oder richtiger Wiederentdeckung) von America und von dem Seewege nach Ostindien reicht, und also einen Zeitraum von fast vierhundert Jahren umfaßt (pag. I — CXXXI). Dann folgt das zwölfte Kapitel, dem Consulate del Mare gewidmet, in der bereits bekannten zweckmäßigen Art behandelt, nach einer meist literarischen Vorrede Text mit Uebersetzung und kurzen Noten (p. 1 — 368).

Im Resultat gehen die Forschungen des Verfassers auf folgende Sätze hinaus: das Consulate ist ursprünglich in romanischer Sprache geschrieben, aus den Rechtsprüchen von Oleron geschöpft, zu Marseille für die Mitteländischen Seefahrer spätestens in der zweyten Hälfte des vierzehnten, frühestens im dreizehnten Jahrhundert redigiert, und erst seit Erfindung der Buchdruckerkunst weit verbreitet. Die, dem Spanier Capmany unbekannt gebliebene, aber schon von Boucher 1808 benutzte Ausgabe (Barcelona 1494. Fol.) ist die Editio princeps, und von Pardessus seinem Abdrucke zum Grunde gelegt. Die Handschrift auf der Pariser Bibliothek stammt vermuthlich aus dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts her, ist aber sehr nachlässig, und nur wegen der Interpunction und Eintheilung der Abschnitte nicht unwichtig. Die fran-

8. St., den 11. August 1832. 1279

Uebersetzung, welche Pardeffus liefert, durch einen zu Marseille ansässigen Kaufmann besorgen lassen. Sie hält die Rechte zwischen Capmany's freyer und Boucher's, ließt sich fließend, und ist, so weit Recension hat, zuverlässig.

Im dreizehnten Kapitel (p. 369 — 432) folgt der Verfasser sich mit dem Guidon Mer, dem Wegweiser zur See, und daraus, da dieses Rechtsbuch sich über Versicherungen am ausführlichsten verbreitet, Abhandlung, über deren Geschichte Einiges zu sagen. Das Edict Karls IX. vom Jahre 1563 ist das erste Gesetz, welches der Versicherten gegen Prämie (bekanntlich wohl zu ungleichen von den gegenseitigen) gedenkt. Zur Redaction des Wegweisers waren sie in Europa schon allgemein in Gebrauch. Deron ist in Frankreich, vielleicht zwischen 1563 und 1584, von einem Privatmanne, dessen Name nicht auszumitteln, verfaßt, und die Ordonnanz Ludwig XIV. vom August 1681 in ein Gesetz verwandelt. — Der Abdruck, den der Guidon liefert, ist nach Cleirac, die ältesten Ausgaben, die Pardeffus benutzten, von 1607 und 1645 von Druckfehlern zeich.

Im wenigsten befriedigt, was im vierzehnten Kapitel (pag. 433 — 558) für hanseatisches Seerecht geleistet ist, und wenn, wie hoffen steht, von der ganzen Sammlung Deutschlands ein wohlfeiler Abdruck besorgt, so muß man eine sorgfältige Revision des Kapitels, zu welchem dem französischen Gelehrten trotz aller Verbindungen nur ei-

1280 . Göttingische gel. Anzeigen

ne einzige bedeutende Quelle gestossen ist, empfehlen. Die hier gelieferten Recessse sind mit Ausnahme der Ordnungen von 1591 und 1614 aus dem Hamburgischen Archiv ohne essentialle Vergleichung anderer Handschriften und Hülfsmittel und ohne Gewißheit über die Ausbeute, welche andere Archive liefern können. Der Gelehrte (Herr Archivar Lappenberg in Hamburg), dessen Mittheilungen den Verfasser in Stand gesetzt haben, schon aus einem einzigen Archive sehr interessante Beyträge zu liefern, und dessen kürzlich in den Berliner kritischen Jahrbüchern erschienene Anzeige dabei vor der Hand verglichen werden muß, wird gewiß der Aufforderung der Wissenschaft entsprechen, und dem Recht der Hanse ein besonderes Werk widmen, wozu er vor allen Andern berufen ist. Seiner Güte verdankt das Publicum hier die das Seerecht betreffenden Auszüge aus den Recessen von Stralsund 1369 und 1378, von Wismar 1380, von Lüneburg 1412, von Lübeck neun vom Jahre 1417 bis 1470, woran sich die Seeordnungen von 1530 und 1572, und endlich die von 1591 und 1614 anschließen.

Dem Unternehmen des verdienten Herrn Vardessus sind Ausbau und Unterstützung, seinem Vaterlande Friede und Wohlstand, dem sich in neueren Zeiten wieder anspinnenden Verkehr der Gelehrten Deutschlands und Frankreichs größere Innigkeit, Energie und unbestechliche wissenschaftliche Richtung zu wünschen.

1281

**G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

129. Stüd.

Den 13. August 1832.

L e i p z i g.

Von der Prachtausgabe des Heynischen Virgil, von der wir die ersten beiden Bände (Vol. I. P. 1. 2. die Bucolica und Georgica enthaltend) nach ihrer Erscheinung ankündigten (S. g. X. 1830. St. 189), haben wir wiederum zwey Bände erhalten: Publius Virgilius Maro, varietate lectionis et perpetua adnotatione illustratus a Christ. Gottl. Heyne. Editio quarta, curavit Go. Phil. Eberhard Wagner. Volumen quartum P. I. Carmina minora. XVI u. 480 S. P. II. Quaestiones Virgilianas et Notitiam litterariam. 481 — 920 S. enthaltend, Lipsiae sumtibus librariae Hahnianae. 8. MDCCCXXXII.

Wir wiederholen nicht, was wir von der Einrichtung dieser wahren Prachtausgabe — wenn man unter diesem Ausdruck keine eitle Pracht, sondern vielmehr die höchste Eleganz mit dem Möglichen gepaart verstehen will — bey der Ankündigung der beiden ersten Bände gesagt haben;

ne einzige bedeutende Quelle gekostet zu empfehlen. Die hier gelieferten Reccesse sind eine Ausnahme der Ordnungen von 1591 und aus dem Hamburgischen Archiv ohne Vergleichung anderer Handschriften und mittel und ohne Gewißheit über die Auszüge, welche andere Archive liefern können. Der gelehrte (Herr Archivar Lappenberg in Hamburg), dessen Mittheilungen den Verfaßten Stand gesetzt haben, schon aus einem andern Archive sehr interessante Beyträge zu liefern, und dessen kürzlich in den Berlinischen Jahrbüchern erschienene Anzeige vor der Hand verglichen werden muß, wo wir der Aufforderung der Wissenschaft zu danken, und dem Recht der Hanse ein besonderes Werk widmen, wozu er vor allen berufen ist. Seiner Güte verdankt das Publikum hier die das Seerecht betreffenden Auszüge aus den Recessen von Stralsund 1363, 1378, von Wismar 1380, von Lüneburg von Lübeck neun vom Jahre 1417 bis 1572, und endlich die von 1591 und 1600 schließen.

Dem Unternehmen des verdienten Herausgebers sind Ausdauer und Unterstützung seinem Vaterlande Friede und Wohlstand, sich in neueren Zeiten wieder anspinnender Fähr der Gelehrten Deutschlands und Frankreichs größere Innigkeit, Energie und unbeständige wissenschaftliche Richtung zu wünschen.

wiedergegeben; die Zusätze und Beyträge sind, in Klammern eingeschlossen, davon abge sondert.

Der erste Band beginnt mit der Praefatio Julii Sillig, auf welche die Praefatio Heynii folgt. Nach diesen der Text des Culex. Die von Heyne abweichenden Lesarten sind gleich unter dem Text bemerkt; unter diesen die erklärenden Anmerkungen; so daß auf die von Heyne, die von Sillig, in Klammern, jedesmal folgen. Die Adnotatio critica, die bey der Menge der Varianten kaum Raum für den Text gelassen hätte, hat Herr Sillig sehr zweckmäßig hinter den Text gestellt. Die von ihm verglichenen und benutzten Handschriften sind nun folgende: Colbertinus I. in bibl. Regia Parisina N. 7927. Er scheint aus dem zehnten Jahrhundert zu seyn. Colbertinus II. ibid. N. 8093 gleichfalls. Beide enthalten auch Copa und Moretum; letzterer jedoch von späterer Hand. Colbertinus III. ibid. N. 8205; sehr neu und von schlechter Beschaffenheit; deshalb nur an einzelnen Stellen verglichen. Colbertin. IV. ib. N. 8207 aus dem 14. Jahrh. Schon von Scaliger benutzt. Thuanus I. ib. N. 8069 aus dem 11., wo nicht 10. Jahrh. Endlich Helmstadiensis zu Wolfenbüttel N. 332 aus der Mitte des 15. Jahrh. Außerdem noch die von Zäck angestellte und von Seebode bekannt gemachte collatio Codicis Viechtiani, und einige geringere Hülfsmittel, worunter auch die ed. Aldina von 1517. Mit welchem Fleiß nun, und mit welcher critischen Urtheilskraft diese Hülfsmittel benutzt sind, darüber müssen wir auf die Ausgabe selber verweisen; es reicht hin hier zu bemerken, daß der Umfang der Heynischen adnotatio critica hier mehr als verdoppelt ist. Hierauf: Culex probabiliter re- stitutus von Heyne. Wenn auch nur ein

sondern beschränken uns auf das, was diese beiden Bände enthalten. Der Verleger läßt diese, die den Schluß des Ganzen bilden, auf die beiden ersten folgen, während wir P. II. und III., die Aeneis enthaltend, die schon unter der Presse sind, noch zu erwarten haben. Es ist aber auch diesen beiden Theilen die reichste Ausstattung zu Theil geworden, deren sie auch unstreitig am meisten bedurften, da auch Heyne selber in seiner Vorrede bemerkt, er habe die Bearbeitung dieser, dem Virgil beygelegten Gedichte, nicht sowohl aus Neigung als aus Pflicht übernommen. Der Herausg., Hr. M. Wagner, dessen vielfachem Verdienste wir bey Anzeige der ersten Theile haben Gerechtigkeit widerfahren lassen, hat zwar auch diese Theile selber ausgestattet; aber er hatte das Glück einen Gehülfen zu finden, der durch die Ausgabe des Catull, und demnach durch seinen Catalogus Artificum Graecorum rühmlichst bekannten Hn. Dr. Sillig in Dresden. Schon vor sieben Jahren hatte derselbe den Entschluß gefaßt, diese Gedichte critisch zu bearbeiten, und hatte seitdem, besonders bey seinem Aufenthalte in Paris, durch die Vergleichung der Handschriften auf der K. Bibliothek, so wie andern, sich die nöthigen Hülfsmittel dazu verschafft, und bereits das Meiste vorgearbeitet. So verband er sich mit seinem Freunde und vormaligen Lehrer, Hn. M. Wagner, indem er den critischen Theil der Arbeit übernahm, und wir haben also jetzt genauer anzuzeigen was jeder geliefert hat.

Der erste Band enthält den Text nebst Interpretation und Critik der vier Gedichte: Culex, Ciris, Copa und Moretum, und der Catalecta; der zweyte grammatische Untersuchungen und den literarischen Apparat zum Virgil. Alles was Heyne gehört ist vollständig und unverändert

129. St., den 13. August 1832. 1283

Nieder gegeben; die Zusätze und Beyträge sind, in Klammern eingeschlossen, davon abgesondert.

Der erste Band beginnt mit der Praefatio Sillig, auf welche die Praefatio Heynig folgt. Nach diesen der Text des Culex.

Die von Heyne abweichenden Lesarten sind gleich unter dem Text bemerkt; unter diesen die erklärenden Anmerkungen; so daß auf die von Heyne, wie von Sillig, in Klammern, jedesmal folgen.

Wie Adnotatio critica, die bey der Menge der Varianten kaum Raum für den Text gelassen hätte, hat Herr Sillig sehr zweckmäßig hinter den Text gestellt. Die von ihm verglichenen und benutzten Handschriften sind nun folgende: Colbertinus I. in bibl. Regia Parisina N. 7927.

Er scheint aus dem zehnten Jahrhundert zu seyn. Colbertinus II. ibid. N. 8093 gleichfalls. Beide enthalten auch Copia und Moretum; letzterer jedoch von späterer Hand. Colbertinus III. ibid. N. 8205; sehr neu und von schlechter Beschaffenheit; deshalb nur an einzelnen Stellen verglichen. Colbertin. IV. ib. N. 8207 aus dem 14. Jahrh.

Schon von Scaliger benutzt. Thuanus I. ib. N. 8069 aus dem 11., wo nicht 10. Jahrh. Endlich Helmstadiensis zu Wolfenbüttel N. 332 aus der Mitte des 15. Jahrh.

Außerdem noch die von Zäcker angestellte und von Seebode bekannt gemachte collatio Codicis Viechtiani, und einige geringere Hülfsmittel, worunter auch die ed. Aldina von 1517. Mit welchem Fleiß nun, und mit welcher kritischen Urtheilskraft diese Hülfsmittel benutzt sind, darüber müssen wir auf die Ausgabe selber verweisen; es reicht hin hier zu bemerken, daß der Umfang der Heynischen adnotatio critica hier mehr als verdoppelt ist. Hierauf: Culex probabiliter restitutus von Heyne. Wenn auch nur ein lusus

ingenii, doch ein Beweis wie der Berewigte immer mehr gab, als wozu er sich verpflichtet hatte. Bey der Ciris folgt auf das Prooemium von Heyne ein Epimetrum über den Verfasser des Gedichts, worin die verschiedenen Meinungen gewürdigt werden, mit dem Resultat, daß derselbe ungewiß bleibe. Die adnotatio critica aus denselben Hülfsmitteln ist nach gleichem Maßstabe bereichert worden. Auf diese folgen Copa und Morctum; letzteres auch mit einem ähnlichen Epimetrum; den Beschluß des Bandes machen die sogenannten Catalecta mit einem Excursus.

Der zweyte Band, mit fortlaufender Seitenzahl von 485 — 920 enthält nun zuerst den reichen Beytrag des Hn. M. Wagner: Quaestiones Virgilianae. Es sind 41 Aufsätze, bis auf die drey letzten grammatischer Art; Untersuchungen über den Gebrauch einzelner Partikeln und Redetheile. Wir dürfen sie wohl als Proben grammatischen Scharffsinns aus der vertrautesten Bekanntschaft mit der Sprache des Dichters hervorgegangen, anführen; und wenn die Grammatik des Dichters erläutert ist, so kann dieses auch nicht anders als auf die Feststellung des Textes in so vielen Fällen wohlthätig zurückwirken. Die drey letzten Quaestiones sind: Virgilius heroicis quaedam temporibus tribuens, quae posterioris fuerunt aetatis; — Virgilius dormitans aliquando; — super Georg. III, 527: quaeritur quid sint epulae repostae? Die Quaestiones gehen von p. 485 — 740. Die letzte Hälfte des Bandes füllen aus die Heynischen Abhandlungen: de Virgilii Codd. Msptis, und editionibus, auch mit Zusätzen des Herausgebers.

Diese beiden Bände sind mit nicht weniger als 34 auf das sauberste gestochenen Bignetten, größtentheils nach Antiken, Gemmen sowohl als

129. St., den 13. August 1832. 1283

Rüngen, geziert. Daß sie mit dem feinsten Geschmack gewählt, und eben so vortrefflich ausgeführt sind, dafür leisten wohl die beiden ersten Theile schon hinreichende Bürgschaft. Und so setzen wir nun mit der folgenden Lieferung, welche die Aeneis enthalten wird, der Vollendung eines Werkes entgegen, das dem würdigen Herausgeber, und der Verlagshandlung gleiche Ehre macht. Auch ohne weitere Anpreisung wird es seinen Weg ins Publicum finden.

Spn.

B e r l i n.

Hey Enslin: Chirurgische Erfahrungen, besonders über die Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers nach neuen Methoden, von Dr. J. F. Dieffenbach. 1829. VI u. 102 S. in 8. Mit 2 lithographierten Abbildungen. Zweyte Abtheilung. 1830. IV u. 199 S. in 8. Mit 21 lithographierten Abbildungen in gr. 4.

Der als trefflicher Operateur rühmlichst bekannte Verf. beabsichtigte bey der Herausgabe dieser beiden Schriften nicht eine vollständige Geschichte der Wiederherstellung zerstörter Theile des menschlichen Körpers zu geben, sondern eine, durch Krankheits-Berichte belegte, Schilderung verschiedener von ihm vollzogener Operationen und ganz neuer Operationsmethoden. Er wollte auch dabey zeigen, daß zu solchen Unternehmungen nicht allein ein guter practischer Chirurg gehört, sondern auch ein solcher, der sich gewissermaßen die Geschicklichkeit eines Bildhauers erworben hat, oder dem ein Talent zur Plastik von der Natur gegeben ist; denn bey keiner anderen Operation lassen sich so wenige genaue Regeln für alle Fälle angeben,

bey keiner andern ist deshalb der eigenen Beurtheilung des Chirurgen so vieles überlassen. Die dem Werke beygefügtten Kupfertafeln, welche sich fast nur auf die Rhinoplastik beziehen, zeigen, daß dem Verf. die Bildung einer schönen Nase sehr häufig gelungen ist. Freylich sind unter den Abbildungen auch manche, welche die Schwierigkeit darthun, der Nase immer eine solche Gestalt zu geben, wie sie der Operierte und der Operateur wünscht. Die Nase wurde immer nach der sogenannten indischen Methode gebildet. Damit aber die Stirn nicht durch eine sehr breite Narbe zu sehr entstellt werde, versuchte der Vf. später sogar das breiteste Stück aus der behaarten Kopfhaut an die Nase zu verpflanzen, so bald die Zerstörung aller harten und weichen Theile der Nase das vom Vf. gewöhnlich befolgte Verfahren, die Trümmer der alten Nase mit zur neuen zu benutzen, nicht gestattete. Da die Scheitelhaut dicker und derber ist als die Stirnhaut, so eignet sie sich auch besser zur Bildung aufrecht stehender Nasenwände. Obgleich neue Nasen, besonders die aus der Armhaut gebildeten, sich bisweilen mit dichten Haaren bedecken, so fielen diese im Gegentheil aus dem übergepflanzten Scheitelstücke aus oder sie ließen sich leicht ausziehen. In mehreren Fällen wurde die Narbe der Stirnhaut dadurch schmaler, daß die Schläfenhaut durchschnitten und dann die Wunde in der Mitte der Stirne zusammen gezogen wurde. — Eine andere Verbesserung, welche die Rhinoplastik dem Dr. Dieffenbach verdankt, ist besonders eine neue Methode, gänzlich eingesunkene Nasen wieder emporzuheben. Es werden die Trümmer der alten Nase selbst zur Bildung der neuen benutzt, indem sie in mehrere Theile zerlegt, aus der Tiefe hervorgezogen und durch Feste aufrecht und zurecht ge-

stellt werden. Während des Consolidirens dieses neu gerichteten Baues wird derselbe durch zwey eberne Streifen einstweilen unterstützt, welche durch zwey unter der Nase hindurch geführte Nadeln, wie zwey Schienen, an beiden Seiten der Nase befestigt sind. In anderen Fällen wurde die eingesunkene Nase unterstützt, dadurch daß ein Stirn- Hautlappen nicht auf den Nasenrücken, sondern unter ihn so eingeheilt wird, daß die niedergefallenen Seitenwände über den Lappen herübergezogen und über ihm vereinigt werden. Nasenrücken, welche nur theilweise eingesunken sind, werden durch verschiedene Excisionen hergestellt. Die zerstörte Nasenscheidewand wurde durch ein Stück Haut aus der Oberlippe ersetzt. Sogar die äußerste Nasenspitze wurde glücklich von der Stirn hergeholt, nachdem die Haut des ganzen Nasenrückens gespalten war. So bald die Anheilung des Zipfels vollendet war, wurde die ernährende Hautrücke weggeschnitten und die gespaltene Haut des Nasenrückens wieder mit einander vereinigt.

Außer diesen schätzbaren Beiträgen zur Rhinoplastik sind in der Schrift weniger ausgedehnte Betrachtungen enthalten: über die Möglichkeit das Gaumensegel zu ersetzen, über die künstliche Bildung der Vorhaut, die Heilung der Zerreißungen des Mittelfleisches, den Ersatz der theilweise zerstörten Harnröhre und des äußeren Ohres, über die Schließung einer Thränensacksfistel, die Heilung eines Ectropiums durch Verpflanzung der Conjunctiva an die äußere Haut, die Verpflanzung der Scrotalhaut zur Bedeckung entblößter Hoden und die Heilung der *ulcera prominentia* in den unteren Extremitäten nach dem Verluste der Zehen durch Ueberpflanzung der Haut.

Einige allgemeine Bemerkungen über die Verpflanzung thierischer Theile machen den Beschluß.

1288 Göttingische gel. Anzeigen.

Sie enthalten theils die hauptsächlichsten Versuche Barotio's, J. Hunter's, Werrem's, Wiefemann's u. a., theils dem Verf. eigenthümliche Versuche, Haare, Federn, Hautlappen, abgeschnittene Ohren wieder anzuhellen. Mit den Ohren gelang es nicht, weder bey Hunden noch bey Kaninchen, ebenso mit sämmtlichen ganz abgetrennten Hautstücken, welche der Vf. bey Menschen anzuhellen versuchte. Darum will aber derselbe doch keineswegs ableugnen, daß z. B. ganz abgetrennte Nasenspitzen, Theile der Finger &c. im Stande sind eine dauerhafte Verbindung einzugehen; er meint, daß solche Theile nicht unmittelbar nach der Trennung angeheftet werden dürfen, weil dann sämmtliche Gefäße des abgehauenen Theiles noch in einem spastischen Zustande seyn und das hervorquellende Blut eine Zwischenschicht bilde, welche die Verklebung verhindert; erst mit dem Eintreten des Stadiums, wo aus den Wundflächen Lymphe hervorquillt, sey der rechte Zeitpunkt der Vereinigung gekommen. Sehr glücklich war er mit dem Anheilen halb oder größtentheils abgehauener Nasenspitzen. Aus den practischen allgemeineren Regeln, welche nun noch folgen, will Ref. nur noch das herausheben, daß der Vf. alle Modelle, alle Maschinen zur Formung der Nase als unnütz verwirft, und zur Vereinigung sich umschlungener Insectennadeln bedient; aus den physiologischen Bemerkungen, zu welchen die neu gebildeten Nasen dem Vf. Anlaß gaben, daß ein abgetrennter Hautlappen sehr bald nach der Trennung erblaßt, wegen einer spastischen Contraction, wie der Vf. meint, daß die Empfindlichkeit in der Spitze der neuen Nase meistens erst nach Jahr und Tag sich einstellt, so wie auch erst dann dieselbe der übrigen Haut in ihren Verrichtungen ähnlicher wird, endlich daß neu ersetzte Theile auch der äußeren Kälte hinlänglich widerstehen, so bald sie empfindlich geworden sind.

Nicht nur der reiche Inhalt dieses Buches, sondern auch die einfache, ungelünstelte Darstellungsweise hat den Ref. recht erfreut. Er zweifelt nicht daran, daß diese Mittheilungen einen Gegenstand der Chirurgie, auf welchen viele Chirurgen noch zu sehr herabsehen, in ein besseres Licht stellen werden. Gewiß wird der bescheidene Wunsch des Vfs. in Erfüllung gehen, daß 'wenn auch der schwer geharnischte Chirurg vergebens nach vielen Instrumenten, Maschinen, Bandagen, nach neuen Pflastern und Salben suchen, und deshalb dieß Büchlein unbefriedigt aus der Hand legen sollte, doch vielleicht ein anderer, mehr Freund der Einfachheit, seinen Versuchen einige beyfällige Aufmerksamkeit schenken u. Einiges der Nachahmung werth halten werde'.

1289

**G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. Stück.

Den 16. August 1832.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterich'schen Buchhandlung: Denkmäler der alten Kunst nach der Auswahl und Anordnung von C. O. Müller gezeichnet und radirt von Carl Oesterley. Erstes Heft. 1832. Drey Blätter Text, funfzehn Kupferplatten in H. Querfolio: (Preis 20 Sgr.)

Monumens de l'art antique d'après le choix et l'arrangement de Ch. O. M. dessinés et gravés par Ch. Oesterley. Première Livraison.

Ungeachtet mancher Aufforderungen, welche an den Unterz. ergangen sind, mit seinem Handbuche der Archäologie der Kunst eine nach demselben Plane angelegte Sammlung von Lithographien oder Kupferstichen in Verbindung zu bringen, würde er schwerlich den Muth zu einem solchen Unternehmen gehabt haben, indem er voraussah, daß mit fabrikmäßig gefertigten Copien aus archäologischen Kupferwerken dem wissenschaftlichen und kunstliebenden Publicum nicht gedient seyn

könne, auf der andern Seite aber es für höchst schwierig hielt, einen Künstler für die Sache zu gewinnen, der mit Entfagung auf eigne Erfindung Fleiß und Geist daran setzte — denn auch hierzu bedarf es nicht bloß eines mechanischen Fleißes, sondern gewiß auch eines geistvollen Einbringens und einer warmen Liebe zur Sache — die vorliegenden Originalien treu, sorgfältig und mit der strengen Rücksicht auf wissenschaftliches Bedürfnis, welche bey einem solchen Werke die leitende seyn muß, nachzubilden. Um so bereitwilliger aber mußte der Unterz. einem Antrage der Art entgegenkommen, der von Seiten des Künstlers selbst kam, und zugleich ganz aus derselben Ansicht über den Zweck, den ein solches Werk sich vorsetzen müsse, hervorgegangen war. Ein Hauptvorthail dabey schien auch der, daß derselbe Künstler das doppelte Geschäft des Zeichnens und Radierens — welches aus vielen Gründen der Lithographie vorgezogen wurde — auf sich nehmen zu wollen erklärte, da ohne Zweifel dadurch eine größere Zuverlässigkeit der Uebersetzung und Unmittelbarkeit der Auffassung, als bey der gewöhnlichen Trennung dieser Arbeiten, erreicht werden kann. Da nun überdieß eine hiesige Buchhandlung dem Unternehmen ihre Unterstützung zu gewähren kein Bedenken trug: so können wir dem Publicum bereits das erste von den zehn Heften vorlegen, aus welchen das ganze Werk, das man auf hundert und fünfzig Tafeln in Quart berechnet hat, bestehen soll. Es ziemt den Herausgebern am wenigsten davon zu sprechen, in wiefern sie diesen Theil des Werks als gelungen ansehen; das aber versprechen sie, daß der Eifer von ihrer Seite nicht nachlassen, und die durch den mühsamen Anfang gestärkte Kunstfertigkeit redlich zur Vervollkomm-

ung der weitem Folge verwandt werden soll;
 die Erinnerung von Kennern über Anlage und
 Ausföhrung gewissenhaft zu benutzen, ist bey ei-
 nem Werke, welches nicht der Durchföhrung
 igner Ideen, sondern ganz und gar der Brauch-
 arkeit huldigt, doppelte Pflicht. Was den
 Plan des Ganzen betrifft: so werden Statuen,
 Reliefs, Gemmen, Münzen, Wand- und Ba-
 ugemälde gleichmäösig ihren Platz finden; die
 Architectur noch hinzunehmen, würde den Um-
 ang und die Schwierigkeit des Unternehmens
 och um Vieles vermehrt, und die Ausfö-
 ung im Ganzen weiter hinausgeschoben ha-
 en; doch ist der Unterzeichnete gern bereit, wenn
 rst der vorliegende Plan glücklich ausgeföhrte ist,
 ch mit einem geschickten Architecturzeichner zu
 erbinden, um auch von dieser Seite dem Hand-
 uch die Grundlage einer Denkmäler-Sammlung
 u verschaffen. Die Anordnung und Auswahl
 er Denkmäler ist durch das erwähnte Handbuch
 er Archäologie im Ganzen schon gegeben, doch
 icht so, daß nicht auch manches später bekannt
 erworbene Bildwerk hier zugesügt, dagegen an-
 ere dort angeführte weggelassen worden wären;
 m zweyten kunstmithologischen Theil wird die
 uswahl merklich sparsamer werden müssen, als
 m ersten kunsthistorischen. Für Bildwerke, wel-
 e in gangbaren und zum Unterricht häufig an-
 ewandten Büchern, wie in Hirt's Bilderbuch,
 n Millin's Galérie mythologique, den Kupfern
 u Meyer's Kunstgeschichte, mitgetheilt sind, wer-
 en überall gern andere, minder bekannte ge-
 öhlt werden; da aber eine systematische Voll-
 ändigkeit im Plane liegt, werden doch auch
 me Werke sich Manches abborgen lassen müssen.
 Die Rücksichten auseinanderzusetzen, welche der
 Interz. zu nehmen denkt, um nicht in fremde

könne, auf der andern Seite
 schwierig hielt, einen Künstler
 gewinnen, der mit Entsa-
 gung Fleiß und Geist dar-
 hierzu bedarf es nicht
 Fleißes, sondern gewiß
 dringens und einer w-
 die vorliegenden Dr-
 mit der strengen
 Bedürfniß, wel-
 leitende seyn w-
 williger aber
 der Art ent-
 Künstlers
 selben A-
 Wert
 Ein
 derf-
 ne
 sind. Im Wiedergeben der Bildwerke
 vorliegenden Werken war gewissenhafte
 Hauptbestreben und das gemeinschaftlich
 mmert beider Herausgeber; kein Blatt i-
 dem Abdrucke ungeprüft geblieben, da de
 chnologen oft eine Kleinigkeit wichtig is
 jedes andere Auge übersieht. Meist ist ei-
 stimmte Copie des antiken Kunstwerks zum
 de gelegt; bisweilen gibt es indes Umstän-
 das Benutzen und Combinieren verschiede-
 pien rechtfertigen. Darüber gibt der A-
 zeige, welcher zugleich von jedem Sti-
 kurze Erklärung liefert, so viel zur A-
 der Bedeutung des Bildwerks nöthig se-
 den weitem wissenschaftlichen Zusammen-
 dieser Text sich natürlich ganz auf das
 beziehen.

Wie das Handbuch, beginnt auch d
 mälersammlung im ersten historischen

zeiten nachweisen würde, die, nach unserer Ansicht, von Cropp gegen das Passische Princip begangen worden sind. — 2) Die Vernachlässigung, die sich unsere bisherige Literatur in Betreff der Grundprincipien der fortgesetzten Gütergemeinschaft hat zu Schulden kommen lassen, ist um so auffallender, da es bey dieser Partie des Instituts nicht weniger zweifelhaft und von bey weiten wichtigern practischen Folgen ist, welche Ansicht man ihr zum Grunde legt, als bey dem Verhältniß während der Ehe, wo, nach unserm Dafürhalten, der ganze Streit sich um Ansichten dreht, die, bey genauerer Betrachtung, höchst unfruchtbar erscheinen und fast nur eine theoretische Bedeutung haben. Auch in dem Münsterschen Rechte bot die fortgesetzte Gütergemeinschaft viel größere Schwierigkeiten und Zweifel dar, als das Güterrecht während der Ehe. Der Verfasser prüft und beleuchtet nicht weniger als vier Ansichten, die, als Grundlage der Münsterschen und, man kann sagen, der fortgesetzten Gütergemeinschaft überhaupt, theils aufgestellt worden sind, theils sich denken lassen. Erstlich die, nach welcher der überlebende Ehegatte alleiniger Eigenthümer der ganzen bisherigen gemeinen Masse wird, den Kindern nur eine sogenannte *certa spes succedendi* zusteht; zweytens die Ansicht einer zwischen dem Ueberlebenden und den Kindern Statt findenden *communio* (zu ideellen Theilen), und zwar entweder so, daß die ideellen Theile der Kinder als sofort erworben (Princip des gegenwärtigen Miteigenthums), oder fürs Erste (bis zur Schichtung) nur angefallen (deferiert) betrachtet werden (Princip des augenblicklichen Anfalls); endlich die, wonach das

1302 Göttingische gel. Anzeigen

Vermögen, nach wie vor, als Gesamteigenthum, die Hinterbliebenen als juristische Person betrachtet werden. Das Resultat dieser sorgfältigen Prüfung ist das, daß sich das Grundprincip der Münsterschen fortgesetzten Gütergemeinschaft nicht mit Bestimmtheit auffinden lasse, vielmehr zwischen den beiden letztgenannten die Wahl bleibe. Ein Resultat, dessentwegen sich der Verfasser sehr wohl damit trösten mag, daß ein ähnlicher Versuch in Betreff der meisten andern Particularrechte wahrscheinlich zu keinem bessern Ziele führen dürfte, das aber auch, neben ähnlichen Erfahrungen, welche die Gütergemeinschaft in gar vielen Puncten und Partien darbietet, den Beweis liefert, daß die Wissenschaft mit ihren Mitteln allein, ohne Hülfe der Gesetzgebung, des Instituts schwerlich ganz mächtig werden könne. Und fragen wir, woher das Institut zu dieser zerrissenen, einheits- und principlosen Gestalt gekommen ist, so ist wahrlich nicht, oder wenigstens nicht allein das daran Schuld, wovor allerdings die Theorie mit ihrem natürlichen Streben nach Principien und Consequenz verstummen müßte, nämlich das practische Bedürfniß, sondern größtentheils trägt die Theorie selbst der letztvergangenen zwey oder drey Jahrhunderte die Schuld davon, die durch die verschiedenartigen, oberflächlichen und widersprechenden Ansichten, welche sie in das Institut hineintrug, es bis zu dem Grade verunstaltet hat, daß man jetzt an der Entwirrung des Labyrinths beynähe verzweifeln muß.

Ref. schien es vorzüglich darauf anzukommen, durch das Obige anzudeuten, was die vorliegende Schrift für die Beantwortung der allge-

130. St., den 16. August 1832. 1295

Ueber den nordischen Mythen steht nicht der milde griechische Himmel. Der Fülle von an-
nuthigen und wechselnden Bildungen, die dort
aus verschiedenen Zeiten uns entgegen kommen,
tritt hier ein enger Kreis fest bestimmter, einer
und derselben Epoche zugehörigen Gestalten ent-
gegen; aber sie sind ernst, tiefsinnig, und durch
das Düstere und Mächtliche, das sie umgibt, ragt
der glänzende Gipfel schneebedeckter nordischer Al-
pen. Das verleiht ihnen einen eigenen Reiz, und
die gebildete Welt, die keinem Reize widersteht,
mag daher wohl ein Verlangen nach näherer Be-
kanntschaft empfinden, und wird gerne den Ver-
such anstellen, wie weit diese sehr eigenthümliche
Aeußerung des menschlichen Geistes auf ihr Ge-
nuth einen Eindruck hinterlasse. Der Vf. ent-
schloß sich daher, 'aus den Quellen und allen
ihm zu Gebote stehenden Hülfsmitteln eine um-
fassende, systematische Mythologie der nordischen
Völker für Schulen und für die gebildete Welt zu
entwerfen, in der zwar nur wenige neue Auf-
schlüsse und kritische Untersuchungen gegeben, aber
alles bisher Geleistete in einer faßlichen Uebersicht
zusammengestellt und mit den Mythen anderer
Völker verglichen werden soll.' Nach einer zweck-
mäßigen Einleitung in das Vaterland und die
Quellen der nordischen Mythologie, den Inhalt
und Namen der Edden beginnt er im ersten Ka-
pitel mit der Kosmogonie oder Schöpfung der
Welt und ihrer Bewohner. Das zweyte Kapitel,
Theologie (der Götterstaat) überschrieben, zerfällt
in zwey Abschnitte, wovon der erste die Götter
aufzählt, von ihrem Namen, Attributen, Charac-
teren, Beschäftigungen, Wohnungen, und ihrer
Verehrung handelt; der zweyte aber die Thaten
und Abenteuer der Götter erzählt, wo denn auch
die Nibelungensage berührt wird. Das dritte

1304 Göttingische gel. Anzeigen

Einzelne gehende Beurtheilung ihr diejenige Gerichtigkeit widerfahren zu lassen, die sie verdient, da dieß ohne Wiederholung ganzer Chöre, und der von dem Verfasser gebrauchten Zeichen zu der richtigern Stellung der Verse nicht verständlich seyn würde. Wir müssen uns also begnügen ihren Inhalt im Allgemeinen anzugeben. Sie zerfällt in drey Kapitel. Caput I. *Meliorum librorum lectio in nonnullis locis restituitur.* Diese besseren Lesarten in dem Agamemnon, den Choephoren, den Eumeniden und den Supplices, sind theils aus Handschriften, theils aus ältern Ausgaben geschöpft. Caput II. *Duo Aeschyli Cantica, sententiarum ordinis ratione habita, emendantur.* Die beiden hier behandelten Chöre sind: Choeph. v. 417 sequ. und Suppl. v. 625 sequ. Die Behandlung beider bezieht sich theils auf das Metrum, theils auf die Stellung der Sentenzen. Caput III. *Aeschyleum in oratione et metri usum accuratius observatum emendationes suppeditare.* Behandlung einzelner Stellen theils aus den Supplices, theils aus dem Agamemnon. — Indem wir also die genauere Anzeige den für die Philologie bestimmten Zeitschriften überlassen, müssen wir uns mit dem allgemeinen Zeugniß begnügen, daß diese Abhandlung einen sehr rühmlichen Beweis der lange fortgesetzten Studien des Dichters, und der vertrauten Bekanntschaft mit Sprache und Metrik gibt.

Sn.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1832.

L o n d o n.

Bei Richard Taylor: Philosophical Transactions of the Royal Society of London for the Year MDCCCXXX. Part. 1. et 2. 1830. 434 S. in 4.

Ueber das Gesetz der partiellen Polarisation des Lichts durch Zurückwerfung von Brewster. Schon im Jahr 1815 theilte der Verfasser der Königl. Societät eine Reihe von Versuchen, über die Polarisation des Lichts durch auf einander folgende Zurückwerfung, mit, welche den Keim zu den in dieser Abhandlung vorkommenden Untersuchungen enthalten. Aus diesen Versuchen schien zu folgen, daß ein Lichtstrahl unter jedem Einfallswinkel polarisirt werden könne, vorausgesetzt, daß selbiger eine hinreichende Menge von Zurückwerfungen erlitt, die Einfallswinkel mochten nun alle dießseit oder alle jenseit des vollkommenen Polarisationswinkels liegen, oder auch auf beiden Seiten zugleich gewählt werden, und man konnte kaum dem Schluß widerstehen, daß

der Lichtstrahl bey jeder Einwirkung der zurückwerfenden Kraft eine physische Veränderung erlitten habe, die ihn dem polarisierten Zustand näher brachte. Anderer Meinung waren jedoch Young, Biot, Arago, Fresnel, die der ursprünglichen Annahme von Malus beytraten, vermöge welcher jeder zurückgeworfene oder gebrochene Strahl zum Theil polarisiertes, zum Theil natürliches Licht enthielt. Wird ein Strahl des natürlichen Lichts durch die Einwirkung eines doppelt brechenden Crystalls in zwey Strahlen zerlegt, die in auf einander senkrecht stehenden Ebenen polarisiert sind, und nehmen wir an, daß diese beiden Strahlen durch den Crystall zurückkehren, so treten sie im Zustande des natürlichen Lichts heraus. Untersucht man diesen wieder zusammengesetzten Strahl, oder überhaupt einen Strahl der aus zwey entgegengesetzt polarisierten Strahlen besteht, so verhält sich derselbe in jeder Rücksicht wie natürliches Licht, und man kann einen solchen Doppelstrahl als den Repräsentanten des natürlichen Lichts betrachten. Der Verfasser vergleicht nun die von Fresnel angegebenen Formeln mit seinen Versuchen, in wiefern erstlich eine zurückwerfende Oberfläche die Polarisationsebene eines polarisierten Strahls ändert, und zweytens wie groß die Menge des polarisierten Lichts bey irgend einem Einfallswinkel ist. Es ergibt sich dann aus diesen Formeln, daß wenn die Versuche noch mehrere Zurückwerfungen des Lichts als vollständig polarisiert zeigen, die übrig bleibende Menge des nicht polarisierten Lichts als ganz unmerklich ausfällt, wozu oft schon zwey Zurückwerfungen hinreichend sind, wenn der Einfallswinkel nicht gar zu entfernt von dem Winkel der vollständigen Polarisation liegt, obgleich freylich mathematisch streng

genommen, unter einem andern Einfallswinkel, als dem vollständigen Polarisationswinkel, erst nach einer unendlichen Menge von Wiederholungen der Zurückwerfungen eine vollkommene Polarisation möglich sich zeigt. — Ueber die Entstehung der regelmäßigen doppelten Brechung in den Molekülen der Körper durch bloßen Druck; nebst Bemerkungen über den Ursprung der doppelt brechenden Structur der Körper, von Brewster. Der Verfasser nahm einige Tropfen von einer Mischung von Harz und weißem Wachs zu gleichen Theilen, und legte sie auf eine dicke Glasplatte; ehe die Mischung erkaltet war, bedeckte er den Tropfen mit einer kreisrunden Glasscheibe von etwa zwei Drittel Zoll im Durchmesser, und verwandelte durch starken Druck auf die Mitte der Glasscheibe den Tropfen in eine dünne Platte, welche völlig durchsichtig wurde, als ob gleichsam der Druck die Theilchen der Mischung in optische Berührung gebracht hätte, da vorher die Mischung nur unvollkommen durchsichtig war, und jeder durch sie betrachtete leuchtende Körper wie in einen Nebel eingehüllt erschien. Seht man diese Platte dem polarisirten Licht aus, so zeigt sich daß sie eine Axe von positiver doppelter Brechung besitzt, und die polarisirten Farben in eben der Vollkommenheit zeigt, als die Crystalle. Nimmt man die beiden Glasplatten auseinander, so kann man einzelne Theile der gedruckten Platte wegnehmen, und diese wirken auf das Licht gerade so wie Blättchen vom einaxigem Glimmer, indem sie eine gleich stark wirkende doppelt brechende Kraft entwickeln. Daß nun die regelmäßig doppelt brechende Kraft der Platte durch die Einwirkung des Drucks hervorgebracht werde, ist nicht zu bezweifeln, allein man bemerkt auf den ersten

Anblick nicht, ob es die unmittelbare Einwirkung des Druckes ist, oder dieselbe doppelt brechende Kraft, welche die Polarisation nach jeder Richtung hervorbringt, wenn man die Mischung ohne Druck verharthen läßt. Im letztern Zustande liegen die Axen der doppelten Brechung nach allen Richtungen, und man kann unmöglich annehmen, daß ein Druck alle diese Axen plötzlich in parallele Lage bringen sollte. Die doppelte Brechung jedes Theilchens muß daher durch den an jedem Theilchen gleichförmig angebrachten Druck hervorgebracht, und hierdurch ihre frühere doppelt brechende Kraft zerstört worden seyn. Man kann daher annehmen, daß der Druck allein die regelmäßig doppelt brechende Kraft in der Mischung hervorgebracht habe. — Ueber die Gesetze der Polarisation des Lichts durch Brechung von Brewster. — Ueber die Wirkung der zweyten Oberflächen durchsichtiger Platten auf das Licht, von Brewster. Beide kurze Abhandlungen enthalten bloß die Vergleichung empirisch aufgestellter Formeln mit den Versuchen. — Ueber die Erscheinungen und Gesetze der elliptischen Polarisation, die durch die Einwirkung der Metalle auf das Licht hervorgebracht wird, von David Brewster. Schon seit der ersten Entdeckung der Polarisation des Lichts zeigte die Wirkung der Metalle auf das Licht eine störende Anomalie, und Malus glaubte sogar, daß sie durchaus keine Einwirkung besäßen; der Verfasser fand aber, indem er eine andere Beobachtungsart anwendet, daß das von metallischen Oberflächen zurückgeworfene Licht in so weit geändert wurde, daß wenn es durch dünne crystallisierte Blättchen ging, die Complementärfarben des polarisierten Lichts sich darstellten, und nachdem selbiger die sonderbare Eigenschaft

entdeckt hatte, daß durchsichtige Körper nach mehreren Zurückwerfungen das Licht polarisiren, unter Winkeln wo eine einfache Zurückwerfung keine merkliche Einwirkung hervorgebracht haben würde, so wandte er dieselbe Methode auf Metalle an, und entdeckte schon im Jahre 1815 daß Gold und Silber den polarisirten Strahl durch mehrere Zurückwerfungen in Complementärfarben zerlegen. Untersucht man einen gewöhnlichen Lichtstrahl, der unter verschiedenen Winkeln von einer metallischen Oberfläche zurückgeworfen wird, vermittelt eines Kalkspath's, so zeigt sich in einem der Bilder eine Verminderung von Licht, als ob ein Theil des einfallenden Strahls in der Zurückwerfungsebene polarisirt worden wäre. Dieser Umstand erscheint noch deutlicher, wenn man das System der polarisirten Ringe untersucht, die sich um die Axe des Crystalls mittelst des Lichts bilden, welches von Metallen reflectirt wird. Hätte nun das Licht durch die Zurückwerfung keine Modification erlitten, oder reflectierte das Metall das in entgegengesetzten Ebenen polarisirte Licht in gleicher Menge, so würden gar keine Ringe sichtbar werden. Am besten zeigen sie sich bey einem Einfallswinkel von 74 Grad; am zweckmäßigsten sind hierbey Bleeglanz und Bley, wo die Ringe am bestimmtesten erscheinen; am undeutlichsten zeigen sie sich bey Gold und Silber. Läßt man einen Strahl polarisirten Lichts auf eine polierte Metalloberfläche fallen, die so gestellt ist, daß man sie um den polarisirten Strahl drehen kann, so erleidet das zurückgeworfene Licht keine Veränderung wenn die Einfallsebene einen Winkel 0, 90, 180, 270 mit der ursprünglichen Polarisationsebene macht, allein bey jedem andern

1310 Göttingische gel. Anzeigen

Azimuth zeigt sich eine Veränderung die bey 45° , 135° , 225° , 315° ihr Maximum erreicht, und zwar erleidet es die sogenannte elliptische Polarisation, eine der kreisförmigen analoge Erscheinung, die sich wahrscheinlich durch eine weitere Ausführung der Formeln, welche Fresnel für die elliptischen Vibrationen gegebenen hat, wird erklären lassen. — Ueber die Bereitung des Glases zu optischen Zwecken von Faraday. Nachricht über die Nivellements quer durch die Landenge von Panama, um die relative Höhe des stillen Oceans in Panama und die des Atlantischen Meeres an der Mündung des Flusses Chagres auszumitteln; nebst geographischen und topographischen Bemerkungen über die Landenge, von Lloyd. Im November 1827 erhielt der Verfasser von Bolivar den Auftrag, einen Plan der Landenge von Darien aufzunehmen, um zu entscheiden, welches die beste Communicationslinie zwischen den beiden Meeren wäre, und bey seiner Ankunft in Panama, die im März erfolgte, fand er einen schwedischen Ingenieurofficier, der in columbischen Diensten stand, welcher diese Arbeit mit ihm theilen sollte. Die Arbeit nahm ihren Anfang am 5. May und der Verf. war zu diesem Zweck mit einer 20 Zoll langen Libelle von Carey, einem zehnzölligen Theodolit ebenfalls von Carey, und Nivellementsstäben von Harris versehen. Der Verf. fand nun rücksichtlich des Wasserstandes in beiden Oceanen, daß zur Fluthzeit das stille Meer um 13,55 Fuß höher steht als das Atlantische, zur Zeit der Ebbe hingegen ist das stille Meer um 6,51 Fuß niedriger. Beide Erscheinungen, Fluth und Ebbe treten fast völlig zu gleicher Zeit auf beiden Seiten ein. — Versuche über den Ein-

fluß des Nordlichts auf die Magnetnadel, von Farquharson. — Bemerkungen über mehrere Eisberge, die in ungewöhnlich niedrigen Breiten auf der südlichen Halbkugel beobachtet worden sind, von Horsburgh. — Ueber die zunehmenden Verbesserungen in der Wirksamkeit der Dampfmaschinen in Cornwallis, nebst Untersuchungen über die besten Methoden bedeutende Winkelgeschwindigkeiten hervorzubringen, von Gilbert. — Beobachtungen mit dem unveränderlichen Pendel angestellt auf dem königlichen Observatorium am Cap der guten Hoffnung, um die Abplattung der Erde zu bestimmen, von Fallows. Nach Sabine machte das unveränderliche Pendel in London in einer mittlern Sonnenlage 86164,64 Schwingungen, und nach Fallows am Cap der guten Hoffnung 86097,92,

woraus die Abplattung der Erde $= \frac{1}{288,5}$ folgt.

Die Breite des Observatoriums wird zu 33° 55' 56" angegeben. — Ueber einige Eigenschaften der achromatischen Objectivgläser die zur Verbesserung der Microscope dienen können, von Lister. — Ueber das Pendel von Lubbock. Der Verf. beschäftigt sich hauptsächlich mit der Eigenschaft des Pendels, daß der Mittelpunkt der Schwingung und der Aufhängungspunct verwechselt werden können, so daß das Moment der Trägheit eliminiert werden kann, und nur der Abstand der scharfen Kanten der Unterstüßungspuncte von einander gemessen zu werden braucht um die Länge des einfachen Pendels zu erhalten, und er glaubt, daß eine vollständige Theorie dieses Gegenstandes eben so nothwendig sey, als diejenige welche Laplace über Borda's

Anblick nicht, ob es die unmittelbare Einwirkung des Druckes ist, oder dieselbe doppelt brechende Kraft, welche die Polarisation nach jeder Richtung hervorbringt, wenn man die Mischung ohne Druck verhärten läßt. Im letztern Zustande liegen die Axen der doppelten Brechung nach allen Richtungen, und man kann unmöglich annehmen, daß ein Druck alle diese Axen plötzlich in parallele Lage bringen sollte. Die doppelte Brechung jedes Theilchens muß daher durch den an jedem Theilchen gleichförmig angebrachten Druck hervorgebracht, und hierdurch ihre frühere doppelt brechende Kraft zerstört worden seyn. Man kann daher annehmen, daß der Druck allein die regelmäßig doppelt brechende Kraft in der Mischung hervorgebracht habe. — Ueber die Gesetze der Polarisation des Lichts durch Brechung von Brewster. — Ueber die Wirkung der zweiten Oberflächen durchsichtiger Platten auf das Licht, von Brewster. Beide kurze Abhandlungen enthalten bloß die Vergleichung empirisch aufgestellter Formeln mit den Versuchen. — Ueber die Erscheinungen und Gesetze der elliptischen Polarisation, die durch die Einwirkung der Metalle auf das Licht hervorgebracht wird, von David Brewster. Schon seit der ersten Entdeckung der Polarisation des Lichts zeigte die Wirkung der Metalle auf das Licht eine störende Anomalie, und Malus glaubte sogar, daß sie durchaus keine Einwirkung besäßen; der Verfasser fand aber, indem er eine andere Beobachtungsart anwendet, daß das von metallischen Oberflächen zurückgeworfene Licht in so weit geändert wurde, daß wenn es durch dünne crystallisierte Blättchen ging, die Complementärfarben des polarisierten Lichts sich darstellten, und nachdem selbiger die sonderbare Eigenschaft

entdeckt hatte, daß durchsichtige Körper nach mehreren Zurückwerfungen das Licht polarisiren, unter Winkeln wo eine einfache Zurückwerfung keine merkliche Einwirkung hervorgebracht haben würde, so wandte er dieselbe Methode auf Metalle an, und entdeckte schon im Jahre 1815 daß Gold und Silber den polarisirten Strahl durch mehrere Zurückwerfungen in Complementärfarben zerlegen. Untersucht man einen gewöhnlichen Lichtstrahl, der unter verschiedenen Winkeln von einer metallischen Oberfläche zurückgeworfen wird, vermittelt eines Kalkspath's, so zeigt sich in einem der Bilder eine Verminderung von Licht, als ob ein Theil des einfallenden Strahls in der Zurückwerfungsebene polarisirt worden wäre. Dieser Umstand erscheint noch deutlicher, wenn man das System der polarisirten Ringe untersucht, die sich um die Axe des Crystalls vermittelt des Lichts bilden, welches von Metallen reflectirt wird. Hätte nun das Licht durch die Zurückwerfung keine Modification erlitten, oder reflectierte das Metall das in entgegengesetzten Ebenen polarisirte Licht in gleicher Menge, so würden gar keine Ringe sichtbar werden. Am besten zeigen sie sich bey einem Einfallswinkel von 74 Grad; am zweckmäßigsten sind hierbey Bleeglanz und Bley, wo die Ringe am bestimmtesten erscheinen; am undeutlichsten zeigen sie sich bey Gold und Silber. Läßt man einen Strahl polarisirten Lichts auf eine polierte Metalloberfläche fallen, die so gestellt ist, daß man sie um den polarisirten Strahl drehen kann, so erleidet das zurückgeworfene Licht keine Veränderung wenn die Einfallsebene einen Winkel 0, 90, 180, 270 mit der ursprünglichen Polarisationsebene macht, allein bey jedem andern

B a s e l.

In der Schweighäuserschen Buchhandlung:
Naturgeschichte der Säugethiere von Paraguay, von J. R. Kenger. 1830. XVI und 394 Seiten in Octav.

Die Thiergeschichte wird gleich den übrigen Zweigen der Naturwissenschaft mit jedem Tage durch die emsigen Forschungen sowohl im Vaterlande als auch in den entlegensten Gegenden der fremden Welttheile erweitert und vervollkommenet. Zur Zoologie gehört aber nicht allein das Ordnen der Thierarten nach gewissen Methoden, sondern auch die Beobachtung und Auffassung der Lebensart und der übrigen Verhältnisse der Thiere; weshalb es auch nicht einerley seyn kann, von wem eine naturhistorische Reise unternommen wird: der reisende Naturforscher soll nicht allein sammeln, sondern auch gut und scharfsinnig beobachten. — Nach Europa ist America der am meisten durchforschte und bekannte Welttheil, und Aus- und Inländer haben sich der Durchforschung desselben unterzogen. Auch der Verf. der vorliegenden Schrift hat nicht wenig zur Aufhellung eines Theils von America in Betreff seiner Säugethiere beigetragen. Sechs Jahre lang lebte er in Paraguay, dessen Hauptstadt, Asuncion, sein gewöhnlicher Aufenthaltswort war. Von da aus durchreiste er das Land nach allen Richtungen, besuchte aber vorzugsweise die wenig bevölkerten und die ganz öden Gegenden. Jährlich brachte er einige Monate bald in abgelegenen Meyereyen, bald in den menschenleeren Urwäldern unter freyem Himmel zu, und da ihn die Zeit nicht drängte, die

132. St., den 18. August 1832. 1315

Naturgeschichte auf diesen Reisen aber sein Hauptzweck war, und das Leben in solchen Bildnissen durch die Schönheit und die Größe der umgebenden Natur, so wie durch die Befriedigung, welche überwundene Gefahren und Schwierigkeiten gewähren, ihn nicht wenig anzog, so konnte er mit der gehörigen Muße zoologischen Beobachtungen sich widmen. Er verschaffte sich von den meisten dort lebenden Säugethierarten eine ziemlich große Anzahl von Individuen, nach denen er die charakteristischen Merkmale derselben, und die Abänderungen, welche sie je nach dem Geschlechte, dem Alter, der Jahreszeit und der Individualität darbieten, bestimmte, und ging den Thieren oft Tage lang nach, um ihren Haushalt im Zustande der Freyheit kennen zu lernen. Zugleich scheute er weder Mühe noch Kosten, um lebende Thiere zu erhalten und sie in seiner Wohnung aufzuziehen, wodurch ihm über ihre Sitten und ihren Character, besonders aber über die Veränderungen, die sie mit dem Alter erleiden, mancher neue Aufschluß zu Theil ward. — Außer 68, zu 33 Gattungen und 6 Ordnungen gehörenden, Thierarten, die der Verf. umständlich beschreibt, handelt er auch über den Ureinwohner von Paraguay, über die Vertheilung der Säugethiere in Südamerica, über das Leuchten der Augen bey einigen Säugethierarten und über die Ausmessung der Säugethiere. — Obgleich das hier vom Menschen Gesagte nur das zoologische Verhältniß desselben betrifft, indem der Verf. die geistigen und sittlichen Eigenschaften, durch welche sich der Mensch zu einem Wesen höherer Art erhebt, die Lebensart und die Sitten jener Ureinwohner in seiner Reisebeschreibung nach dem genannten Lande be-

rücksichtigen wird, so glauben wir dennoch Etwas daraus hier erwähnen zu müssen. Die einzelnen, bald nur in den Gesichtszügen, bald in dem ganzen Baue des Körpers, so wie durch Sprache und Sitten von einander verschiedenen Gruppen der Ureinwohner von America werden daselbst Nationen genannt. Zwey solcher Nationen bewohnten Paraguay als die Spanier dieses Land entdeckten: die eine führte den Namen Guaranis (welche sich außer in Paraguay auch in Brasilien und Guayana vorfinden, hier aber durch die Portugiesen beynahe gänzlich ausgerottet wurden), die andere den Namen Payaguas; beide haben sich bis auf unsere Zeit größtentheils unvermischt erhalten. Hundert und dreyßig Jahre nach der Entdeckung von Paraguay siedelten sich in diesem Lande noch zwey andere indianische Nationen an, welche bis dahin, unter dem Namen von Abayás und Guanás, Groß-Chaco bewohnt hatten. — Der Guarani-Indianer ist von kleiner Statur, nur 4 $\frac{1}{2}$, selten 5 Fuß hoch, mit breitem aber kleinem Kopf; Brust, Schultern und Becken sind breit, — das Gesicht groß; Arme und Beine kurz aber dick, die Geschlechttheile klein; Stirn niedrig, Stirnhöcker fast gänzlich fehlend, die Augenliderbogen aber stark vorstehend; das Haupthaar gerade, am Kopf anliegend. Die Hautfarbe ist gelblich braun; man soll weder bey den Männern noch bey den Weibern jemals einige Röthe auf den Wangen bemerken, im heftigen Zorne aber, oder bey starker körperlicher Anstrengung erhält jedoch ihr Gesicht durch den Andrang des Blutes eine etwas höhere Farbe; bey plötzlichem Schrecken und im Augenblick des Todes soll man sie etwas erblaffen sehen. — Die

Papaguas sind von einem schönern Schlage als die Vorhergehenden, größer und schlanker; die Extremitäten gehörig lang, die Arme stark, die Beine hingegen mehr dünn, welches von der Lebensart dieser Indianer herrühren soll, indem sie, seit Jahrhunderten den größten Theil ihres Lebens in ihren Nachen auf dem Wasser zubringen, wo sie fortwährend nur bloß die obere und nur selten die untere Hälfte des Körpers bewegen und anstrengen. — Die Mbayaas machen die schönste der indianischen Nationen aus, die der Verf. längs den beiden Strömen Paraguay und Parana, vom 21sten Breitengrade bis Buenos-Ayres gesehen hat; sie sind 5 Fuß 5 Zoll bis 5 Fuß 6½ Zoll hoch, und dabey dem Körper nach so regelmäßig und kräftig gebildet, daß dieser, wie der Verf. sagt, mit Ausnahme des Kopfs, als Modell für einen Hercules dienen könnte. — Die Guanas sind im Allgemeinen den Mbayaas sehr ähnlich und von gleicher Größe. — Unter den Indianern von Paraguay trifft man, so viel der Verf. weiß, keine Albinos an; auch zeigen sich in der Farbe der Haare und der Augen beynabe keine Verschiedenheiten, außer daß die Haare sehr alter Personen grau werden; auch findet man unter ihnen keine verunstalteten Individuen, und kein Mensch in Paraguay kann sich erinnern je einen bucklichten oder sonst krumm gewachsenen Indianer, von den wildlebenden Stämmen nämlich, gesehen zu haben, von welcher Erscheinung der Grund zum Theil darin liegen mag, daß die herumschweifenden Indianer häufig ihre Kinder, sogar wohlgebildete, tödten, damit sie ihnen auf ihren Zügen nicht hinderlich seyen. Der Indianer hat ein ernstes und düstres Aussehen, und seine Gesichtszüge drücken im

Augenblick der Empfindung weder Leid noch Freude, weder Gemüthsbewegungen noch Leidenschaften aus; nur selten lacht er, und wenn es geschieht, so bricht er nie in ein lautes Gelächter aus, sondern verzieht bloß in etwas den Mund; seine Stimme ist leise; wenn er von Schmerzen, sogar den heftigsten, gequält wird, oder im Kampfe einem gewaltsamen Tode unterliegt, hört man ihn dennoch weder einen Schrey noch ein lautes Gewimmer von sich geben. Die Sinne, besonders Gesicht, Gehör und Geruch, sind im Allgemeinen sehr entwickelt, der Geschmackssinn liegt aber fast ganz darnieder; der ziemlich feine Tastsinn ist auch in den Fußzehen, deren er sich oft bedient um Gegenstände damit festzuhalten, oder vom Boden aufzuheben, sehr ausgebildet. Der Geschlechtstrieb zeigt sich bey den Männern nur im geringen Grade; er erscheint früh und hört auch früh wieder auf. Der Verf. sagt 'die bekannte Policcy-Maaßregel, zu welcher die Jesuiten durch diese Schläfrigkeit der Männer veranlaßt wurden, eine Abnahme in der Bevölkerung ihrer Missionen zu verhüten, ist keine Erfindung; sie ließen nämlich allnächtlich einige Zeit vor Anbruch des Tages durch das ganze Dorf die Trommel schlagen, damit die Eheleute aufgeweckt und an ihre eheliche Pflicht erinnert würden.' Die Weiber haben eine sehr leichte Niederkunft, ihr Wochenbett dauert oft keine Stunde; ihr Monatsfluß ist wenig reichlich. Die Muskelkraft des Indianers ist geringer als die des Europäers, jener ist aber gewandter und ausdauernder (?) als dieser; Hitze, Kälte, Feuchtigkeits und auf mehrere Tage Hunger und Durst kann er mit der größten Leichtigkeit ertragen. Querschüssen und Wunden ziehen bey ihm selten üble

Folgen nach sich. In den Missionen hat der Verf. Guaranis gesehen, die sich freiwillig 25 Peitschenhiebe geben ließen, weil sie sich träge zur Arbeit fühlten und dadurch, wie sie sagten, ihr Geblüt in Bewegung setzen wollten. Die Payaguas durchstechen sich am Johannisstage, an dem sie ein großes Trankfest feiern, mit Stacheln von Rochen die Arme, Beine, zuweilen auch die Zunge und das männliche Glied, ohne dabey ein Zeichen des Schmerzes von sich zu geben, und ohne gefährliche Folgen davon zu verspüren. — Ein hohes Alter erreichen jene Menschen, denn unter den wenigen Familien von Payaguas, die in der Nähe von Asuncion wohnen, findet man immer 2 — 3 Individuen welche zwischen 90 und 110 Jahren alt sind und dabey noch ihren täglichen Beschäftigungen nachgehen. — Was das über die Säugethiere Paraguay's Gesagte anbetrifft, so haben wir die Beschreibung sehr genau und die mit physiologischem Sinne abgefaßte Darstellung der Lebensart und sonstiger Verhältnisse sehr interessant gefunden, glauben jedoch, daß der Verf. manchmal die einzelnen Thierarten nicht mit der gehörigen Genauigkeit von einander geschieden hat; so können wir es z. B. nicht billigen, wenn *Felis pardalis*, *F. mitis* und *F. tigrina* als Synonyme betrachtet werden. — Das Leuchten der Augen, welches der Verf. in Paraguay nur bey den *Nyctipithecus trivirgatus*, Jaguar, Cuguar, *Canis Azaræ*, *Lepus brasiliensis*, bey der *Felis pardalis*, und *Cavia cobaya* beobachtete, betrachtet er als eine Lichtentwidelung in dem hinter der Krystallinse gelegenen Theile des Auges, vermittelst welcher die Thiere bey Nacht nahe Gegenstände zu erkennen im Stande

1320 Göttingische gel. Anzeigen.

seyen; 'dieses Leuchten, sagt er, habe ich bey den angeführten Gattungen in einer Entfernung von 10 — 30 Schritten wahrgenommen. Es ist stärker oder schwächer, je nachdem die Aufmerksamkeit des Thieres mehr oder weniger gespannt ist. Das stärkste Licht, im Verhältniß zur Größe des Thiers, zeigt sich bey Nachtaffen; Gegenstände, welche in einer Entfernung von 1½ Fuß von seinen Augen liegen, lassen sich vermittelt desselben deutlich unterscheiden' (?). Druck und Papier sind gut und dem Inhalte des Büchelchens entsprechend.

Bb.

H i l d e s h e i m.

Kleine Statistik vom Königreiche Hannover von J. H. Schledanz, Pastor zu Salzdetfurth. 1827. 77 S. in 8.

Schon der Titel zeigt es an, daß die Leser hier nicht mehr als einen Abriß zu erwarten haben. Die statistischen Data sind unter die gewöhnlichen Rubriken gebracht, und am Ende ist in fünf Tabellen eine Uebersicht derselben nach den einzelnen Provinzen oder Landdrosteyen beygefügt. Die Bevölkerung wird 1827 auf 1,433,900 Individuen angegeben; welche durch den seit dieser Zeit erhaltenen Zuwachs nicht unter anderthalb Millionen angenommen werden kann.

Hn.

1321

**G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 20. August 1832.

H a n n o v e r.

Hannoversches militärisches Journal.
Redactoren: Hauptmann Glünder, Major Jacobi, Hauptmann Hanbury. 1831. Octav. Erstes Heft 118 S. Zweytes Heft. 130 S.

Wir dürfen dieses vaterländische Journal nicht mit Stillschweigen übergehen, wenn wir gleich meist mit einer historischen Angabe seines Inhalts uns werden begnügen müssen. Gleich das erste Heft beginnt mit einem Aufsatz, der eine der wichtigsten Fragen behandelt: Der Krieger im Frieden vom Hauptm. Jacobi. Es ist unsers Erachtens eine der schwersten Aufgaben in den Perioden des Friedens ein Heer zweckmäßig zu beschäftigen, da die Geschäfte und die ganze Lebensart der Soldaten im Frieden von der im Kriege so sehr verschieden sind. Mit Recht verwirft der Verf. die früheren Methoden, durch welche der Soldat fast nur für den sogenannten Camaschendienst zugefugt wurde. Er verlangt vor allem Ausbildung der moralischen Elemente

durch Erhaltung der Ehrliche und der intellectuellen Bildung, so wie Stählung des Körpers gegen Verweichlichung; welches bey der jetzigen Art Krieg zu führen, ohne Gezelte und oft ohne Winterquartiere doppelt nöthig seyn möchte; und für den Officierstand besonders daß er Geist und Gemüth mit kriegerischen Gegenständen beschäftige. — II. Beiträge zur Geschichte des Krieges auf der Pyrenäischen Halbinsel, vom Gen. Major Hartmann von der reit. Artillerie, in den Jahren 1809 bis 1813 (wird fortgesetzt). III. Versuche zur Ermittlung der Zweckmäßigkeit der Gewehre mit Percussions- Schloßern, vom Hauptm. Hanbury. IV. Ueber die Einrichtung und Anwendung der Englischen Bomben: Kartätschen vom Hauptm. Glünder. Beide Aufsätze sind keines Auszuges fähig.

In dem zweyten Heft: I. Bemerkungen über die Waffen der Cavallerie und ihren Gebrauch, vom Rittm. W. L. Sebster, (mit einer Zeichnung). Der Gebrauch des Feuerge- wehrs und der blanken Waffe für die Reiterer wird hier wissenschaftlich behandelt. Von ersten der Karabiner, die Kolben- Pistole, und die Pistole, von den andern der Säbel, der Pal- lasch, und die Lanze. II. Die Schlacht bey Pontremoli im Jahr 1495, von W. Haves- mann, Lehrer am Pädagogium zu Jlefeld. Eine historisch- militärische Untersuchung. Die Schlacht bey Pontremoli ist die, durch welche König Carl VIII. von Frankreich bey seinem Rückzuge aus Neapel sich durch die Armee der Venezianer und ihrer Hülfsstruppen durchschlug, um sich den Weg zu der französischen Grenze zu bahnen. III. Erzählung der Theilnahme des 2ten leichten Bataillons der Kön.

deutschen Legion an der Schlacht von Waterloo, vom Obersten und Brigade-Commandeur Georg Baring. Gewiß einer der wichtigsten Beiträge zu der Geschichte jener ewig denkwürdigen Schlacht, nicht lange nach derselben zum Privatgebrauch niedergeschrieben; für dessen Bekanntmachung aber jeder fühlende Leser dem Verf., dessen Bescheidenheit nur mit Mühe dem Zureden nachgab, Dank schuldig ist. Der Verf. war der Befehlshaber der Heldenschaar, der die Vertheidigung der Meyerey la Haye sainte übertragen war. Bekanntlich war diese Meyerey, nebst der benachbarten, auf gleiche Weise von Britten vertheidigten, von Hougoumont, der Schlüssel zu der Position, ohne deren Gewinnung das Centrum der Britisch-Hannoverschen Armee nicht durchbrochen werden konnte. Ein Bataillon von noch nicht 400 Mann, denen nachher noch zwey Compagnien des ersten leichten Regiments, und eine Schützencompagnie zur Unterstützung geschickt wurden, kämpften hier von Mittag bis Abend gegen die dreymal erneuerten Anfälle der französischen Colonnen, entschlossen, und laut erklärend, während wiederholt die Gebäude über ihren Köpfen brannten, mit ihren Officieren sterben zu wollen, bis nach dem Mangel aller Munition die letzten 42 sich mit dem Gewehr den Rückzug bahnten. Wenn hoher Heldenthum es verdient in der Geschichte verewigt zu werden, soll der Vertheidigung dieser neuen Thermopylen nicht so gut wie der des Alterthums ihr Andenken erhalten bleiben? IV. Fortsetzung der Beiträge des General-Major Hartmanns, s. oben. Kriegsoperationen des rechten Flügels der Englisch-Portugiesischen Armee von der Mitte des Monats März bis Ende May 1811, und die Schlacht von Albuera am

rühmten landständischen Syndicus Moser, deren sich die Gesandten schuldig machen (S. 291 fig.), ein merkwürdiges Beispiel ist, so waren sie doch im Ganzen gewiß gerade diejenigen, welche die Ereignisse und Charactere am unbefangenen beobachteten und überdem ist jener Irrthum, der als eine allgemeiner verbreitete Meinung über Moser erscheint (S. 309. 321) und auf sein Schicksal nicht unwesentlichen Einfluß hatte, eben dadurch zu einem wichtigen historischen Momente geworden. Vor Allem aber tritt, wie auch der Vf. durch den, von ihm gewählten, Titel andeutet, der lebhafteste Antheil, den Friedrich d. Gr. an der Sache nahm, anschaulich hervor. Wenn ihn auch dabey zugleich das Interesse für seine Nichte, die vielfach gekränkte Gemahlinn des Herzogs, leitete, so konnte doch der Vf. mit Recht jene Theilnahme des Königs an der Erhaltung der Württembergischen Verfassung mit derjenigen Wirksamkeit, die er später bey der Bayerischen Erbfolge und dem deutschen Fürstenbunde entwickelte, vergleichen. Der Nachdruck, mit dem der König selbst in seinen Rescripten an seinen Gesandten und in seinen Schreiben an den Kaiser (S. 37) sich ausspricht, so wie die kräftige Sprache, welche Graf Schulenburg gegen den Herzog führte (S. 161 fig.), zeigen, wie sehr es dem Könige um die Sache Ernst war, und die Kälte und Abneigung, welche der Herzog die Gesandten fühlen ließ (S. 251 fig.) beweisen, daß ihre Intervention zu Gunsten der Stände ihm keinesweges gleichgültig und unbedeutend erschien.

Der Vf. wird sich gewiß den Dank seiner Leser erwerben, wenn er den Plan, diesem ersten Beytrage zur Württembergischen Geschichte noch andere ähnliche folgen zu lassen und zunächst Actenstücke zur Geschichte des berühmigten Juden Süß bekannt zu machen, recht bald ausführt.

G. A.

Schrift mitgetheilt sind. Sie bestehen nämlich erstlich in einem bey der Preussischen Gesandtschaft in Stuttgart gehaltenen Journale, welches hauptsächlich Auszüge aus Gesandtschaftsberichten und Ministerial-Rescripten v. December 1764 bis Januar 1765 enthält; zweytens in vollständigen Berichten des Preussischen Gesandten (Grafen v. Schulenburg) an seinen Hof und den darauf bezüglichen Rescripten Friedrichs II. vom 16. Januar 1766 bis 21. Februar 1767; drittens in einer Sammlung größtentheils gemeinschaftlicher Berichte der drey Gesandtschaften an ihre Höfe oder deren Gesandten in Wien, vom Februar 1767 bis zum J. 1770.

Mit Recht konnte der Vf. bey diesem Unternehmen auf den Beyfall, nicht bloß des Geschichtsforschers, sondern auch jedes gebildeten Lesers rechnen. Abgesehen von dem beziehungsreichen Interesse, welches an und für sich eine Scene des öffentlichen Lebens, wie die hier geschilderte, darbietet, erwecken die mitgetheilten Actenstücke schon um deswillen, weil sie zu einer nur selten zugänglichen Gattung von Quellen gehören, ein eigenthümliches Interesse, welches denn auch bey einer nähern Bekanntschaft mit ihrem Inhalt nicht geschwächt wird. Zwar dienen sie nicht eben dazu, das Bild, welches von jener Epoche der Württembergischen Geschichte schon aus frühern Werken entnommen werden kann, in Hauptzügen zu ergänzen oder zu berichtigen. Um so reichhaltiger dagegen sind sie an Beyträgen zur Kenntniß des Kleinern Details, der feinern Fäden, die sich durch die Ereignisse hindurchziehen, der Motive, Interessen und Ansichten, welche die handelnden Personen leiteten. Wenn auch gerade bey diesen innern und verborgenern Momenten Täuschung und einseitige Auffassung so leicht möglich war, wovon die augenfällig ungerechte Beurtheilung des be-

sondern hat auch, indem es manche neue oder wenig bekannte Thiere Polens beschrieben und abgebildet enthält, für den Zoologen vom Fach ein großes Interesse.

Der erste Theil enthält in der Einleitung die Auseinandersetzung der Begriffe Zoologie, Zoographie, Zoonomie und Zootomie, handelt darauf von der Zoographie, stellt das zoologische System auf, und gibt einen geschichtlichen Ueberblick desselben von Aristoteles bis auf unsere Zeit, liefert das Allgemeine über Zoologie, Zootomie und Physiologie und sehr interessante Betrachtungen über Dryctozologie. — Mit S. 141 beginnt die specielle Zoologie, und zwar I. Heterozoa (Thiere ohne Wirbelsäule und gegliederte Extremitäten, aber von verschiedenartigem Bildungstypus). Das Chaos animale (die Infusionsthierchen) wird als unvollkommene Thierform außer den eigentlichen Classen für sich abgehandelt. Die erste Classe der Heterozoen bilden die Phytozoa (Polypen und Corallen), die zweite die Cyclozoa (Quallen und Strahlthiere), die dritte die Grammozoa (Ring- und Eingeweidewürmer), die vierte die Therozoa (Mollusken Cuvier's mit Ausnahme der Cephalopoden). — Der zweite Theil enthält II. die Podozoa (Thiere mit einer Art von Wirbelsäule und mit gegliederten Extremitäten) mit der fünften Classe Mollia (die Cephalopoden), der sechsten Arachnoidea, der siebenten Crustata (krebbsartige Thiere) und der achten Insecta. — Das Neue des Werks besteht hauptsächlich in der Aufstellung neuer Thiergattungen und in der Beschreibung und Abbildung neuer Thierarten, in Betracht derer wir wegen ihrer beträchtlichen Anzahl unsere Leser auf das Buch selbst verweisen müssen. Druck und Papier sind gut, die Abbildungen hinlänglich genau. Bd.

1329

**G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n**

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.

Den 23. August 1832.

L o n d o n.

1) Bey Colburn: Mexico, by H. G. Ward Esq. His Majesty's Chargé d'affaires in that Country during the years 1825, 1826, and part of 1827. Second Edition enlarged, with an account of the Mining Companies, and of the political events in that Republic, to the present day. Vol. I. 1829. XXIV u. 525 S. Vol. II. 1829, 643 S. in 8., mit 15 lithogr. Abbildungen, 5 Holzschnitten u. einer Charte.

2) Ebendasselbst: Six Views of the most important Towns and Mining Districts, upon the Table Land of Mexico. Drawn by Mrs. H. G. Ward, and engraved by Mr. Pye. With a statistical account of each. 1829. Sechß Kupfertafeln und eben so viel Blätter Text, in gr. Querfolio.

3) Gedr. b. Plummer: Report of the Directors of the Mexican Company, presented at the Annual General Meeting of Proprietors, held at the City of London Ta-

vern, on Thursday the 4th of May 1826. 12 S. fol. — United Mexican Mining Association. Report 17th July 1826. 40 S. Octav, ohne die Tabellen. — Report of the Directors of the Mexican Company, presented at the Second Annual General Meeting of the Proprietors — on Thursday 3rd May, 1827. 48 S. Octav, und eine Tabelle. Report — — — presented at the Third Annual Meeting — — on Thursday 1st May, 1828. 19 S. nebst: Extracts from the Report of Mr. Justus Ludwig von Uslar, relative to the 'Negociation', of Javesia in the State of Oaxaca. 180 Seiten, mit mehreren Tabellen, Situationsskizzen und Abbildungen technischen Inhalts; Octav. — Report of the affairs of the United Mexican Mining Association, made to the Court of Directors, by the Secretary, on his return from Mexico, dated 31st May 1828. 58 Seiten, Octav. — Substance of Information received by the Court of Directors of the United Mexican Mining Association, since the return of the Secretary from Mexico. Dated 14th June, 1828. 16 Seiten, Octav. — United Mexican Mining Association. Report of Proceedings at a General Meeting of Proprietors, 30th July, 1828; 21 und LXVIII Seiten, nebst vier großen Tabellen, drei Situationsskizzen und einer Abbildung der Gebäude der Rayas Mine in Stein druck. — Report of the Directors — — — presented at the Fourth Annual General Meeting — — on Thursday 7th May 1829. 35 Seiten. Octav.

Die erste Ausgabe von Ward's classischem Werke über Mexico, ist bereits in unsern Blättern, Jahrg. 1829. St. 124 flg. S. 1217 ausführlich

angezeigt; die vorliegende zweyte, schon ein Jahr nachher erforderlich gewordene, ist wesentlich unverändert geblieben, und nur hie und da im Ausdruck berichtigt. Dagegen ist neu hinzugekommen (Vol. II. p. 465 — 525) ein Additional Chapter, in welchem sich der Verf. über die fernern politischen Ereignisse, die sich im Staate Mexico bis April 1828 zugetragen haben, verbreitet, sodann die Fortschritte der dortigen Englischen Bergwerksgesellschaften, darlegt, und mit einigen Betrachtungen über die politischen und Handels-Interessen Mexico's, so wie sich dieselben durch die letzten Ereignisse gestaltet haben, schließt. Auch diesem Kapitel sind (p. 526 — 633), verschiedene Urkunden beygefügt, nämlich Plan of Montaña, Proclamation of the President, Brava's Manifesto, Address of the Liberating Army to the People, the President's Proclamation, und Mr. Zavala's Manifesto, eine Vertheidigung der sogenannten Yorkino Party; die meisten mit erläuternden Anmerkungen begleitet.

Die Six Views geben Darstellungen von den Städten Guadalarara (oder Jalisco), Zacatecas, Sombrerete, Gatorce, Balladolid und Tlalpujahua; die Zeichnungen sind ausnehmend schön ausgefaßt, und leicht aber äußerst geschmackvoll radirt, so daß das Werk als ein wahres Prachtwerk zu betrachten ist. Aber auch nur in sofern ist es empfehlenswerth; der versprochene statistical Account verdient diesen Namen nicht; er enthält nichts als eine sehr oberflächliche Notiz über die abgebildeten Städte.

Die unter 3. aufgeführten Schriften enthalten die Verhandlungen über den Ursprung, Bestand und Fortgang der Englisch-Mexicanischen vereinigten Bergwerkscompagnie; sie sind schätzbar

1332 Göttingische gel. Anzeigen

wegen der vielen Notizen, die sie über den Bestand der von der Compagnie aufgenommenen und angelegten Berg- und Hüttenwerke, über die dortigen Anordnungen, über die Ausbeute derselben u. s. w. geben. Vorzüglich thut dieses der Report vom 14. May 1828, und der, vom 30. Julius desselben Jahrs; so wenig Ref. Mann vom Fache ist, so glaubt er dennoch dreist behaupten zu können, daß auch der einheimische Bergwerksverständige manches Interessante aus denselben werde entnehmen können.

St u t t g a r t.

Bey E. Schweizerbart: August Sfrödrer, Bibliothecar in Stuttgart, Philo und die alexandrinische Theosophie, oder vom Einflusse der jüdisch-ägyptischen Schule auf die Lehre des neuen Testaments. 1831. Erster Theil XLIV u. 534 S. Zweyter Theil 306 S. in 8.; auch unter dem Titel: Kritische Geschichte des Urchristenthums, Erster Band, erste und zweyte Abtheilung.

Der Verf. erklärt in der Vorrede, zur Bearbeitung einer Geschichte des Urchristenthums durch den Zustand der Auflösung gekommen zu seyn, worin sich gegenwärtig das ganze Institut der Kirche befinde; er bahnt sich also zu seinem Ziele den Weg über die Trümmer der Kirche, die gegenwärtig ohne andern Zusammenhang, als den der zähen Kraft der Gewohnheit, und deshalb völlig dem Gebiet der Geschichte anheimgefallen, ihm höchstens nur noch ein antiquarisches Interesse zu enthalten scheint. Dieser Zustand der Auflösung wird durch Darlegung der Erbsiedern nachgewiesen, die für frühere Zeiten gültig, jetzt ihre Spannkraft verloren haben, nämlich Hoffnung, Furcht, und Macht der Gewohnheit. Die

134. 135. St., den 23. August 1832. 1333

frühesten Christengenerationen sind, nach des Wfs. Ansicht, nur durch Hoffnung der baldigen Rückkehr Christi zusammengehalten, die auch den Mittelpunkt des ganzen neuen Testaments bildet: die Hoffnung wurde getäuscht; doch war seit Constantin auch die Gegenwart für die Kirche erfreulich genug; die Erwartung schlug deshalb in ihr Gegentheil um, Furcht vor dem dunkeln Jenseits; und gerade durch Ausmahlen dieses schrecklichen Abgrundes, über den die Kirche für Geld und Gehorsam eine so gefällige Brücke schlug, hat der Catholicismus sein Gebäude der Hierarchie errichtet. Die Uebertreibung davon rief die Reformation hervor: sie stellte aber in sofern die Urkirche nicht wieder her, als nicht die erste Triebfeder, die heiße Sehnsucht der Urzeit nach dem Jenseits, sondern ebenfalls nur die zweyte, Furcht vor Teufel und Hölle, thätig war; nur das Rettungsmittel wurde verändert, statt der sinnlichen Institute des Catholicismus trat der Glaube ein. Im Grunde vernichtete aber der Protestantismus den Begriff der Offenbarung, da die Göttlichkeit der Schrift nicht mehr aus äußern Gründen, als Tradition, eben so wenig aus innern geschöpft werden kann, weil dadurch der Mensch selbst zum Maassstab des Göttlichen wird: noch weniger gilt das Berufen auf den heil. Geist, da dieser überall seine Aussprüche der jedesmaligen Individualität anbequemt. So sey nothwendig der Rationalismus erwachsen, der den Offenbarungsbegriff eben so theoretisch zerstöre, als derselbe practisch im Catholicismus gescheitert war. Beide Triebfedern, Furcht und Hoffnung sind abgenutzt, seitdem die Hölle zum Phantom geworden, und der Himmel im copernicanischen System keinen rechten Platz mehr findet, nur die dritte Triebfeder, Macht der Ge-

wohnheit, hält das Ganze noch zusammen. Das Gerüst der Offenbarung ist zerfallen, die Geschichte hat darum das Recht, die Trümmer in ihre einzelnen Theile zu zerlegen, nachzuweisen, wie die Zeitverhältnisse und die Zeitphilosophie, die Verfassung des Volks, die Natur- und Staatswissenschaften, ja selbst die politischen Conjunctionen den Stoff zu den Symbolen hergaben. So ist der Verf. zur kritischen Bearbeitung der Urkirche gekommen: ein Hauptbestandtheil derselben ist die Alexandrinische Theosophie, deren Spuren sich beyhm Johannes und Paulus so deutlich finden: eine Uebertragung von Alexandrien auf die Apostel läßt sich aber nicht nachweisen, deßhalb müssen diese Ideen Gemeingut der Zeit gewesen seyn. Die weitere Bearbeitung soll dann die einheimische jüdische Bildung und den politischen Zustand Palästina's schildern, eine critische Untersuchung der Evangelien, Darlegung des Plans Jesu, und Gestaltung seines Werks unter den Aposteln hinzufügen.

Der Standpunct des Verfs. liegt klar vor; er ist ein völlig trostloser; das erkennt er selbst an, indem er sich gegen Gründe verwahrt, wie 'es wäre schlimm, wenn es so wäre'; er ist aber auch ein durchaus untheologischer, indem nicht einmal die Existenz der Kirche anerkannt, viel weniger auf deren Weiterbildung gedacht wird. Die ganze Idee der Kirche ist ihm nichtig, denn ihre Urgestalt war ja eitler Chiliasmus, und ein anderweitiges Ideal derselben als Gemeinschaft der an Christum Glaubenden erscheint ihm 'als aus ein wenig Einbildungskraft, Philosophie und Geschichte zusammengebraut' (S. XXI). Nicht um kirchliche Interessen zu fördern, steigt er zu ihrer Urgestalt hinab, findet ihre ersten Bestandtheile auf; sondern da ihre

Auflösung doch einmal nicht zu hindern ist, nimmt die Geschichte sich die Aufgabe, das irgendwie bisher Zusammengehaltene zu analysiren, also mit demselben Interesse, wie der Anatom den der Verwesung bestimmten Cadaver zu seciren, oder der Chemiker einen für den practischen Gebrauch aufgegebenen Organismus in seine Elemente aufzulösen pflegt. Mit dem Vf. über seinen Standpunct zu rechten, dazu ist hier nicht der Ort, wir müßten ihm den Begriff der Kirche selbst zu demonstrieren suchen, was sicher da vergeblich ist, wo das lebendige Bewußtseyn der kirchlichen Gemeinschaft fehlt. Freylich würde dadurch die Aufgabe, die der Verf. von seinem Standpunct aus ganz gelöst hat, die Einwirkung der Alexandrinischen Theosophie auf die Urkirche; sie würde dann erst halb gelöst erscheinen, indem außer den übertragenen Ideen, und dem Wege der Uebertragung doch auch der Ort aufgefunden werden muß, den dieselben in dem Ganzen der christlichen Lehren historisch einnahmen, und dogmatisch behaupten dürfen. Es müßte die Bedeutung jener Theosophie für das specifisch Christliche nachgewiesen, und eben dadurch das Nothwendige dieser Bildungsstufe hervortreten. Doch auf eine solche organische Auffassung verzichtet der Verf. von selbst, eben weil er die Idee der Kirche aufgegeben hat; ihm ist das Ganze der alexandrinischen Theosophie nur ein Element, das mechanisch und atomistisch sich einen Weg in das Gebäude der christlichen Lehre gebahnt hat, und dem höchstens eine allgemein philosophische Wahrheit abgewonnen werden kann, wie sie sich etwa aus der ganzen christlichen Dogmatik nach Aufräumung des Schuttes herausfinden läßt. So wenig wir nun auch dieser Grundansicht des Verfs. über das wahre Verhältniß der alexandri-

nisch-jüdischen Bildung zum Christenthume bestimmen können, eben so gern erkennen wir seine Leistung auf dem von ihm eingenommenen Standpunkte an. Es thut uns wirklich leid, daß er zu einer so streng historisch-critischen Forschung, wie die vorliegende ist, sich gleichsam erst von der Dogmatik, oder vielmehr von deren Negation, einen Freybrief entlehnte, und nicht vielmehr für eine wissenschaftliche Leistung die Legitimation in ihr selbst fand. Als besonnener historischer Forscher verfolgt er sein Ziel Schritt für Schritt; jede ausgesprochene Behauptung wird vorher durch die vollständige Analyse der einzelnen Stellen begründet, und so der Leser wenigstens in der ersten Abtheilung unwiderstehlich zu dem sich gebenden Resultate fortgezogen. Nur die Form der Darstellung wird durch diese analytische Methode etwas schwerfällig; der Leser muß sich durch die Menge der Einzelheiten erst durchwinden, bis er den höhern Gesichtspunct findet, zu dem das Einzelne aufgebaut wird. Gewiß würde auch dadurch die Anschaulichkeit gewonnen haben, wenn die so sorgfältig gegebenen Citate nicht dem Texte selbst einverwebt oft die größere Hälfte desselben ausmachten, sondern unter demselben ihren Platz gefunden hätten; das Material hätte dann nothwendig schärfer verarbeitet werden, und die Darstellung zusammenhängender werden müssen.

Das Ganze soll in drey Abtheilungen zerfallen, indem zuerst nach Angabe historischer Notizen über die Person und die Schriften des Philo sein theosophisches System selbst vorgeführt wird, als das umfassendste Bild jüdisch-alexandrinischer Weisheit; dann soll nachgewiesen werden, daß die Grundzüge dieser Theosophie älter als Philo selbst sich unter den Alexandrinischen

Juden auf 200 Jahr vor Christo hinauf verfolgen lassen; und endlich die Verpflanzung dieser Ideen nach Palästina selbst gezeigt werden. Die Ausführung entspricht diesem Plane nicht, indem die zweite und dritte Abtheilung nicht allein in einen Band, sondern sogar auch in ein Kapitel, das 15te, zusammengebrängt sind, während die erste Abtheilung allein 14 Kapitel zählt. Wirklich ist die Ausführung besser als der erste Entwurf, indem so die philonischen und außerphilonischen Ansichten (d. h. so wohl die früheren als die gleichzeitigen) eine gute Coordination abgeben. Von den 14 Kapiteln des ersten Theils umfassen die 3 ersten Untersuchungen über das Leben, die Schriften in ihrer Reihfolge, Authentie und Alter. Der Hauptpunct, von dem die Bestimmungen ausgehen, ist die bekannte Gesandtschaft an den Kaiser Cajus, die Philo zu Gunsten seiner bedrängten Glaubensgenossen nach Rom unternahm; sie fällt 40 n. Chr. Philo gibt sich damals schon für einen bejahrten Mann, man darf deshalb die Zeit seiner Blüthe gewiß gleichzeitig mit Christo bis 40—50 n. C. setzen, so daß also das Christenthum auf ihn noch keinen Einfluß gehabt haben kann. Die Reihfolge der Schriften, die in philosophische, historische, allegorische und politische zerfallen, wird, wie ihr Alter, recht genau aus inneren Gründen bestimmt. Das 4te Kapitel handelt vom Canon Philo's; der Begriff der Offenbarung wird am ausgedehntesten auf den Pentateuch angewandt, doch finden sich auch die meisten andern Alttestamentlichen Schriften als canonisch benützt. Nur darin unterscheidet sich der Alexandrinische Canon vom Jüdischen, daß die Uebersetzung der LXX für inspiriert gehalten wird. Philo treibt die Ver-

ehrung dagegen so weit, daß er hebräische Namen griechisch etymologisiert. Doch zeigen sich auch außerdem Spuren einer ἀγραφὸς παράδοσις, wie auch historische Notizen über die Urgeschichte des Volks, die der Canon nicht enthält. Das 5te Kapitel verbreitet sich über die Inspiration der heil. Schriften. Philo unterscheidet die ἐμπνευία von der προφητεία; jene, mehr eine unmittelbare Anschauung des Göttlichen, versetzt den Menschen in die Tiefen der Gottheit, doch will er sich darüber nicht deutlicher erklären; dagegen ist diese mehr Erforschung der Zukunft, ohne daß jedoch dieser Unterschied überall scharf beybehalten wird. Durch sittlichen Werth wird jedem Menschen die Möglichkeit der Prophetie zugesprochen, dennoch stehen die Propheten des alten Bundes, vorzüglich Moses, unendlich höher als die übrigen Menschen. Gegen diesen ist seine Verehrung außerordentlich groß, indem er geradezu als höchster König, Hoherpriester und Gesetzgeber dasteht, dessen Gesetze als der ewigen Weltharmonie nachgebildet betrachtet werden müssen. Das 6te Kapitel gibt die Erklärung der heil. Schriften oder die Philonische Allegorie. Sie kann nur aus dem Ganzen der damaligen Alexandrinischen Bildung, wie aus dem System der Theosophie selbst verstanden werden. Die allegorische Schule, der Philo angehört, läßt sich 2 Jahrhunderte höher hinauf verfolgen, muß also eine Frucht der Zeitverhältnisse seyn, und die enge Verbindung zwischen der Allegorie und den einzelnen Erscheinungen der Theosophie, wie sie gleichzeitig und früher sich nachweisen lassen, macht nothwendig den Philo nicht zum Schöpfer, sondern nur zu einem Hauptrepräsentanten dieser Bildungsstufe. Die Zeitverhältnisse riefen in Alexandrien ganz noth-

134. 135. St., den 23. August 1832. 1339

wendig die Allegorie nebst der Theosophie hervor, namentlich der Widerspruch zwischen dem strengen Halten auf den Buchstaben der heiligen Schriften, und der anderweitigen philosophischen Bildung der Zeit, deren Einflüsse man sich nicht hatte entziehen können. Nicht äußere Spötterey der Heiden über das Unbegreifliche des Canons brachte sie hervor; denn dieser würde der Jude, wie sonst, seinen ungebeugten Troß entgegen gesetzt haben; sondern aus dem innersten Leben der jüdischen Bildung mußten diese Ansichten zur völligen Allgemeinheit erwachsen, wie hätte sonst Philo mit seinen oft wunderlichen Ideen so unbefangen auftreten können, ohne Widerspruch zu fürchten. Die Lage Alexandriens, als großer Stapelplatz der orientalischen und occidentalischen Ideen, erklärt hier Alles; hierher wirkte der Orient mit seinem Emanatismus und Dualismus, hierher spendete Hellas seine schönsten Blüthen, obgleich eigentlich nur der Platonismus in seiner anregenden Form bey den Juden Anklang fand. Um diese Stufe der Bildung mit den alten Nationalideen, der Verehrung des Canons und seiner Anthropomorphismen zu versöhnen, trat die Allegorie ins Mittel, und zwangte das Neue in die alten Formen. Die Einwirkung dieser Aeußerlichkeiten, sogar der politischen Lage, läßt sich noch weiter auf die Ideen der Theosophie selbst verfolgen. Die wachsende Tyranny bey völliger Vernichtung der bürgerlichen Freyheit, der rasche Wechsel der Weltmonarchien wie die steigende Sittenverderbtheit rief eine trübe Ansicht der menschlichen Dinge hervor, stimmte das Herz zur völligen Resignation, machte aber eben dadurch die Lehre von der Verderbtheit der Materie und die völlige Aussonderung des göttlichen Wesens aus dieser zum Hauptzug

der Zeitanficht. Die Gegenwart war trostlos, desto lieber schwelgte das Herz in der Glorie der Vorzeit, und etwaige Einwürfe des Verstandes wurden durch die Allegorie beseitigt. Nur darin können wir dem Verf. nicht beystimmen, daß er den Einfluß der schon bey den Alexandrinischen Grammatikern ausgebildeten allegorischen Erklärungsart zu gering anschlägt. Er meint, die etwa vorkommende Allegorisation hellenischer Mythen könne bey der tausendfarbigen Gestalt derselben gegen das geheiligte Ansehen des jüdischen Canons nur als Spielwerk erscheinen. In der That waren aber doch die Göttergestalten eines Homer und Hesiod so wahrhaft national, daß die Gesänge selbst in den Augen des Volks wie der Gelehrten an vermeinter Heiligkeit weit höher standen, als der Verf. zugeben geneigt ist. Gewiß wurde ein Euhemeros bey seinen Deutungen eben so durch den Widerspruch der Zeitbildung mit den heilig geachteten Nationalschriften geleitet, und um die alten Formen zu retten, eben so zur Allegorie getrieben, als dieß nur von den Alexandrinischen Juden behauptet werden kann; der Einfluß dieser früheren, freylich aus denselben Bedingungen hervorgegangenen Form auf die spätere Philonische ist gewiß mit in Anschlag zu bringen. Das Wesentliche der Philonischen Allegorie wird darauf an einzelnen Beyspielen gezeigt, wie sämtliche in der Genesiß vorkommenden Personen zu einem $\tau\acute{o}\pi\omicron\varsigma \psi\upsilon\chi\eta\varsigma$ werden; so ist Adam der niedere, sinnliche Mensch, Cain Selbstsucht, Abel Gott ergebenheit; ja auch auf Länder und Sachen wird dieß ausgedehnt; Aegypten ist Sinnbild des Lelbes, Kanaan der Frömmigkeit, die Ringeltaube der göttlichen, die Haustaube der menschlichen Weisheit. Dabey wird diese Erklärung nicht etwa

134. 135. St., den 23. August 1832. 1335

Auflösung doch einmal nicht zu hindern ist, nimmt die Geschichte sich die Aufgabe, das irgendwie bisher Zusammengehaltene zu analysiren, also mit demselben Interesse, wie der Anatom den der Verwesung bestimmten Cadaver zu seciren, oder der Chemiker einen für den practischen Gebrauch aufgegebenen Organismus in seine Elemente aufzulösen pflegt. Mit dem Vf. über seinen Standpunkt zu rechten, dazu ist hier nicht der Ort, wir müßten ihm den Begriff der Kirche selbst zu demonstrieren suchen, was sicher da vergeblich ist, wo das lebendige Bewußtseyn der kirchlichen Gemeinschaft fehlt. Freylich würde dadurch die Aufgabe, die der Verf. von seinem Standpunkt aus ganz gelöst hat, die Einwirkung der Alexandrinischen Theosophie auf die Urkirche; sie würde dann erst halb gelöst erscheinen, indem außer den übertragenen Ideen, und dem Wege der Uebertragung doch auch der Ort aufgefunden werden muß, den dieselben in dem Ganzen der christlichen Lehren historisch einnahmen, und dogmatisch behaupten dürfen. Es müßte die Bedeutung jener Theosophie für das specifisch Christliche nachgewiesen, und eben dadurch das Nothwendige dieser Bildungsstufe hervortreten. Doch auf eine solche organische Auffassung verzichtet der Verf. von selbst, eben weil er die Idee der Kirche aufgegeben hat; ihm ist das Ganze der alexandrinischen Theosophie nur ein Element, das mechanisch und atomistisch sich einen Weg in das Gebäude der christlichen Lehre gebahnt hat, und dem höchstens eine allgemein philosophische Wahrheit abgewonnen werden kann, wie sie sich etwa aus der ganzen christlichen Dogmatik nach Aufräumung des Schuttes herausfinden läßt. So wenig wir nun auch dieser Grundansicht des Verfs. über das wahre Verhältniß der alexandri-

hervorhebt. Nur darin kommen beide Tendenzen überein, Gott als unbedingt außersweltlich aufzufassen: jede pantheistische Vermischung desselben mit der Welt muß schon deshalb als gottlos erscheinen, weil er ja dadurch mit der bösen Materie in Verbindung gebracht würde. Ein eigentliches Erkennen seines Wesens ist deshalb dem Menschen, selbst Moses, unmöglich; dennoch wird an andern Stellen ein doppelter Weg hiezu angegeben, der physicotheologische durch discursives Denken, und die mystische Anschauung der reinen Seele. Die strenge Sonderung Gottes von der Welt bedingt Philo's Ansicht von den göttlichen *δυνάμεις*, um diese als Mittelglieder eintreten, und so eine Wirkung Gottes auf die Materie möglich werden zu lassen. So bestimmt dieselben an einigen Stellen rein ideell gehalten werden, als bloße Auffassung der verschiedenen Wirkungsarten Gottes: eben so gewiß erscheinen sie an andern Stellen als reale, als persönliche Wesen, die Gott umgeben und die Theophanien des A. T. vermitteln. Dieser Widerspruch wird theils durch die verschiedene Art gelöst, wie die körperlose Seele Gott als Einheit anschauet, während die im Körper gebundene sein Abbild nur unter jenen vielfachen Gestalten zu erfassen vermöge; theils durch den Emanationsbegriff, der, wenn auch nicht vollständig in der Alexandrinischen Theosophie ausgesprochen, ihr doch gleichsam nothwendig aus dem Orient überliefert ist. Von hier wird sehr natürlich der Uebergang zu dem wichtigsten 8ten Kapitel vom *λόγος* gebahnt. Die Wortbestimmung ergibt, daß außer den gewöhnlichen Bedeutungen auch die heil. Schrift, das Gesetz darunter begriffen wird; dann ist der *θεὸς λόγος*, besonders im Plural, synonym mit den *δυνάμεις*, Bezeichnung

34. 135. St., den 23. August 1832. 1337

nden auf 200 Jahr vor Christo hinauf ver-
legen lassen; und endlich die Verpflanzung
eser Ideen nach Palästina selbst gezeigt wer-
n. Die Ausführung entspricht diesem Plane
cht, indem die zweyte und dritte Abtheilung
cht allein in einen Band, sondern sogar auch
ein Kapitel, das 15te, zusammengebrängt
d, während die erste Abtheilung allein 14 Ka-
tel zählt. Wirklich ist die Ausführung besser
3 der erste Entwurf, indem so die philonischen
d außerphilonischen Ansichten (d. h. so wohl
e früheren als die gleichzeitigen) eine gute Co-
dination abgeben. Von den 14 Kapiteln des
:sten Theils umfassen die 3 ersten Untersuchun-
n über das Leben, die Schriften in ih-
:r Reihesfolge, Authentie und Alter.
der Hauptpunct, von dem die Bestimmungen
sgehen, ist die bekannte Gesandtschaft an den
aiser Cajus, die Philo zu Gunsten seiner be-
ängten Glaubensgenossen nach Rom unternahm;
fällt 40 n. Chr. Philo gibt sich damals schon
: einen bejahrten Mann, man darf deßhalb
Zeit seiner Blüthe gewiß gleichzeitig mit
risto bis 40—50 n. C. setzen, so daß also
Christenthum auf ihn noch keinen Einfluß
abt haben kann. Die Reihesfolge der Schrif-
- die in philosophische, historische, allegorische
politische zerfallen, wird, wie ihr Alter, recht
:au aus inneren Gründen bestimmt. Das
Kapitel handelt vom Canon Philo's; der
Griff der Offenbarung wird am ausgedehntes-
t auf den Pentateuch angewandt, doch finden
auch die meisten andern Alttestamentlichen
Schriften als canonisch benutzt. Nur darin un-
scheidet sich der Alexandrinische Canon vom
Rätschen, daß die Uebersetzung der LXX für
iriert gehalten wird. Philo treibt die Ver-

1344 Göttingische gel. Anzeigen

deren Einstürmen die Menschenseele, wie das Manna den Leib, ist Spender der Tugend, die höchste Idee des Guten, fällt als λόγος ἐλεγχος mit dem Gewissen zusammen. So wird derselbe zum innern Seelenprincip, nicht nur als augenblicklich in die Seele strömende Gnade, sondern auch als derselben inwohnende Gotteskraft, als Inbegriff der Weisheit und Tugend. Ein mit dem λόγος correspondierender Begriff ist die göttliche σοφία, auf die sämtliche Prädicate des λόγος an einzelnen Stellen angewandt werden. Beide Seiten desselben, die ideelle, als Ort der Ideen, und die reelle als welterschaffende Kraft, ja auch als inneres Seelenprincip werden auf die σοφία übertragen. Stellen, an denen jene völlige Synonymie zu verschwinden scheint, lassen sich durch äußere Umstände, namentlich durch die Beschaffenheit des zu allegorisierenden Textes rechtfertigen. Der eigentliche Ausdruck bey Philo ist λόγος, nur wo besonders weibliche mystische Namen behandelt werden, als μήτηρ, θυγάτηρ, πύλη tritt die σοφία dafür ein. Ein dritter Wechselbegriff für dieselbe Sache ist das πνεῦμα θεοῦ, nur mit dem Unterschiede, daß dieses zuweilen auch den prophetischen Geist bezeichnet; sonst ist dieß eben so wohl kosmische Kraft, Uridee der Seele, von Oben strömende Weisheit. So wenig diese Nachweisungen über den Logosbegriff nun auch die persönliche Auffassung desselben zu begünstigen scheinen, eben so gewiß läßt sich dieselbe doch als echt philonisch nachweisen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

1345

Stuttgarter Lehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1832.

Stuttgart.

Beschluß der Anzeige: August Schröder,
Bibliothekar in Stuttgart, Philo und die alexan-
drische Theosophie, oder vom Einflusse der jü-
disch-ägyptischen Schule auf die Lehre des neuen
Testaments. 2c. 2c.

Manche Aussprüche lassen freylich immer nur
bloße Personification zu, wo der λόγος als
Vernunft, als Seelenkraft oft ziemlich pan-
theistisch erscheint, und wobey gern an alttesta-
mentliche Bilder, des ἀρχαῖος, des εἰκων
u. d. d., das zwischen Gott und der Materie in
Mitte steht, angeknüpft wird; indeß läßt sich
Uebergang von diesen Personificationen zur
eigentlichen Persönlichkeit durch bestimmte Prädi-
kate verfolgen. Der λόγος heißt ἀνθρώπος
u. d. d., in sofern er als allgemeiner Sattungsbe-
griff auch die ἰδέα λογικῆς ἀνθρώπου ist, als
der Mensch dem realen platonisierend entge-
gengesetzt wird. Nach dem alttestamentlichen Be-
griffe des Ebenbildes Gottes heißt er εἰκὼν πρὸς

τόγονος, da er der ältere, die Welt der jüngere
 Sohn Gottes ist; in eben diesem Sinne heißt
 er πρεσβύτερος, πρεσβύτατος; er erscheint als
 Unterregent, heißt die ἀρχή, da Gen. I, 1. ἐν
 ἀρχῇ für διὰ λόγον erklärt wird. Abgeleitet
 aus dem Bilde des Hohenpriesters erscheint er
 als λόγος ἱκετής und παράκλητος, als Mittler
 zwischen Gott und der Welt, woben schon die
 wirkliche Persönlichkeit nicht mehr geläugnet wer-
 den kann; er ist υἱὸς Θεοῦ, ἀρχάγγελος das
 große-persönliche Mittelwesen. Die letzte Mög-
 lichkeit einer bloßen Personification wird aber
 durch die Theophanien des A. T. abgeschnitten,
 in denen überall der λόγος, nicht der höchste
 Gott, zur Erscheinung kam; als Erklärer des
 göttlichen Willens heißt er der ἐρμηνεύς, ver-
 mittelt die Einwirkung Gottes auf die unreine
 Materie, wie es früher von den göttlichen δυνά-
 μεις angegeben ist. Ueberall wo im Pentateuch
 dieses Eingreifen Gottes in die Welt vorkommt,
 wird es stets auf den λόγος übertragen, bey der
 Schöpfung, bey der Leitung der Vorfahren. Sein
 Verhältniß zu den δυνάμεις läßt sich so bestim-
 men, daß wo im Texte von einem Engel des
 Herrn geredet wird, stets der λόγος, wo von
 mehreren, z. B. Gen. XVIII, die göttlichen
 Kräfte verstanden werden. Zwey Elemente lassen
 sich auch hier wieder unterscheiden, das philoso-
 phisch platonisierende, wornach Philo mit ziem-
 licher Verwischung der Persönlichkeit nur die
 ἰδέα ἰδεῶν im λόγος erblickt, und das mehr
 jüdische, woben die strenge Persönlichkeit des
 Mittelwesens in seiner Stellung zur Welt und
 besonders zur mosaischen Geschichte hervortritt.
 Vereinigen lassen sich beide bey ihrem strengen
 Gegensatz nicht; deshalb darf Philo nicht als
 Erfinder des ganzen Begriffs angesehen werden;

er neigt sich persönlich mehr auf die platonisirende Seite, doch darf man die ganze andere nicht für bloßes Anbequemen an den Canon erklären; seine oft wunderlichen, schlecht zusammenstimmenden Aussprüche über den λόγος mußten in der ganzen Zeitanficht ihre Begründung finden. So oft Inconsequenz irgendwo eintritt, darf man den schaffenden Genius als müßig, und Anschließen an die Zeitanficht als beginnend ansehen. Und wirklich war der Begriff des großen Mittelwesens für die damalige Bildungsstufe der alexandrinischen Juden ein beynahe nothwendiger; das Wesen Gottes war längst von der unreinen Materie streng geschieden; dennoch drang die Verehrung gegen die nationale Geschichte auf häufig ganz specielles Eingreifen Gottes in die Schicksale der Väter; die Vermittelung mußte durch ein eingeschobenes großes Wesen geschehen. Der früheste Name dafür war σοφία nach der Darstellung derselben in den Proverbien, und auf sie wurden schon alle Geschäfte des spätern λόγος übertragen; auch das Schwanken zwischen dem ideellen Begriff und der strengen Persönlichkeit fand sich hier schon vor, und ist also älter als Philo. Der Name λόγος mußte aber schon seiner größeren grammatischen Convenienz wegen jenen früheren verdrängen, da er ursprünglich von den Engeln gebraucht, bald dem Ersten der Engel, dem großen Mittler beigelegt ward; die alttestamentliche Verwechselung des weltstoffenden πῦμα θεοῦ mit dem λόγος θεοῦ erleichterte die Einführung des neuen Namens für den alten Begriff. Die jüdische Nationalität bewirkte bald seine Zusammenstellung mit dem Hohenpriester, der ja das Höchste an Würde enthielt, und eben so bald schloß sich der λόγος an Messianische Erwartungen an, indem entschieden Messias-

nisch gefaßte Stellen, Ps. 110, 3. Jes. 9, 6. auf den λόγος übertragen wurden. Diese Verbindung war leicht, da der λόγος bey dem Auszuge aus Aegypten eben die Leitung des Volks verrichtet hatte, die in der Zukunft von dem Messias erwartet wurde. Der Jude lebte fast nie in der Gegenwart, die nur drückend auf ihm lastete, stets im Andenken der glorreichen Vorzeit, oder eben so gern in Erwartung der noch glorreicheren Zukunft. Die übrigen Theile des Theosophischen Systems lassen sich kürzer zusammenfassen.

Das 9te Kapitel von der Welterschöpfung. Philo selbst faßt seine Ansichten darüber de Cherub. 11. 26. Pfeif. so zusammen; die wirkende Ursache τὸ ἐφ' οὗ ist Gott, der Stoff, τὸ ἐξ οὗ ist die ἕλη, das Werkzeug τὸ δι' οὗ der λόγος, und der Grund des Schaffens, τὸ δι' οὗ die Liebe Gottes. Die Materie, bestimmt als präexistierend gedacht, erlaubt eigentlich nur noch eine Bildung, keine Schöpfung, die Einprägung der Idealwelt in die ἕλη; dennoch behauptet Philo eben so bestimmt die wirkliche Schöpfung, als er unbestimmt um die Gefahr ist, wegen jener präexistierenden Materie die μοναρχία aufgeben zu müssen; sein Platonismus bringt hier also eine Lücke im System hervor. Ebenfalls will sich jene Einprägung der Ideen in die Materie mit den mosaischen 7 Schöpfungstagen nicht recht vertragen: Philo bemüht sich deshalb die Zahlen nicht als Zeitfolge, sondern ziemlich pythagorisch als Bezeichnung gewisser Kräfte und Verhältnisse zu geben, die bey der Schöpfung wirksam gewesen sind. Uebrigens ist die Materie Sitz des Bösen, und Losmachen von ihr Pflicht des Menschen. Das 10te Kapitel behandelt die Welt, ihre Theile und ihr Be-

sen. Die Welt als vollendetes Ganze ist unvergänglich, und nicht nach jüdischer Ansicht dem Ende durch Feuer bestimmt; sie wird rund gedacht, aus vielen Kreisen bestehend, über deren oberstem Gott thront. Sie zerfällt in die Erde, den Luftkreis bis zum Monde, mit unzähligen körperlosen Wesen angefüllt, und in den Himmel oder Aether, in die Kreise der Fixsterne und der sieben Planeten abgeschieden. Die Sterne, die das Lob des Schöpfers in der Sphärenmusik ertönen lassen, sind gleichfalls Wesen voll Leben, Tugend und Vollkommenheit, glänzender als die im Luftkreis wohnenden Seelen. Doch ist ihr Einfluß auf irdische Dinge nur ein natürlicher, kein besonderer auf die Handlungsweise der Menschen; Philo verwirft bestimmt alle Astrologie. Diese lebendige freudige Naturansicht ist um so überraschender, da seine Lehre von der Verderbtheit der Materie wie seine Neigung zur Asketik leicht eine finstere Naturbetrachtung hervorrufen konnte: hier wirkte also der freudige hellenische Sinn.

Kapitel 11. Von den Engeln. Sie heißen ausdrücklich auch *δυνάμεις* und *λόγοι*, bilden die Dienerschaft Gottes, vermitteln sein Wirken auf die Welt. Im Luftkreise, dem Quell des Lebens wohnend, zerfallen sie in zwei große Klassen; erstlich solche, die der Erde näher, in sterbliche Leiber herabsteigen können, von denen nur Einige geläutert sich wieder erheben, und einer höheren Stelle würdig werden, und dann solche, die rein und tugendhaft, fern von der Materie, den Sinnen nicht wahrnehmbar den eigentlichen Hofstaat Gottes bilden. Ihre Einwirkung auf die Menschen ist bald sinnlich, Angelophanie, bald so geistig gehalten, daß wirklich ihre Persönlichkeit beynähe verschwimmt, und

deren Einstürmen die Menschenseele, die Manna den Leib, ist Spender der Tugend, höchste Idee des Guten, fällt als λόγος mit dem Gewissen zusammen. So derselbe zum innern Seelenprincip, nicht augenblicklich in die Seele strömende Gnade, denn auch als derselben inwohnende Gottheit als Inbegriff der Weisheit und Tugend, mit dem λόγος correspondirender Begriff ist göttliche σοφία, auf die sämtliche Stellen des λόγος an einzelnen Stellen angewandt werden. Beide Seiten desselben, die ideelle, Ort der Ideen, und die reelle als weltliche Kraft, ja auch als inneres Seelenprincip auf die σοφία übertragen. Stellen, an denen jene völlige Synonymie zu verschwinden lassen sich durch äußere Umstände, namentlich durch die Beschaffenheit des zu allegorisierten Textes rechtfertigen. Der eigentliche Ausdruck bey Philo ist λόγος, nur wo besonders mystische Namen behandelt werden, als πνεῦμα, συγγατηρ, πηγὴ tritt die σοφία dafür ein. Ein dritter Wechselbegriff für dieselbe Sache ist πνεῦμα θεοῦ, nur mit dem Unterschiede, daß dieses zuweilen auch den prophetischen Geist bezeichnet; sonst ist dieß eben so wohl kosmische Kraft, Uridee der Seele, von Oben strömende Weisheit. So wenig diese Nachweisungen den Logosbegriff nun auch die persönliche Auffassung desselben zu begünstigen scheinen, so gewiß läßt sich dieselbe doch als echt philonisch nachweisen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Scharffsinn die in den zwey Urkunden der Genesis doppelt erzählte Schöpfung des Menschen, indem er die erste für die Schöpfung des ideellen Menschen als Gattungsbegriff, die zweyte für die des reellen erklärt.

Das 13te Kapitel, von den Gnadenmitteln und Tugenden. Zur Erreichung seiner Bestimmung, Gottähnlichkeit durch Tugend, bedarf der Mensch des göttlichen Beystandes; doch denkt Philo nicht streng Augustinisch; zwar inconsequent läßt er auch menschliche Thätigkeit gelten, wo bliebe sonst das Verdienst der Askese und der Anstrengung bey'm Studium der Weisheit? Außer diesen gibt es noch einen dritten Weg der *φύσις*, indem gewisse *αὐτομαδεῖς* und *αὐτοδιδάκτοι*, deren Gattungsname Isaak ist, ohne *ασκησις* und *μάθησις* von Natur sich der Materie entfremden. Wer dieß Ziel erreicht, wird ein *τέλειος*, bildet sich zum Mittelglied zwischen Gott und Menschen; Freude, Friede, Schauen Gottes sind seine höchsten Schätze. — Die Tugenden werden bey Philo häufig hellenisch nach den 4 Cardinaltugenden getheilt; eben so oft herrscht aber auch eine andere, mehr jüdische Eintheilung vor, in *ἐλπίς*, *μετάνοια* und *δικαιοσύνη*, als deren Repräsentanten Enos, Enoch und Noah genannt werden. Höher als diese niedere Trias steht die des Abraham, Isaak, Jacob, denen nicht so wohl als Tugend, sondern mehr als Tugendlohn die *πίστις*, *χάρις* und das Schauen Gottes beygelegt wird. Doch erscheint anderswo die *πίστις* auch als Tugend, in der Bedeutung Vertrauen, als höchste Bedingung der Gnade Gottes; neben ihr erscheint die *εὐδοκία* oder *ὁσιότης*, die häufig mit der *ἀγάπη* zusammenfällt, so daß die Paulinische Trias, *πίστις*, *ἀγάπη*, *ἐλπίς* deutlich sich in dieser als

nisch gefaßte Stellen, Ps. 110, 3. M auf den λόγος übertragen wurden. Verbindung war leicht, da der λόγος bey zuge aus Aegypten eben die Leitung verrichtet hatte, die in der Zukunft des Messias erwartet wurde. Der Jude lebte nie in der Gegenwart, die nur drückend lastete; stets im Andenken der glorreichen Zeit, oder eben so gern in Erwartung der glorreicheren Zukunft. Die übrigen Theosophischen Systems lassen sich kürzer zusammenfassen.

Das 9te Kapitel von der Weltanschauung Philo selbst faßt seine Ansichten darüber de rub. 11. 26. Pfeif. so zusammen; die Ursache τὸ ἐφ' οὗ ist Gott, der Stoff, οὗ ist die ἔλξη, das Werkzeug τὸ δι' οὗ λόγος, und der Grund des Schaffens, τὸ δι' οὗ die Liebe Gottes. Die Materie, bestimmend präexistierend gedacht, erlaubt eigentlich nur eine Bildung, keine Schöpfung, die Einprägung der Idealwelt in die ἔλξη; dennoch behauptet Philo eben so bestimmt die wirkliche Schöpfung als er unbekümmert um die Gefahr ist, jene präexistierenden Materie die μεταβολή zu geben zu müssen; sein Platonismus bringt also eine Lücke im System hervor. Eben so will sich jene Einprägung der Ideen in die Materie mit den mosaischen 7 Schöpfungstagen nicht recht vertragen: Philo bemüht sich deshalb die Zahlen nicht als Zeitfolge, sondern ziemlich pythagorisch als Bezeichnung gewisser Kräfte und Verhältnisse zu geben, die bey der Schöpfung wirksam gewesen sind. Uebrigens ist die Materie Sitz des Bösen, und Lösmachen von der Pflicht des Menschen. Das 10te Kapitel behandelt die Welt, ihre Theile und ihre

sen.
vergä
Ende
dacht,
oberst
den 2
Idrpe
mel
der si
die d
ertöni
Zuge
im 5
Einfl
kein
schen
Dies
übere
heit
leicht
konn
Sinn
K
ausz
die
auf
Lebe
Klaf
sterb
nur
eine
solch
Ma
eigen
wirf
gelo
ihre

im Eril oft ins Abenteuerliche ausgemalt, und als Mittelglied zwischen die Buße und Umkehr des Volks, wodurch die Restauration des nationalen Reichs, wie die freudigere Gestaltung der ganzen physischen und moralischen Natur bedingt wird. Eine völlige Identificierung des λόγος mit dem Messias, dem großen Anführer der Nation zu jenem Glücke, findet sich bey Philo noch nicht, und kann sich nicht finden, da der im reinen Auftraume wirkende λόγος nicht bleibend auf die unreine Erde herabgezogen werden darf. Doch ist eine Annäherung beider Begriffe schon deshalb nothwendig, weil diese Rückkehr der Nation ganz nach Analogie des Auszugs aus Aegypten geformt ist, und deshalb die Thätigkeit des λόγος dort in der Wolkensäule, gewiß auch in der *δειοτέρα ἢ κατὰ φύσιν ἀνθρωπίνην ὄψει*, ἀδήλως μὲν ἑτέροις, μόνους δὲ τοῖς ἀνασωζομένοις ἐμφανεῖ wiedergefunden werden muß, die als Anführer des Zuges in die Heimath genannt wird. Nachdem so die Philonische Theosophie in ihren einzelnen Zügen dargelegt ist, werden wir uns wegen des

zweyten Theils kürzer fassen können. Er enthält die Nachweisung, daß das Ganze dieses Systems nicht Erfindung und Eigenthum des einzelnen Mannes, sondern Gemeingut der Zeit war. Die unauslösblichen in dem System enthaltenen Widersprüche machen die Annahme nothwendig, darin nur das Zusammenfassen mehrerer schon vorliegenden heterogenen Bestandtheile der Zeitansicht zu erblicken. Die Spuren derselben Theosophie finden sich a) bey den LXX, die durch ihre von der jüdischen Ansicht ganz verschiedenen Begriffe vom Wesen Gottes gezwungen wurden, jede sichtbare Theophanie aus-

ten Theosophie nachweisen läßt. Doch bis nur von den Tugenden des Weisen; für Sündigen ist die Buße nöthig, *μετάνοια*, doch können auch die Intercession der Gerechten, wie Vergebung, doch Aufschub der Strafe mit Rücksicht auf die positiven Gnadenmittel, der Cultus, wird sehr streng als einzig würdige Ehrung Gottes nur das Opfer eines reinen Lebens verlangt, und hiernach der mosaische Lohndienst recht oft idealisirt. Doch auch die nationalen Opferideen namentlich die Zeiten der Landesnoth gebilligt.

Das 14te Kapitel: Von der Weltregierung oder Vorsehung, und von dem sondern Plane Gottes in Betreff der jüdischen Nation. Nirgends kommt der Nationalismus des Philo mit den positiven Lehren so ins Gedränge, als hier, wo seine philosophischen Ansichten von der gleichmäßigen Providenz über alle Menschen und dem Zusammenhang zwischen Tugend und Glück mit der alten Nationalitätlichkeit des bevorzugten Volkes Gottes zu vereinigen sind. So vielfach ihn seine philosophische Ansicht zu Versuchen einer allgemeinen Theodicee leitet, eben so stark bey ihm das alte Nationalgefühl. Oft tritt sich durch ideale Auffassung Israhel's, als Völkster des Universums, läßt ihre Opfer für das ganze Menschengeschlecht dargebracht seyn. Er so oft hält er aber geradezu an den alten Heißungen fest, ohne jenen Widerspruch zu lösen. In seiner messianischen Idee lassen sich Glieder unterscheiden, das Glück der messianischen Zeit unter dem großen Herrscher, meist Farben der Propheten ausgeführt; das bevorstehende Unglück, das jenem Glücke zur Folie nach Bildern des Pentateuchs und der 2

g) in dem 4ten Buche der Maccabäer, dessen Abfassung dem Josephus mit Recht abgesprochen, vor Jerusalem's Zerstörung, und nach Alexandrien verlegt wird; Spuren der Theosophie finden sich in der Ansicht von Gott, dem Siege des Bösen in der Materie, und den Ennebenmitteln. h) Das wichtigste außerphilonische Monument dieser Bildung ist das Buch der Weisheit, die σοφία tritt bestimmt hervor, wird ganz mit dem πνεῦμα τοῦ θεοῦ identificiert, und so der neue Begriff auf die alte Form geimpft; das Buch wird für Werk eines Aegyptiers, namentlich eines Therapeuten erklärt.

Nachdem so das Bestehen der Alexandrinischen Schule auf 200 Jahr vor Philo hinauf verfolgt ist, wird k) die Verpflanzung derselben nach Judäa behandelt. Indessen konnten wir schon in dem Bisherigen die Spuren nicht so bestimmt anerkennen, als sie der Verfasser ausgibt; so ist dieser letzte Theil offenbar noch schwächer ausgefallen, indem der Hauptbeweis jener Uebertragung, 1) die Identität der Essäer und Therapeuten an Evidenz Manches zu wünschen übrig läßt. Früher wurden gewöhnlich die Therapeuten von den palästinensischen Essäern abgeleitet. Der Verf. greift den Beweis von der umgekehrten Seite an, da sich Spuren des Essäerordens außerhalb Palästina's nicht wohl nachweisen lassen; diese sollen deshalb von jenen Aegyptischen Mystikern abstammen. Er beruft sich auf die Gleichheit beider Secten in Gebräuchen und Dogmen. Allein was von Uebereinstimmung in den Gebräuchen vorgebracht wird, strenge Enthaltensamkeit, ascetisches Leben, sind Züge, die man bey jeder orientalisch-mystischen Secte erwarten darf; auf dieselbe Art ließe sich die Identi-

tität der spätern Mönchsorden mit den Therapeuten zeigen. Die Dogmen müssen entscheiden, und gerade darin ist der Beweis schwach. Der Verf. glaubt bey den Essäern Allegorie zu finden, wo doch nur von dem Verstehen der Schrift durch göttliche Illumination geredet wird, also auch nur ein allgemein mystischer Zug! noch unsicherer ist das Berufen auf die bey den Essäern vorkommenden Mittelwesen. Dadurch daß sie Gott für unbegreiflich erklären, trennen sie ihn doch nicht durchaus von der Welt los, noch weniger finden sie in den Theophanien den λόγος; und endlich ihre Kunde von Nam'n der Engel, und deren anbefohlene Geheimhaltung leitet sich doch weit sicherer aus asiatischer Dämonologie als aus Aegypten ab. Noch unsicherer ist die Etymologie des Namens Essäer; nimmt man auch das syrochaldäische *ܥܫܐ* heilen, als Wurzel an, so liegt doch bey den Therapeuten wohl nicht das Heilen, sondern die Gottesverehrung, die *δωκασία τοῦ Θεοῦ* zu Grunde. Nach allen Zügen, die wir von den Essäern besitzen, sind sie gewiß rein palästinenfisches Product; wie sollte nicht im Gegensatz gegen die starr formelle Drachonodoxie der Phariseer, und die oberflächliche Aufklärerey der Sadducäer, auch hier sich eine Gesellschaft warmer Religionsfreunde zusammengefunden haben, denen freylich das Herz mit dem Kopfe durchging, die von der äußern Welt abgestoßen, sich ein inneres Gemüthsleben bildeten? Mit dem Edugnen der Identität beider Secten ist jedoch durchaus die Möglichkeit der Uebertragung alexandrinischer Weisheit nach Palästina nicht aufgehoben; gewiß läßt sich bey dem Idenaustausch zwischen beiden Ländern die Sache weit einfacher denken, als durch Vermittler

lung des in sich abgeschlossenen Essäerordens. m) bey Josephus gibt der Vf. zwar selbst nur geringe Spuren der Theosophie zu, da dieser bey seinem historischen Wirken nicht Gelegenheit hatte, tiefe Speculationen einzuflechten. Indessen der ganze Josephus bey seiner historischen Objectivität ist ein factischer Beweis, daß bey ihm wenigstens die Theosophie keinen Eingang fand; hätte er sie besessen, verläugnen konnte sie sich in seinen Schriften gewiß nicht. Dennoch soll auch er der Allegorie zugethan seyn, weil er erklärt (de vita s. I. 4) man müsse, um die Genesis zu verstehen, sie vom Standpuncte des reinen Theismus auffassen. Darin findet sich doch aber gerade das Gegentheil der Allegorie, indem diese, vorgeblich rein hermeneutisch, durch ihre Künsteleyen den reinen Theismus zu finden vermeint, Josephus hingegen diesen Standpunct vorläufig schon fordert, also wohl darauf verzichtet, ihn durch die Erklärung selbst zu erlangen. Die Verwechselung der Mittelwesen mit Gott soll sich bey Josephus finden, weil er die drey Fremden bey Abraham bald als Engel, bald als Gott darstellt. Indessen die Verwechselung ist im Texte selbst selbst schon gegeben, und wenn auch Josephus diese Freyheit etwas weiter ausdehnt, steht er doch stets auf rein alttestamentlichem Boden. Uebrigens sind auch Josephus Ansichten über das Wesen Gottes sämmtlich so rein theistisch, daß man darin nur das edel ausgebildete Judenthum, ohne fremde Einwirkung erkennen muß. Das Wesen der Alexandrinischen Theosophie, die Beymischung Platonischer Elemente vermißt man bey Josephus ganz, da die Behauptung, Pythagoras und Platon haben aus jüdischen Quellen geschöpft, doch mehr Nationalvorurtheil, als

1358 Göttingische gel. Anzeigen

Annahme der fremden Philosopheme ist. Eben so wenig möchten wir n) in den Doketen nothwendig Spuren jener Theosophie entdecken, da die Scheu vor Verbindung des λόγος mit wirklicher Materie, und die dadurch bedingte Annahme eines Phantasma, wohl aus der Ansicht von dem der Materie inhärierenden Bösen erklärt, diese Ansicht selbst aber eben so gut aus andern Gestaltungen der orientalischen γνῶσις, namentlich wohl aus Parthischen Ideen abgeleitet werden kann. Eher möchten wir dem Verf. in seiner Ausführung bestimmen; o) bey Simon Magus und Elrai sind theosophische Elemente aus Alexandrien vorhanden, obgleich der Beweis, daß Elrai mit den Essäern (nach Epiphanius den Ossäern) in Verbindung gebracht werden müsse, wieder an dem schon oben angeführten Gebrechen leidet, daß die übereinstimmenden Züge meist nur allgemein mystischer Art sind, daß hingegen die angeführten Divergenzen recht eigentlich das Wesen des Essäismus treffen. Elrai begünstigte die Ehe, während die Essäer strenge Enthaltksamkeit verlangen; alle Nachrichten über jenen lassen in seinem Systeme eine entsetzliche Frivolität erblicken, während der Essäismus freylich einseitig aufgefaßte und schroff ausgesprochene, aber doch tief empfundene Religiosität in jedem Zuge zu Tage legt. Daß jene Theosophie in Palästina auch schon mehr wissenschaftliche Auffassung erlangt habe, soll p) aus dem Beyspiele des Gamaliel, Lehrers des Apostels Paulus, und Vorsteher einer Schule griechischer Weisheit folgen. Talmudische Nachrichten legen ihm sapientiam graecam bey, die bey der entschiedenen Abneigung der Juden gegen alle

136. St., den 25. Julius 1832. 1359

andern Formen hellenischer Philosophie nur alexandrinisch-platonischen Ursprungs seyn könne; freylich ein nur sehr vereinzelter Beweis. Nach dieser Darlegung muß unbedingt die erste Abtheilung dieses Werks, die Auffassung des Philonischen Systems für bey weitem fester und bländiger erklärt werden, als die zweite, die Nachweisung derselben Ideen in außerphilonischen Monumenten. Ist deshalb dem Verfasser die Kunde jener philosophischen Gestaltung in Palästina bey dem gewiß sehr lebhaften Ideenwechsel mit Alexandrien auch wohl einzuräumen, so ermangeln doch gewiß die einzelnen aufgefundenen Büge, namentlich die Identität jener ägyptischen und palästinenfischen Secten der Evidenz, die der Verfasser ihnen beylegt. Uebrigens darf man der weitem Forschung des Verfassers über die Urgeschichte der Kirche — möchte er nur selbst den Begriff derselben anerkennen — recht gespannt entgegensehen.

Dr. R.

N o v o c o m i.

Typis C. Petri Ostinelli: Delectus Opusculorum ad Praxin medicam spectantium antehac apud Gentes exteras editorum quae in medicorum Italiae communium collegit Josephus Frank, Therapiae specialis et clinices in Caesarea universitate Vilmensi professor emeritus &c. Vol. I. VIII u. 241 Seiten. Vol. II. 240 1827. Vol. III. 254 S. 1828. Octav.

Eine Sammlung ausgezeichnete medicinischer Schriften hatte schon J. P.

1360 Göttingische gel. Anzeigen.

(1785 — 93, XII Bände) veranstaltet, und eine Fortsetzung davon A. Brera (1797 — 1811, X Bände) geliefert. In gleichem Sinne ist vorliegende Auswahl getroffen. Der Herausgeber, der berühmte Sohn eines hochberühmten Vaters, lebt jetzt in angenehmer Zurückgezogenheit am Comer See, wo Ref. vor Kurzem das Glück hatte ihn auf seiner Villa Gallietta bey Burgo zu sehen und von seiner lebendigen Theilnahme an allen Fortschritten der Wissenschaft und namentlich seiner thätigen Vorliebe für unsere Universität sich zu überzeugen.

In der Vorrede werden die Grundsätze der Auswahl angegeben und dabey mit Recht bemerkt, daß besonders solche Monographien, welche Krankheiten einzelner Länder, seyen es nun endemische oder epidemische, gründlich behandeln, dazu sich eignen. Deswegen kann man nur billigen, daß unter den 9 in diesen 3 Bänden enthaltenen Abhandlungen aufgenommen sind: Fr. Holst, über die Radesyge; P. Stoffelia, über die italische Pellagra; H. Martius, über die taurische Peste; C. Kaczkowski, über die polnische Plica; G. Walker, über die Epidemie zu Grönningen und F. A. E. Poppen, über die gleiche zu Jever (vergl. diese Anzeigen 1827. St. 145. 1829. St. 155).

Wöge der Beyfall seiner italiänischen Landsleute, für welche diese Sammlung zunächst bestimmt ist, den Herausgeber zur ferneren Fortsetzung, da es nicht wohl an gehörigem Stoffe mangeln wird, aufmuntern und unterstützen.

Marx.

G ö r t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 27. August 1832.

B ü r i d .

M. Tullii Ciceronis Orator, Brutus, Topica, de Optimo genere oratorum cum annotationibus C. Beieri et Editoris. Ope Codd. Sangall., Einsiedl., Reg., Erlang., Viteberg., edd. vett. denno recensuit J. C. Orellius. Praemittitur Epistola Critica ad J. N. Madvigium, V. C. 1830.

Herr Orelli erzählt in der dieser Ausgabe vorangeschickten Epist. Crit., daß er eine Reise nach St. Gallen gemacht, um die dort aufbewahrten codd. genau durchzusehen: was er dort gefunden, wolle er hier mittheilen: magni tamen, sagt er p. XIV, et prorsus novi nihil exspectato, etsi nonnulla, quae ad disciplinam nostram spectant, accuratius nunc explorata sunt. Auf dieser Reise besuchte nun Herr D. zuvörderst Herrn von Eschberg, auf dessen Gute er, nachdem er einige Conjecturen zu der Uebersetzung des Walther von Effhardus

gemacht (p. XIV), einen sehr guten codex italicischen Ursprungs von Cic. de Senect. gesehen, ferner einen schlechten des Valius, Cic. Academ. Q., Fin. B. et M., einen Juvenal, Boethius, endlich Missalia atque Antiphonaria stupendae antiquitatis Sec. VIII. et IX. cum musicis signis nunc vix ulli mortalium notis, cett. cett. Nun geht es nach St. Gallen. Es theilt uns Herr D. mehrere alte Cataloge der Kloster-Bibliothek mit, aus denen man sieht, daß die Bücher, durch welche dieses Kloster so berühmt ward, wie Quintil., Valer. Flacc., Asconius Ped., ursprünglich nicht darin gewesen, sondern später hinzugekommen sind. Wie der Quint. und Val. Flacc., so ist auch der Ascon. nicht mehr daselbst vorhanden, den D. noch zu finden hoffte; er spricht daher die Ueberzeugung aus, dieser cod. sey verloren gegangen. und man müsse sich an die apographa Florentina, Ambrosiana et Pistoriense bey Constituierung des Textes einzig halten. Keinen hinreichenden Ersatz für die getäuschte Hoffnung hinsichtlich des Asconius gewährten Herrn D. ein cod., in dem unter andern Schriften die Rhetor. ad Herenn. standen: aus ihm wird p. XXII berichtet II, 23, 36; ferner eine Handschrift der Berrinen, die p. XXIV so beschrieben wird: cod. membran. formae quadruplicatae, foliorum 136, pulchre atque emendate scriptus, circa annum, ut arbitror 1420. Dieß scheint Alles, was die Bibl. Sangall. Herrn D. für den Cicero Neues bot: allein einmal mit der Durchsicht der Bibliothek beschäftigt, untersuchte er auch die übrigen Handschriften, wie eine der Evangelien mit lateinischer Uebersetzung aus dem X. Jahrhundert, von der B.

137. St., den 27. August 1832. 1363

tianten und Proben von p. XXVI — XXXIX mitgetheilt werden: ferner eine des Diktys, den Herr Dr. herausgeben wird; des Seneca, von der vv. LL. p. XLI — XLVII stehen: wichtig ist für Apulejus eine aus einem cod. der Stadtbibliothek in St. Gallen — deren codd. p. XLVIII bey dieser Gelegenheit aufgezählt werden — mitgetheilte Notiz, daß in dieser Handschrift der Anfang des goldnen Esels in 25 Verse getheilt ist, wornach Herr D. dieses als eine Erfindung eines italiänischen Grammatikers des XIV. oder XV. Jahrh. darstellt und die Ansichten von Beroaldus, Scaliger und Dudenbörp berichtigt. Es folgen von p. XLIX an Proben von codd. Sangall., wie eines Servius aus dem IX. Jahrh. — eines unedirten Schol. ad Horat. Serm. et Epist. — Verbesserungen zu Cramer's Comm. ad Juven. Sat., da für diesen die codd. Sang. höchst schlecht verglichen seyen: p. LVI — eines cod. des Cäsar Germanicus: p. LV — eines cod. des Virgil aus dem 4. oder 5. Jahrh. p. LXIV. An diese Besarten knüpft sich ein Ausfall auf die Philologen, welche im Cicero und andern Classikern die alte Orthographie wo möglich herzustellen streben, worauf wir, Gott weiß wie, zum Querolus des Plautus kommen. Mit vieler Beslesenheit in den Schriften der Gelehrten des Mittelalters wird von dem Inhalte, dem Verfasser, den codd., der Entstehung dieses Gedichts gehandelt, auch aus P. Danielis Curis secundis in Pseudoplanti Querolum die Abhandlung dieses Gelehrten de auctore Queroli abgedruckt und darauf, weil in Amsterdam eine neue Ausgabe dieses Stücks erschienen sey und man an einer genug habe, eine Anzahl VV. LL. von

1364 Göttingische gel. Anzeigen

p. LXXVI — XCV mitgetheilt. — Jetzt beginnt Herr Dr. von Quintillian's Declam. zu sprechen und aus einander zu setzen, was ein künftiger Herausgeber derselben zu beachten habe: um diesem die Arbeit etwas zu erleichtern, theilt er p. XCVII höchst treffliche Emendationen des Ranconetus, eines bekannten Juristen, mit, die dieser an den Rand einer edit. Pith. geschrieben und erzählt am Schlusse, daß in Bern ein Exemplar der Declamationen aufbewahrt werde, an dessen Rand Eujas theils Lesarten aus codd. theils eigene Emendationen geschrieben habe. Es folgen hierauf noch Nachträge, unter denen die zum Cäsar Germanicus p. CIV besonders zu beachten sind.

Dies der Auszug aus der Epist. Crit., durch welchen Ref. glaubt Anspruch auf den Dank der Leser dieser Blätter machen zu können, da Theologen und Juristen, Philologen und Astronomen u. s. w. wohl nicht in einer Epist. Crit. vor Cicero's Orator. u. s. w. solche schöne Sachen zu finden geahnt haben: und obgleich nun Viele dafür Herrn D. dankbar seyn werden und Ref. auch gern zu diesen gehören möchte, so kann er doch nicht umhin, noch zwei Bemerkungen hinzuzufügen. Erst möchte er wissen, was sich Herr Dr. unter 'Epistola Critica' denke: die Philologen sind doch gewohnt, unter diesem Namen etwas Geistreiches und nicht eine farrago in der Eile zusammengeschriebener Varianten zu verstehen: und zweitens, was für ein Verhältniß und was für einen Zusammenhang der Verfasser zwischen dieser sogenannten Ep. Crit. und dem folgenden Orator. Brutus cett. statuieren.

Da es die Grenzen dieser Anzeige überschreitet

ten würde, wenn die Kritik Herrn D. an allen in diesem Buche enthaltenen Ciceronischen Schriften dargestellt werden sollte, so beschränkt sich Ref. auf den Orator. Zu diesem hat Herr D. einen cod. Einsiedlensis benützt, den er p. CXII folgendermaßen beschreibt: Eins. chartacens, forma quadruplicata, scriptus intra annos 1440 et 1450 ab Alberto de Bonstetten. Außer andern Schriften enthält er vom Cicero: de Invent. libr. II., Rhet. ad Herenn. I. IV. Orator, Paradoxa. Herr D. hat ihn im Ganzen richtig beurtheilt; nur scheint dem Ref. der cod. Viteberg. den ersten Platz einzunehmen: ihm steht cod. Eins. am nächsten und beide bilden zusammen jetzt die einzige feste Grundlage des Textes des Orat. Ferner hat Herr D. zuerst einen cod. Erlang. benützt, der aber lückenhaft ist und nicht viel taugt: dann erhielt Herr D. noch Noten des verstorbenen Weier, dessen Namen auch diese Ausgabe gewidmet ist: ihre Form ist aber so, daß in ihr der Verfasser sie gewiß nicht würde bekannt gemacht haben: im Ganzen tragen sie den Character von Sammlungen, die noch benützt werden sollten, in denen freylich öfters das Wahre getroffen ist. Wie aber überhaupt diese ganze Ausgabe eine große Eile charakterisirt (so sagt z. B. sehr naiv Herr D. p. LXXVI von Klinkhamer's Querolus: *urgent enim operae neque exspectare possum, donec illa Amstelodamo Turicum usque advehatur*) so hat sich auch bey ihnen Herr D. nicht die Mühe genommen, falsche Citate zu berücksichtigen: so steht §. 41 Ep. ad Fam. XV, 4, 24 statt XV, 4, 11; §. 48 Orat. II, 72, 92 statt 72, 292. Zum Schluß einige Stellen: I, 4 lieft Hr. D.

Prima enim sequentem honestum est in secundis tertiisque consistere. Nam in poetis non Homero soli locus est (ut de Graecis loquar) aut Archilocho cett. Es haben die codd. alle an in poetis non Homero soli cett. außer dem Monac., welcher an in poetis aut Arch. cett. liest; die alten editt. weichen alle fast von einander ab, und aus einer von ihnen, der Junt. II. stammt Herrn Drelli's Lesart, welche also Conjectur ist. Beier wollte mit Crat. und Asc. 2 non enim lesen, 'ut existat negationum quaedam *ἐπ' ἀναφορά* proximis etiam deinceps sententiis sic exordientibus: Nec vero — Nec solum — Nec.' Herr Drelli wendet dagegen ein, daß enim nicht nach dem kurz vorhergegangenen enim wiederholt werden könne: jedoch vergleiche man nur infr. S. 61. 99. 101. 108. Und sollten diese Stellen nicht schlagend genug befunden werden, so ist dieß ohne Zweifel Cic. Off. II, 12, 42 *Jus enim semper est quaesitum aequabile: neque enim aliter esset jus.* Herr Drelli conjiciert sane in poetis cett., weil dieß Wort in Epist. ad Fam. mit an verwechselt ist: ohne Zweifel ist aber Beier's Ansicht die richtige und zwar aus dem von Beier selbst angegebenen Grunde. — II, 6 schreibt Herr Drelli: In oratoribus vero, Graecis quidem, admirabile est, quantum inter omnes unus excellat. Es fragt sich vor Allem nach dem Zusammenhange. Cicero beginnt den Beweis, daß der nach dem Höchsten Strebende sich begnügen müsse in großen Dingen die zweyte oder dritte Stufe der Vollkommenheit zu erreichen, historisch, indem er sagt, daß neben den ersten Dichtern, Philosophen und Künstlern der Griechen auch derer,

welche einen niedrigeren Rang einnahmen, mit Ehren gedacht würde: man bemerke aber, daß er von jeder Gattung Mehrere nennt, die zwar zu ihr gehören, aber nur in einem Zweige derselben die ersten gewesen sind. Cicero könnte nun auf dieselbe Art, wie er die genannten Männer unter einander verknüpft hat, auch die Redner folgen lassen: allein es bietet sich ihm hier eine eigene Bemerkung dar, welche diese den Uebrigen entgegenstellt, daß nämlich unter allen Rednern nur ein Einziger als der Vorzüglichste zu nennen sey. Daher denn das *vero*, welches Görenz streichen wollte und Herr Drelli nicht zu vertheidigen vermag. Denn diese Partikel stellt dem vorhergehenden Satz als Zusatz etwas Bedeutenderes, Größeres entgegen. Auf dieß Wort folgt *Graecis quidem*, was Herr Drelli so erklärt: '*quod quidem de Graecis praesertim valet, quum inter Latinos nemo adhuc inter omnes aequae excellat, atque inter illos Demosthenes*'. Man sieht, Herr Drelli hat den Zusammenhang nicht fest gehalten. Die fraglichen Worte können nur heißen *ut de Graecis loquar*. Und weil sie eben nichts anders als dieß heißen können, weil ferner diese Aufeinanderfolge des *vero* — *quidem* unlateinisch ist und endlich der Satz dadurch schleppend wird, da Cicero doch wohl dem Unaufmerksamsten seiner Leser zutrauen konnte, daß er das eben vorhergegangene *ut de Graecis loquar* noch im Sinne haben würde, so ist *Graecis quidem* als Glosse aus dem Texte zu werfen. — Obgleich noch eine Menge Stellen vorhanden sind, welche durch tieferes Eindringen von Herrn Drelli berichtiger

1368. Göttingische gel. Anzeigen.

konnten gegeben werden: wie §. 22 ut cinnam-
 amborum, §. 32 quae χαρακτήρ, §. 38
 studiosè, §. 42 de adolescente Isocrate S-
 crates u. s. w. zu schreiben war: so hebt er
 nur §. 42 noch hervor: Dulce igitur orati-
 nis genus et solutum et effluens, sente-
 tiis argutum, verbis sonans est in illo e-
 dictico genere quod diximus, proprium
 phistarum, pompae quam pugnae aptius e-
 So Drelli, Meyer. Man stößt sich an e-
 dictico, daher Herr Drelli früher schrieb
 illo επιδεικτικῷ quod d., und auch noch
 scheint er Neigung zu dieser Lesart zu hab-
 Allein im Orator, der höchst behutsam und
 gant geschrieben, gebraucht Cicero nicht
 diese Weise ein griechisches Wort, wie man
 Stellen sieht, wie §. 37. 61. 70. 83. 93. 11
 207. 223 etc. etc. Aber auch epidictico
 falsch, da dieß kein lateinisches Wort ist. 2
 codd. bieten nichts: man kann allein die
 Conjectur helfen. Ref. theilt hier eine V-
 muthung mit, welche er, da wir mit d
 Orator zu thun haben, nicht für gewalt-
 hält: man schreibe dulce igitur — — v-
 bis sonans est in illo genere, επιδεικτικῷ
 quod diximus et proprium sophistarum.
 Die Einschiegung des et scheint nothwendig.
 Abrundung der Periode; dann recapituliert
 cero auch, was er §. 37 angegeben.

E. L. v. L.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.

Den 30. August 1832.

Sabamar und Weilburg.

Im Verlage von F. C. Fanz: *Lectiones Diodoreae partim historicae partim criticae. Emendantur passim aliorum scriptorum loci plurimi. Conscripsit F. R. C. Krebsius. XIV u. 282 Seiten in 8.*

An dieser Erstlingschrift eines jungen Philologen — eines Sohnes des verdienten Rectors in Weilburg — wird einem Jeden die gründliche Gelehrsamkeit, welche der Verf. in sehr verschiedenen Theilen der alten Geschichte zeigt, und der Geist eindringender Forschung und bündiger Beweisführung gefallen. Auf den Ref. macht auch die schlichte Geradheit des Ausdrucks und die gehaltvolle Offenheit in der Mittheilung von allerlei eingewebten Reflexionen einen angenehmen Eindruck, wiewohl der Verf. in seiner weiteren Schriftstellerthätigkeit wohl gewahr werden wird, daß man sich z. B. über das Maaß der Verdienste von Angelo Mai kürzer verständigen könnte als hier geschieht, und er dann seinen Lesern

statt mancher Expectoration aus jugendlicher Seele lieber die reife Frucht einer tiefen Beobachtung und lichtvollen Ueberschauung der geschichtlichen Verhältnisse bieten wird.

Wir wollen in der Kürze das Buch in seine Hauptabschnitte, welche gewöhnlich mehrere der funfzehn Kapitel zusammenfassen, zerlegen, und von Jedem den Hauptinhalt angeben.

Kap. 1. und 2. Ueber die Lücke im achtzehnten Buch des Diodor. Der Verf. sucht aus einer Analyse der ganzen Erzählung der nächsten Begebenheiten nach Alexanders Tod zu zeigen, daß nicht nach Kap. 38, wie Wesseling meint, sondern nach Kap. 40 ein Stück ausgefallen sey: wie viel, lasse sich nicht bestimmen, da man nicht wisse, was Diodor für erzählenswerth gehalten habe. Dann wird durch eine specielle Untersuchung die dabey vorausgesetzte Annahme bestätigt, daß die Schlacht des Cumenes gegen den Neoptolemos, Diodor XVIII, 29, in Kappadokien, nicht am Hellespont, wie man gewöhnlich annimmt, sich begeben habe.

Kap. 3 — 7. Der Verf. beginnt der Disposition der Geschichtserzählung Diodor's vom siebenten Buche an nachzuforschen, indem von dem Anfange dieses Buches an, mit der Epoche der Zerstörung Troja's, eine chronologisch geordnete Darstellung anfang. Er bringt zuerst die sechs Bruchstücke, welche wir aus diesem Buche vor der Reihe der Vaticanischen durch früher bekannte Quellen besitzen, in eine wahrscheinliche Ordnung. Eine allgemeine chronologische Erdörterung über die Fundamente der ältern Chronologie, namentlich über die Spartanischen Kōniglisten, auf welche schon Eratosthenes die Zeitrechnung vor den Olympiaden gebaut hatte, ging voraus: daß aber dabey Diodor nicht selbst eine

138. 139. St., den 30. August 1832. 1371

Liste dieser Könige gab, und am wenigsten die, welche sich im Armenischen Eusebios befindet, halten wir auch für angesehnlich. Korinths Besignahme durch Kletes den Herakliden habe Diodor auf das Jahr 110 nach Trojas Zerstörung gesetzt, welches er das 30ste Jahr des Eurysthenes und Prokles genannt zu haben scheint. Hier schaltet der Verf. ein Kap. (4) ein, um gegen den Unterzeichneten zu beweisen, daß nicht wohl angenommen werden könne, daß Diodor dreßzig Jahre auf die Unmündigkeit des Prokles und Eurysthenes rechne und dann erst deren Regierung anfangen lasse. Denn Diodor denke so wenig daran, die vormundschaftliche Verwaltung von der Regierungszeit eines Fürsten abzuziehen, daß er dem Spartanischen Fürsten Pleistonar sogar die ganze Zeit von Ol. 80, 3 bis 93, 1., funfzig Jahre, zur Regierung gäbe, welche dieser doch zum größten Theil als Unmündiger und Verbannter zugebracht. Wir geben dieß zu, und sind vollkommen der Ueberzeugung, daß die Regentenschaft eines Probitos in Sparta in der Regel der Regierungszeit der Fürsten zugezählt wurde. Da es indeß einleuchtend ist, wie auch der Verf. zugesteht und selbst durch eigene Argumente unterstützt, daß in den Jahresangaben zwischen dem Heraklidenzug und der ersten Olympiade dreßzig Jahre fehlen, und diese am besten gleich nach der Rückkehr der Herakliden eingeschoben werden: so werden wir die angeregte Schwierigkeit wohl ohne Künstlichkeit und Gewaltsamkeit durch die Annahme umgehen, daß die gemeinschaftliche und der Trennung der Dynastien vorausgehende Vormundschaft des Theras, der nach Herodot und Andern an der Stelle beider Söhne des Aristodemos über Sparta herrschte, von den Alexandrinischen Chronologen als etwas

so singuläres betrachtet wurde, daß sie die dafür in Rechnung gebrachten dreyßig Jahre vor die in den Spartanischen ἀναγραφαῖς angegebenen Jahre des Eurysthenes und Prokles stellten. Herr R. Krebs theilt übrigens in diesem Kapitel manche schöne Bemerkung über die Succession der Spartanischen Könige mit, namentlich ist durch genaue Vergleichung der Data mit den Sitten Sparta's die Geschichte des Pleistarchos, Leonidas' Sohnes, auf eine so sinnreiche und bis auf einen gewissen Grad wahrscheinliche Weise geordnet, daß wir die Resultate hier uns mitzutheilen beeilen. Gorgo, Kleomenes' Tochter, war als Aristagoras in Sparta war (was freylich nicht mit Sicherheit Ol. 70, 1. gesetzt wird) acht oder neun Jahr alt (Herod. V, 61); sie heirathet achtzehn oder neunzehn Jahr alt den Leonidas, Olymp. 72, 3; ihr Sohn Pleistarch geboren 72, 4. ist dann 80, 2. dreyßig Jahr alt und übernimmt die Regierung; er stirbt νεωστὶ τὴν βασιλείαν παρεληφώς (Pausanias III, 5, 1) Ol. 80, 3.; Pleistonar geboren um Ol. 74, 2 oder 3 folgt ihm unter dem Prodikos Nilomedes; und stirbt funfzig Jahre später Olymp. 93, 1. Was den König Archelaos, den Agiaden, anlangt, so beifolgt sich der Unterz. zu bekennen, daß er ihm aus Versehen 58 Jahre statt 60 gegeben. Hierauf stellt der Verf. im fünften Kapitel die Uebersreste des ersten Theils des siebenten Buches zusammen, nach kritischer Revision des Griechischen Textes, wo ihn Synkellos oder andere Gewährsmänner geben, die Stellen aber, welche bloß durch Mai aus dem Armenischen in das Latein übersetzt vorhanden sind, nach eigener Rückübersetzung ins Griechische. Dann knüpft er an das dritte Fragment — über die Geschichte Alba Longa's — Untersuchungen an, welche die Epoche

138. 139. St., den 30. August 1832. 1373

der Gründung Roms betreffen. Der Verfasser zeigt, daß Diodor nicht, wie Niebuhr meinte, Polybios Zeitrechnung mit der des Fabius auf eine ungeschickte Weise verwirrend, der Zeit der Könige von Rom 244 Jahre gab, und diese von Olympias 8, 1 an rechnete, sondern daß er die Epoche der Gründung Roms, Olympias 7, 2, von Polybios annahm, und eben so in der Ansetzung des ersten Consulats, Olymp. 68, 1, und andern Hauptdaten sich an Polybios angeschlossen, aber alsdann bey der Ausfüllung der dazwischen liegenden Zeiträume hauptsächlich dem Fabius folgte, und dabey allerdings, um zwischen diesen beiden Quellen Uebereinstimmung zu erzwingen, auf eine sehr rohe und zutappende Weise, dort ein paar Consulate ausließ, und hier ein Jahr in mehrere ausdehnte. Wir können hier um so weniger den Vertheidiger von Niebuhr's Annahmen über die chronologischen Systeme des Fabius und anderer Alten machen, da dieser große Gelehrte im zweyten Bande der R. G. die im ersten ausgesprochenen Resultate der hierher gehörenden Untersuchungen schon mannigfach modificiert hat, und erst im dritten die Lösung mancher Widersprüche und Schwierigkeiten zu erwarten war. Darauf übernimmt unser Verf. das in jehiger Zeit bedenkliche Amt, die Albanische Königsreihe, deren Namen auch Diodor in dem dritten Bruchstücke überliefert, gegen Niebuhr's strenge Verwerfung zu vertheidigen: womit er aber, wohl zu merken, nicht etwa sie der beglaubigten Geschichte zu vindicieren beabsichtigt, sondern nur die Entstehung dieser Regentenliste nicht in so späte Zeiten gesetzt wissen will, wie es bey Niebuhr der Fall ist. Und in der That überzeugt die Auseinanderlegung des Wfs. davon, daß nicht Alexander Polyhistor, der Frey-

gelassene des Sulla, diese Stammtafel freylich erfunden haben könne. Daß wirklich in diesen Königen außer den Namen manche Ergänzungen bey den Alten im Gange waren, ist schon der eine Vers des Virgil VI, 770 an Aeneas Silvius: Si unquam regnandam scopis Albam, mit dem Commentar des Erius. Den Beweis würde indessen der Geschichtschreiber Roms ablehnen, welchen der Verf. aus den Ausführungen Cato's bey dem auctor origine gentis Romanae führt, da Niebuhr gewiß nicht ohne Gründe diese Schrift für ein Nachwerk eines Betrügers im fünfzehnten Jahrhundert hielt. Doch ist wenigstens Einzelnes aus guten und bis auf unsere Zeit unbekannt gebliebenen Quellen geflossen: wovon die Zusammenstellung des Verfs. S. 182 ein interessantes Beispiel liefert.

Kap. 8 bis 10. Ueber die übrigen Fragmente des siebenten Buchs von Diodor. Zuerst die Frage, mit welchem Datum das siebente Buch schloß. Nicht mit der Gründung Roms, wie die Bipontinischen Herausgeber annehmen, sondern mit dem ersten Jahr der ersten Olympiade, wie der Verf. sehr wahrscheinlich macht; so daß also für das siebente Buch Diodors jenes Zwielft der Geschichte bleibt, welches sich von Trojas Fall bis zu den Olympischen ausbreitet. Die durch Mai bekannt gewordenen Fragmente, welche der zweiten Hälfte dieser Periode angehören, beziehen sich theils auf Eufurgos, von dem Diodor zum Jahre 804 v. Chr., nach seiner Aera zum dritten Jahre des Archelaos oder ersten des Charilaos, sprach; theils auf die Makedonische Urgeschichte. Diese knüpft Diodor an Karanos als den ersten Fürsten und zwar an das Jahr 783 v. Chr., ging aber ge-

in der Regentenreihe weiter hinab, und brachte bey Perdikkas I. das Orakel über die Bestattung der Könige zu Agä bey, welches er nach der Beweisführung des Verf. keineswegs auf Karanos übertrug; ja er scheint in dieser chronologischen Uebersicht sogleich bis auf Perdikkas II. herabgegangen zu seyn, da vor dem Tode desselben in den vollständig erhaltenen Büchern keine Data vorkommen, wenn er nicht vielleicht sogar an dieser Stelle das Ganze bis auf Alexander umfaßte. Die sich auf Eukurg beziehenden Bruchstücke nebst dem durch den Vaticanischen Palimpsest vollständiger bekannt gewordenen Fragment aus Tyrtaios Eunomia werden hierauf gründlich behandelt; dieß Fragment wird mit Recht von dem Orakel ἀ φιλοχρηματία κ. τ. λ., an welches es angeschoben worden ist, ganz getrennt, und mit sorgfältiger Erwägung der Spartanischen Verhältnisse erklärt. Den Vers εὐθείαις ῥήτραις ἀνταμειβομένων faßt der Verf. richtig: die Volksversammlung sollte durch gerade Beschlüsse, d. h. durch Bejahung oder Verneinung, den Vorschlägen der Magistrate erwidern; die Lesart des Vaticanischen Codex εὐθεῖαν, wonach man auch ῥήτρην geschrieben hat, kann um so weniger in Betracht kommen, da es doch wenigstens εὐθεῖαν heißen mußte. Dann folgt das Bruchstück über die Makedonische Dynastie mit gleichem Fleiße behandelt.

Κ. 11 bis 14. Ueber die Bruchstücke aus dem ersten Theile des achten Buchs. Dieß begann, wie gesagt, mit der ersten Olympias; dabey — nicht bey Eukurg — sprach Diodor von dem Institut der Olympien überhaupt, namentlich von der ἀσολία der Eleer. Dann die Gründung Roms unter Dl. 7, 2; dabey wird Bruchstücke, die sich auf Rea Silvia, die Erziehung und

den Augurienstreit der Brüder und Remus beziehen, mit Geschick ihr Platz angenommen. Hierauf ein Fragment, welches den Anfang des ersten Messenischen Kriegs betraf, den Diodor mit Pausanias und Eusebios — welcher sich an Diodor anschließt — von Olymp. 9, 14, 1 setzte; einem zweyten Bruchstücke aus der Geschichte desselben Kriegs wird, nach einer weitläufigen Confutation von Mai, L. 11, 1. als Datum angewiesen. Hieran die Gründung von Syrakus, welche Diodor wahrscheinlich nach Ol. 11, 4 setzte, wozu Eusebios — obgleich es noch immer sehr zweifelhaft ist, ob dieses wie es scheint aus Thukydides abgeleitete Datum durch einen richtigen Vergleich aus diesem Historiker gewonnen ist. Ein Fragment aus einer Liebesgeschichte, welches aus dem ticanischen Excerpte aus diesem achten Buchen, wird von dem Verf. mit siegreichen Worten auf den Raub des Bakchiadischen Königs Alkæon durch Archias bezogen, von dem die *de virtutibus et vitiis* erzählen. Von den bekannten Reden der Messenier Aristomene Alconis, welche H. Stephanus herausgab und J. Bossius nach dem Zeugniß einer Handschrift dem Diodor zugeeignet hat, zweifelt der Verf. aus unverächtlichen Gründen, daß sie wirklich von Diodor herrühren. Nach dem Ende des ersten Messenischen Kriegs erhält ein Fragment einer Rede seine Stelle, welche dem Pompilius bey seinem Regierungsantritt (L. 16, 4) in den Mund gelegt wird. Da der Historiker dieser Classe allen Personen, auch barbarischen Völkern, die sie als edel und darstellen wollen, Grundsätze Hellenischer Philosophie und Deisidämonie in den Mund so konnte Diodor den alten Numa sagen.

daß die Götter den Frommen nicht bloß im Leben wohl thun, sondern auch im Tode, und wenn man den Weißen der Myssterien glauben dürfe, ihnen eine Hindurchführung (durch alle zu durchschreitende Stufen) in seliger Zuversicht für ewige Zeiten gewähren. Nach dieser Voraussetzung wird gewiß die Stelle des Vaticanischen Fragments am einfachsten so ergänzt: οἱ οὐ μόνον τοὺς εὐσεβεῖς ἐν τῷ ζῆν εὖ ποιοῦσιν ἀλλὰ καὶ μετὰ τὸν θάνατον, εἰ δὲ καὶ ταῖς τελεταῖς [πιστεύομεν, αὐτοῖς], διαγωγὴν μετ' εὐθυμίας ἑδεῖας εἰς ἅπαντα τὸν αἰῶνα παρασκευάζουσιν. Die Aenderungen des Versß., welcher die τελετὰς hinwegschafft, halten wir für minder wahrscheinlich. Das Bruchstück von Deioles Selangung zur Herrschaft über die Meder wird nach Diodor selbst Bl. 17, 2, die Gründung von Kroton mit Wahrscheinlichkeit 18, 1. angesetzt; und das schon von Dindorf wesentlich verbesserte Orakel, welches der Gründ. der Myskellos erhalten haben soll, sorgfältig behandelt. Namentlich wird der Weg, welchen der Pythische Gott dem Myskellos zu nehmen vorschreibt, dadurch völlig aufgeklärt, daß in Τάφιος ἀνήφορος der Aetolische Berg erkannt wird, der sonst als Taphiassos, aber doch auch als Taphios, vorkommt. Nur daß es zweifelhaft sey, ob im dritten Verse οἰκίσαι (—v—) oder οἰκῆσαι zu schreiben sey, ist eine Irrung; und aus dem Beywort des Myskellos, womit ihn der Gott anredet, ΚΑΛΑΝΩΣΤΕ in der Handschrift nach Mai, möchte der Unterz. nicht βραχύνετε, wie Strabon hat, sondern ein feltneres Wort, wo von jenes die Erklärung wäre, wie πολύνετε, herauslesen. Wie Eusebios, setzte auch schon Diodor die Gründung von Sybaris der von Kroton gleichzeitig: daher in demselben achten

1378 Göttingische gel. Anzeigen

Buche viel von den Sitten und dem Luxus der Sybariten die Rede war, Erzählungen welche Diodor gleich an die Gründungsgeschichte anknüpft hatte.

Das Epimetrum ergänzt einiges bey der Abfassung der Schrift Uebergangene, aber enthält auch neue Untersuchungen. Der Unterz. hebt darunter besonders die Erörterung hervor, daß Diodor den zweyten Messenischen Krieg nicht wie Pausanias Olymp. 23, 4 bis 28, 1, sondern richtiger (auch nach der Meinung des Unterz.) etwa um Olymp. 35 setzte, wonach auch Tyrtaos Zeitalter bestimmt wird. Vorher sprach Diodor von dem Anfang der Sikyonischen Tyrannis durch Orthagoras, die er von Olymp. 27 datiert zu haben scheint. Den Orthagoras nannte Diodor Andreas; denn daß diese beiden Namen eine und dieselbe Person bezeichnen, ist aus den Vaticanischen Fragmenten auch dem Unterz., welchen Herr Krebs entgegengesetzter Meinung glaubt, deutlich geworden (Dorier, Oxfordter Ausgabe I. S. 184 x).

Wir haben bey dieser gebrängten Inhaltsangabe durchaus nur den Hauptgang der Untersuchung darlegen können; auf die eingeflochtenen und besonders in die Noten vertheilten Verbesserungversuche, welche sich namentlich über Skymnos von Chios (dessen Versbau aber nicht immer gehörig berücksichtigt ist, wie S. 167 in dem Schlusse eines Trimeters *σκεπηνην καταγωνην εχει*), Plutarch u. die Vaticanischen Fragmente des Dio Cassius verbreiten, können wir nur am Schlusse aufmerksam machen.

R. D. W.

138. 139. St., den 30. August 1832. 1379

B r e s l a u.

Verlag von Graß, Barth und Comp., 1832:
Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf
Luthers Zeit. Ein literarhistorischer Versuch von
Dr. Heinrich Hoffmann. VII und 206 Sei-
ten in Octav.

In dieser mit ungemeinem Fleiß abgefaßten
Schrift werden alle Spuren des ältesten deut-
schen Kirchenliedes aufgesucht. Bekanntlich ver-
stättete die frühere Kirche nur den Gebrauch der
lateinischen Sprache, und der Gesang wurde ei-
gentlich nur von der Geistlichkeit ausgeführt, so
daß Laien zwar die feyerliche Melodie der gesun-
genen Worte empfinden, nicht aber ihren Sinn
verstehen konnten, etwa wie wir uns noch jetzt
im Concert unverstandene italienische Texte ge-
fallen lassen. Es ist nicht zu leugnen, daß durch
Verbannung der Volkssprache aus der Kirche
(abgesehen von Predigt und Beichte, wo sie be-
halten werden mußte) der Gottesdienst an In-
nigkeit und Andacht verlor und die Beziehungen
des Sinnes auf die durch Gesang und Musik
angeregte Erhebung des Gemüths größtentheils
untergehen mußten, wenn auch in gewissem Be-
tracht die Feyerlichkeit durch das Vernehmen
fremder, wohllautender Worte vielleicht sogar er-
höht wurde. Inzwischen gab es doch bald, we-
nigstens in Deutschland, Berührungen des Ge-
sangs der Geistlichen und Laien, und gerade
daran knüpft sich der Ursprung unseres deut-
schen Kirchenliedes. Nicht allein ließ man in
der Litaney die Gemeinde, wenn schon mit ein-
zelnen Worten, wie mit Kyrie eleison oder Mi-
serere einfallen, sondern einige geistliche Hand-



...
füh
geifi
das
Gru
mel
fich
fen,
fchent
lester
Lois
von 2
ne St
eben
Isengr
ten &
hinzu.
sal

in pr
In eine
nach

lautet hat. Der aus Dietmar von Merseburg bekannten Entstellung des Kyrie eleison in ein slavisches Vkrivolisa (im Gesträuch eine Ullr oder Erle) geschieht S. 12 Erwähnung; in Dietmars Uebersetzung 'Aeleri stat in frutectun' scheint der Schluß doch eher lateinisch als deutsch und man wird das unverständliche letzte Wort in frutecto, fruticeto zu bessern haben, obgleich nicht recht einzusehen ist, warum volsa durch das deutsche aeleri gegeben wird, statt durch das lateinische alnus. Altslavische Denkmäler gewähren noch andere Belege für den häufigen Gebrauch des Kyrie eleison, man sehe ein polnisches geistliches Kriegslieb, das dem heiligen Adalbert (vor dem Jahr 1000) beygelegt wird, aber offenbar jünger seyn mag (Rakowiecki prawda ruska 2, 211—212) und ein altböhmisches (Hanka starobyta skladanio, djl opozdęny p. 238) dessen Refrain lautet: swaty VVaclawe, kyrie eleison. Die Anrufung der Heiligen wurde mit dem Kyrie eleison, wie wir hier bey Wenzeslav und vorhin bey S. Peter sahen, verbunden, vergl. S. 30 des vorliegenden Buchs. Im XIII. Jahrh., wo der Mariendienst vorzüglich im Schwange ging (S. 50 Note 65), vertritt Maria häufig in Fabeln und Formeln andere Heilige früherer Jahrhunderte (Jahrg. 1825 unserer Anz. S. 708). Nächstdem wird zumal: dem Osterlied 'Christ ist erstanden' (S. 54) und dem Pfingstlied 'Nun bitten wir den heiligen Geist' (S. 57) ein hohes Alter nachgewiesen. Bey Schiffahrten wurde gewöhnlich ein 'In Gottes Namen faren wir' (S. 61) angestimmt, in Gefahren und Schlachten das 'Media vita in morte sumus' für dessen Berdeutschung sich jedoch noch kein sehr

•
g
di
ce
ge
de
(2
fick
der

zwi
in t
geiß
from
vielle
firkhl
tung
und
ge. i
schen
überall
~

138. 139. St., den 30. August 1832. 1383

Text liefert, eine alte Melodie gehabt haben. Es war schon vor der Reformationszeit vorhanden; im Jahre 1552 veranstaltete Johan Winnigstedt, Pfarrer zu Quedlinburg, einen vor uns liegenden besondern Abdruck aus einer zu Corvey vorgefundenen alten Abschrift.

Jac. Gr.

St u t t g a r t.

Bei Henne: Erörterungen über die bestrittensten Materien des Römischen Rechts in Zusätzen zu Thibaut's Pandecten-System, siebente Auflage. Herausgegeben von J. R. Braun. Erster und zweyter Theil. 1831. IV u. 922 Seiten. Octav.

Wie willkommen auch jedem Besizer des so ausgezeichneten, von dem Herrn Geheimen Rathe Thibaut, herausgegebenen Pandecten-Systems, aus dieses hochverdienten Rechtslehrers eigener Feder geflossene Zusätze und Erläuterungen zu jenem Lehrbuche seyn müssen, und wie vortrefflich auch der Inhalt des vorliegenden Buchs seyn mag; einen eben so lebhaften Unwillen muß dessen Herausgabe bey jedem Redlichen erwecken, und eben so ernsthaft muß die Klüge seyn, die den Herausgeber in jeder Hinsicht trifft! Schon seit mehreren Jahren schleicht ein dumpfes Gerücht umher, daß die nachgeschriebenen Vorlesungen eines berühmten, gegenwärtig in das Geschäftsleben eingetretenen Rechtslehrers, die Grundlage zu einem bekannten Werke eines unlängst Verstorbenen, abgegeben haben sollen; indessen, und selbst wenn dieses Gerücht wahr wäre, was Ref., da er beiden

